GUTENBERG, HAUSFREUND FÜR GEBILDETE FAMILIEN

Digitized by Google



Digitized by Google

No. 1. (Sonnabend, den 31. December.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Vierter Jahrgang. **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Aus dem Leben des Herzogs von Orleans.

Folgende verbürgte Anecdote vom verstorbenen Herzog von Orleans wird man mit Theilnahme lesen; sie ist aus der Zeit seines Feldzugs in Nordafrika: „Die Armee stand an den Ufern der Chiffa am Vorabend des zur Forcirung des Mussaia-Passes festgesetzten Tages, und zwischen den französischen Truppen und den Arabern fand ein scharfes Gefecht Statt. Der Prinz hatte schon mehre Adjutanten nach einander mit Befehlen abgeschickt, fand es aber nothwendig, noch einen zu entsenden, und wandte sich deshalb zu seinem Generalstabe hin mit der Frage, an wem die Reihe sei, den Dienst zu verrichten. „An mir," sagte der Herzog von Aumale. Der Prinz warf einen raschen Blick über das Schlachtfeld und sah, welcher Gefahr er seinen Bruder auszusetzen daran sei. Zu jener Zeit, darf man nicht vergessen, war der Herzog von Aumale erst 18 Jahre alt, — ein Mann an Herz, ein Knabe aber noch an Alter. „Sie sind irre, d'Aumale, die Reihe ist nicht an Ihnen," versetzte der Herzog von Orleans. Der Herzog von Aumale lächelte, denn er errieth, was in seinem Bruder vorging: „Wohin habe ich zu gehen?" fragte er, die Zügel seines Rosses aufnehmend. Der Herzog von Orleans seufzte, fühlte aber, daß mit der Ehre nicht gemarktet werden dürfe. Er drückte seinem Bruder fest die Hand und gab den nöthigen Befehl. Der junge Adjutant sprengte fort, drang bald in das Gewühl der Kämpfenden, und man verlor ihn im Pulverdampfe aus dem Gesicht. Der Herzog von Orleans war ihm, so lange seine Person noch sichtbar war, mit den Augen gefolgt und blickte dann fortwährend starr nach dem Orte hin, wo er verschwunden war. Einen Augenblick darnach galoppirte ein Pferd aus dem Handgemenge reiterlos hervor; es war von derselben Farbe, als das seines Bruders. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte den Prinzen, — sein Bruder, vermuthete er, sei gefallen, und in Vollziehung eines Befehls von ihm! Er hielt sich am Sattel, während zwei schwere Zähren ihm die Wange hinabglitten. „Gnädigster Herr," sagte eine Stimme hart an seinem Ohre, „das Pferd dort hat eine rothe Schabracke." Der Herzog von Orleans athmet wieder auf, denn seines Bruders Thier war blau aufgezäumt. Er wandte sich um und umarmte rasch den Sprechenden, der einer von seinen Adjutanten war. Zehn Minuten darauf kam der Herzog von Aumale heil und wohlbehalten zurück, nachdem er seine Pflicht mit der Ruhe eines alten Kriegers vollbracht hatte."

249.097-C
4
1843
1

Digitized by Google

Je toller, je besser.

(Nach Mery.)

Der Friedensschluß von 1814 hatte allen französischen Gefangenen am Bord der Pontons bei Kingston in Irland die Freiheit wieder gegeben; fast alle schifften schon am andern Tage über den St. Georgskanal, Frankreich entgegen; unter den wenigen, die ein solcher Eifer nicht beseelte, ihr Vaterland wieder zu sehen, hat die Stadt Dublin die Namen der beiden Schiffsfähndriche Celestin und Xavier im Gedächtniß aufbehalten.

Beide waren Waisen: ihrer Geburt nach mehr der See als dem Lande angehörig, hatten sie in ihren Erinnerungen weder mütterliche Zärtlichkeit, noch einen Dorfkirchthurm, noch ein durch die Conscription unterbrochenes Eheverhältniß bewahrt; Dublin erschien ihnen als ein Ort, wo sich wohnen ließe, wie überall, und so beschlossen sie denn, fürs erste wenigstens in dieser so prächtigen als gastfreundlichen Stadt ihren Sitz aufzuschlagen. — Noch einen wichtigen Grund weiter hatten sie, um eine bescheidene Niederlassung in Dublin zu errichten. Während ihrer langen Gefangenschaft hatten sie ihr ausgezeichnetes Talent für Kunstschreinerarbeit zur Anfertigung eines vollständigen Museums angewendet, welches in einzelnen Stücken lauter Ansichten darstellte, die sie von ihrem schwimmenden Bagno aus beobachten konnten: auch war der Zufall ihrer Lage ihnen günstig genug gewesen, denn Natur und Menschenhand haben zwischen Kingston und Dublin bis zum Vorgebirge Howth-Hill die herrlichsten Aussichten geschaffen.

Unsere beiden Seemänner gedachten einen Schatz ausbeuten zu können, wenn sie ihr Museum in der Hauptstadt Irlands zur Schau stellten, zumal wenn es ihnen gelingen sollte, die politische Freigebigkeit irgend eines reichen Lord rege zu machen, der ihnen die schöne Arbeit zu einem unmäßigen Preise bezahlte. Keinen Schilling in der Tasche hätten sie doch ihr Museum nicht für zwanzigtausend Pfund Sterling verkauft; ihre Eigenliebe schätzte ihr Kapital wenigstens viermal so hoch.

Sie mietheten sich ein Entresolzimmer auf dem Christ-Church-Place, und stellten folgende Tafel aus:

Great Attention!
Kommt und schaut
Alle Wunder der Rhede und Stadt Dublin!
Der Blume der Erde, der Perle des Meeres!
Ein Schilling das Billet.

[Bibliotheksstempel]

In England verfehlen Ausstellungen ihre Absicht auf die Menge niemals: Dies Land ist voll Leuten, die nichts Besseres wünschen, als einen Schilling für eine Aufregung von zwei Minuten auszutauschen. Ihre Einnahme war glänzend, Celestin und Xavier träumten nichts als Gold, in den ersten acht Tagen hatten sie schon hundert Pfund Sterling in Fünfpfundnoten, der kleinen Banknotenmünze, in ihrem Koffer. Schon betrachteten sie sich als Millionäre am Ende des Jahres, denn ihr Plan war, alle großen Städte Englands sich beisteuern zu lassen und dann nach Frankreich zurückzureisen, in einer Postchaise und mit zwei Lakaien.

Zufall oder Bosheit zerstörte in einem Nu die schönen Projekte.

Eine Feuersbrunst verzehrte ihr Museum; sie selbst hätten beinahe das Leben eingebüßt bei ihren Bestrebungen, ihr leider gar zu verbrennliches Vermögen den Flammen zu entreißen. Die Mode der Brandassekuranzen war damals in Dublin noch fast unbekannt, unsere Seemänner würden übrigens auch an diese Maßregel der Vorsicht nicht gedacht haben.

Kean und Kemble haben sich dem englischen Publikum schon oft im Verzweiflungskampfe dargestellt, aber die schmerzhaften Zuckungen unserer beiden armen Seemänner übertrafen bei weitem die Trostlosigkeitsgeberden der Mimiker. — Wie Celestin das erste Wort über seine todtengleich entstellten Lippen zu bringen vermochte, schrie er:

„Verwettertes Schicksal! sind wir denn in der Wiege verflucht worden? Wir fliegen bei Abukir auf dem l'Orient in die Luft: man fischt uns auf, und schickt uns auf die Galeeren zu Plymouth — gut! — Wir entwischen — bei Trafalgar werden wir in den Grund gebohrt mit dem Infernal: man fischt uns wieder auf, und schickt uns nach Kingston — noch besser! — Wir rudern zehn Jahre lang auf den Pontons, wir verfertigen zwanzig Meisterstücke mit unsern Fingern und aus schlechtem Schiffswrackholze: — endlich stehen wir am Rande des Glücks — da schickt uns die Hölle eine Probe von Feuerwerk aus ihren Kesseln, und verbrennt uns lebendig! — Oh Fluch!"

Es war auf der St. Stephansbrücke, wo Celestin diese Reden führte; unter ihm rauschte der vom geschmolzenen Schnee beträchtlich angeschwollene Liffey. Der Seemann warf einen senkrechten Blick in die strudelnden, gelblichen Wellen hinunter, und ein eben so unheimlicher Blick starrte aus Xaviers Gesicht ihm entgegen.

„Ich verstehe Dich!" sprach Xavier, „es ist unsere Bestimmung, im süßen Wasser umzukommen. — Umarme mich, und so sei's denn!"

„Verdammt will ich sein, wenn ich zurückweiche," sagte Celestin. — Und er schwang sich auf das Brücken-

Digitized by Google

geländer: Xavier sprang ihm nach. Sie kreuzten kraftvoll die Arme über der Brust, als wollten sie sich selbst ihre energische Entschließung erklären, daß, wie tüchtige Seewölfe sie auch waren, sie auf alles Schwimmen Verzicht leisteten: und stürzten sich kopfunter in den Liffey.

Das wilde Getöse vom Sturze zwei so großer Körper brachte sogleich eine Meute von Neufundländischen Hunden in Bewegung, die seit Kurzem ihren Dienst am Brückenkopfe angetreten hatten. Lord O-Calligham, ein berühmter irländischer Philanthrop, war der Stifter dieses Wachtpostens von lebensrettenden Hunden, und gerade an diesem Tage legte die Neufundlandsrace ihr erstes Probestück ab. Die flinken Thiere hatten den Grund mit Celestin und Xavier zugleich erreicht.

Die Seemänner fühlten sich von den kraftvollen Schnauzen an ihren Rockschößen gepackt, aber ihr Vorsatz des Selbstmordes stand unwiderruflich, und so setzten sie den Bemühungen ihrer Retter eine unglaubliche Energie entgegen. Menschen und Hunde kamen mit einander auf die Oberfläche des Wassers, unter dem krampfhaften Durcheinanderarbeiten der Hundetatzen und Menschenarme und Füße schäumte der Fluß hoch auf. — Schon waren zwei der bestabgerichteten Hunde nahe daran, den Lohn für ihren Rettungseifer davon zu tragen, sie ließen nur noch Erstickungslaute der Todesnoth hören, denn sie hatten mehr schlammiges Wasser eingeschluckt, als zur Ertränkung von zehn Christen nöthig war; als Celestin und Xavier, plötzlich von Mitleid gegen die armen, dem Tode nahen Thiere ergriffen, mit ihnen zugleich dem Ufer zuschwammen, und bei diesem Anlaß wieder ihren Willen sich selbst retteten. Die herbeigelaufene Volksmenge, Zeugen dieses Auftrittes, zollte den Hunden ihre Bewunderung und den Seemännern ihr Bedauern; der Sheriff Edmund Tacker, ein siebenzigjähriger Greis, hielt den aus dem Wasser geretteten Fremden eine kleine, zweckmäßige Anrede, und dann wurden sie in Prozession in die St. Patrickskirche geführt.

Celestin und Xavier genossen nun des Glückes eines zweiten Lebens; sie waren als bereits gestorben wieder auferweckt worden. Die beiden Lazarus der französischen Marine hatten zu Dublin besonders unter dem Volke, wegen ihres mißlungenen Selbstmordes billigermaßen eine Celebrität erlangt. Diese im Wasser des Liffey errungene Berühmtheit blieb aber für sie unfruchtbar genug: weder ihr verbranntes Museum gab sie ihnen zurück, noch den Reichthum, den sie am Schlusse von hundert Ausstellungen, schon errungen zu haben glaubten.

Der Sheriff hatte ihnen gesagt: „Arbeitet meine Kinder, verdient Euer Brod, so werdet Ihr auch Euer Glück wieder finden.“ Im Grunde hatte der Sheriff Recht; mit dreißig Jahren, in welcher Lage man auch sei, findet man immer Brod durch seine Hände: Celestin und Xavier waren aber durch eine Reihe von Trugschlüssen außerhalb des Bereichs der allgemeinen Menschenpflicht gerathen. Schon seit ihrem zehnten Jahre litten sie und quälten sich, das müßige Leben auf dem Ponton hatte sie erschlafft, die Meisterarbeiten, die sie mit ihren Fingerspitzen gefertigt hatten, konnten ihre Muskeln nicht kräftigen, im Gegentheil sie verweichlicht durch diese Art Stickerei, und zu Mannesarbeiten untüchtig gemacht. Endlich waren sie Schritt vor Schritt durch Ueberlegung zur Ueberzeugung gelangt, daß die Zerstörung ihres Museums kein zufälliges Ereigniß, sondern eine Uebelthat gewesen sei, welche Eifersucht oder Rache gegen sie, die beiden Franzosen, ersonnen hatte, so daß sie in jedem Vorübergehenden den eigentlichen Brandstifter zu sehen wähnten. Die beiden Unglücklichen, nachdem sie einmal ihr Leben auf den Grund des Liffey hingeworfen hatten, und nun keine Pflicht auf der Erde mehr zu haben, und keine menschliche Strafe mehr fürchten zu dürfen glaubten, ersannen sich einen andern diabolischen Plan gegen die Stadt Dublin, die sie durch Feuer und Wasser beinahe hatte umkommen lassen.

„Höre einmal, Xavier,“ sagte Celestin, „ich habe in meinen Kinderjahren am Bord die Geschichte vom Kaufmann Roux in Marseille erzählen hören. Der hatte Beschwerden gegen die Engländer wie wir. Er war ein reicher Partikulier, der Ludwig XVI. Geld lieh; er wußte selbst nicht, wie reich er war: er hätte eine ganze Viertelstunde lang Nullen an eine 1 anhängen können, und hätte doch seinen Reichthum nicht berechnet. Er hatte eine Flotte von zwanzig Kauffarteischiffen, und ich weiß nicht, wie viel Kaper. Wie er sah, daß Ludwig XVI. sich nicht rührte, so erklärte er, er, Roux, dem König von England den Krieg. Sein Schreiben, worin er die Feindseligkeiten ansagte, fing so an: „Ich, Roux I. an Georg III.“ — Das war in der Ordnung. Roux I. machte den Anfang damit, daß er den Engländern vielen Schaden zufügte, aber der König von Spanien und Ludwig XVI. intervenirten zwischen den beiden kriegführenden Mächten, und der Friede wurde geschlossen.“

„Die Geschichte ist mir bekannt,“ sagte Xavier, „aber laß hören, wohin sie führen soll?“

„Du verstehst mich nicht, Freund?“

„Sprich, Landsmann!“

„Nun denn! wie machen es, wie unser Marseiller Landsmann Roux I., und erklären Dublin den Krieg.“

„Den Krieg?“

Digitized by Google

„Wir haben Etwas zum Voraus, unsere Stellung ist eine bessere, als Roux I. hatte, wir sind im Herzen vom Feindesland. Und verweigert der Feind unsere Kriegscontributionen, so lassen wir ihn in die Luft fliegen, wie er es uns bei Abukir gemacht hat; das ist nicht mehr als billig, Xavier, ist es nicht so?"

„Nun, damit ich auch etwas dabei thue, ich will Deinen Plan auf seinen rechten Sinn führen. Wir miethen, meintest Du, einen ersten Stock in Sakeville-Street." —

„Ja." —

„Gut! Wir gehen also an Bord vom Schiffe Sakeville und schlagen uns gegen Schiff Dublin. — Das giebt dann ein Seegefecht zu Lande."

„So ist's."

„Wann kommt dann die Declaration der Feindseligkeiten, Celestin?"

„Wenn unsere Batterien fertig sind — Morgen."

„Ja, morgen: ich brenne vor Begierde, meine Schiffswache am Bord des Sakeville zu thun, zwischen zwei Häusern vor Anker liegend; ich fürchte, ich habe die Landkrankheit, ich habe noch nie auf dem festen Lande geschifft. Hast Du einen festen Tritt auf dem Lande, Du?"

„Xavier, man gewöhnt sich an Alles, wenn man einmal todt gewesen ist im Leben, wie wir Beide. Höre zu, Du hast meinen Plan gut geheißen, ich muß ihn Dir mit ein Paar Worten wiederholen. — Unter dem, was wir hier und da in Dublin eingekauft haben, ist auch ein Tönnchen englisches Pulver, erster Qualität: — Das ist die Basis unseres Geschäftes. — Wir haben in Sakeville-Street uns im ersten eingemiethet zwischen dem Postbureau und der schönen Manufactur von Richard Shawb, eine herrliche Lage; wir sind da im Mittelpunkt des reichsten Quartiers von Dublin; unsere Maßregeln sind genommen, daß wir die Correspondenz von ganz Irland verbrennen können, einige Millionen Stoffe, und ganz Sakeville-Street oben drein, die Menschen und die Güter. — Morgen Nacht schlagen wir an den vier Ecken von Dublin ein Placat an, das folgendermaßen lautet: Dies ist an die Einwohner gerichtet.

„Die beiden Seemänner, die in den Liffey gestürzt und gerettet worden sind, erklären der Stadt Dublin den Krieg.

„Sie wohnen Sakeville-Street 27, zwischen Post-office und der Manufactur von Richard Shawb.

„Der Fußboden ihres Zimmers enthält eine Tonne von 200 Pfund Pulver, welches in die Luft zu fliegen bestimmt ist, in folgenden Fällen:

„1) Wenn die Männer von der Polizei den geringsten Versuch machen, in das Pulverzimmer zu gehen;

2) wenn man einen der beiden Seemänner verhaftet, nämlich denjenigen, der in Dublin umhergeht, während der andere die brennende Lunte über die Pulvertonne hält;

3) Wenn man den beiden Seemännern auf ihr Verlangen nicht Alles bringt, was zu ihrem Unterhalt und zu ihrem Vergnügen dienlich ist;

4) wenn die Nachbarn ihre Häuser verlassen, um sie etwa zu isoliren, und solchergestalt mit einer Polizeimaßregel zu bedrohen;

5) die beiden Seemänner versprechen auf ihre Ehre, die Stadt und das Eigenthum der Einwohner von Dublin bei Tag und bei Nacht zu beschützen, wenn die Einwohner sich gegen die beiden, in der Hauptstadt Irlands ehrenvoll bekannten Unglücklichen wohl betragen;

6) einer der beiden Seemänner wird täglich in Dublin von der Mittagsstunde bis um 5 Uhr seinen Umgang halten; alle Bürger werden eingeladen, über ihn zu wachen; denn wenn er um halb 6 Uhr nicht zurückgekommen, so läßt sein Kamerad die Lunte auf's Pulverfaß fallen, und Sakeville fliegt in die Luft, wie einst der l'Orient bei Abukir.

Unterzeichnet: Celestin und Xavier."

Nachdem alle Anstalten getroffen und gehörig berechnet waren, verließ Xavier um Mitternacht mit einem Hundert Abschriften dieser Proclamation das Haus, und klebte sie allerwärts an. Mit Sonnenaufgang empfing der Sheriff einen Brief von den Freunden, worin er eingeladen ward, im Interesse der Stadt Dublin sich sogleich zu ihnen zu verfügen.

Um diese Stunde hatte Dublin die Augen noch nicht offen genug, um die Proclamation der beiden Seemänner zu lesen.

Der Sheriff, wohl begreifend, daß die zwei tollen Franzosen jedes rasenden Streiches fähig sein könnten, vergaß seinen Rang und leistete der Einladung Folge. Er wurde im Pulverzimmer mit aller möglichen Pontonshöflichkeit empfangen. Celestin bot ihm einen Stuhl an und sagte:

„Ehrenwerther Herr Sheriff, bemühen Sie sich, dies Exemplar der Proclamation zu lesen, die wir an den vier Ecken von Dublin angeschlagen haben."

Der Sheriff sah ihn an, nahm das Papier, setzte seine Brille auf und sprang bei jedem Satze vom Stuhl in die Höhe.

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Proceß Lesurques.
(Fortsetzung.)

Die Botschaft an die Fünfhundert hatte den Zweck, die Execution für den Augenblick zu verhindern und weitere Verhaltungsbefehle einzuholen. Sie schloß mit den Worten: „Soll Lesurques auf dem Schaffott sterben, weil er einem Schuldigen ähnlich sieht?"

Der gesetzgebende Körper ging zur Tagesordnung über, „da alle gesetzlichen Formen eingehalten seien und für einen besonderen Fall die einmal decretirten Formen nicht abgeändert werden dürften; ein von den Geschwornen ausgesprochenes Urtheil wegen solcher Indicien für ungültig erklären, würde so viel sein, als allen Begriffen von Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetze Hohn sprechen."

Das Begnadigungsrecht war damals förmlich abgeschafft. Somit war Lesurques rettungslos verloren. Er trug sein Schicksal mit Kraft und Ergebung. An dem Hinrichtungstage schrieb er seiner Gattin: „Geliebte Freundin. Dem Geschicke kann man nicht entfliehen; die Justiz wird mich ermorden. Wenigstens werde ich mein Schicksal wie ein Mann ertragen. Ich sende Dir meine Haare; gib sie den Kindern, wenn sie groß sind; es ist Alles, was ich ihnen hinterlasse."

In die Journale ließ er folgende Aufforderung an Dubosc einrücken:

„Du, an dessen Statt ich sterbe, laß Dir das Opfer meines Lebens genug sein; wirst Du jemals von den Gerichten eingezogen, so beeile Dich, die Schmach meiner drei Kinder und die Verzweiflung ihrer Mutter zu tilgen, die meine Aehnlichkeit mit Dir über sie gebracht hat."

Am 10. März 1797 fand die Hinrichtung statt. Auf dem Wege von der Conciergerie bis zum Grèveplatz schrie Couriol, der neben Lesurques auf dem Karren saß, beständig dem Volke zu: „Ich bin schuldig, Lesurques ist aber unschuldig."

Auf dem Schaffotte, das vom Blute Bernards noch geröthet war, wandte sich Lesurques zu dem Scharfrichter und sprach: „Ich verzeihe meinen Richtern und den Zeugen, durch deren Irrthum ich verurtheilt bin; ich verzeihe Legrand, der nicht weniger an meinem Tode schuld ist. Ich sterbe, aber ich bin unschuldig!"

Diese Unschuldsbetheuerungen Lesurques, besonders aber die bis zu den Stufen des Schaffots unaufhörlich wiederholten Worte Couriol's, erregten bei Vielen Zweifel über die Gerechtigkeit des Urtheils. Mehrere Geschworne bedauerten, den Aussagen der Zeugen von Mongeron und Lieursaint zu blindlings vertraut zu haben, und der Friedensrichter Daubanton, der Lesurques hatte verhaften lassen, faßte den festen Entschluß, die Wahrheit an den Tag zu bringen, was nur durch die Verhaftung und Aburtheilung der drei von Couriol als seine Mitschuldigen bezeichneten Individuen noch möglich war.

Zwei Jahre verflossen, ohne daß es diesem gewissenhaften Manne gelingen wollte, die Spur der Flüchtigen zu entdecken. Endlich, als er eines Tages die Verhaftungslisten auf dem Centralbureau durchsah, fand er den Namen Durochat. Dies war nach Couriol's Aussage der Name des Mörders, der unter dem falschen Namen Laborde den Platz neben dem Courier bestellt hatte.

Durochat saß wegen eines kürzlich verübten Diebstahls zu St. Pélagie. An dem Tage, wo er, wegen dieses letztern Vergehens zu 14jähriger Zwangsarbeit verurtheilt, eben aus dem Gerichtssaale abgeführt werden sollte, erklärte ein Inspector der Post und andere Postbeamte, die man zu der Gerichtsverhandlung bestellt hatte, sie erinnerten sich genau, daß Durochat im Jahre 4, am 8. Floreal, unter dem Namen Laborde in die Lyoner Malle eingestiegen, und daß allem Vermuthen nach der Courier von ihm ermordet worden sei.

Durochat setzte dieser Beschuldigung nur schwachen Widerspruch entgegen. Daubanton ließ ihn zuerst in die Gefängnisse von Meiun bringen, verhörte ihn dort am folgenden Tage in der Frühe und wollte ihn darauf nach Versailles bringen, wo er vor Gericht gestellt werden sollte. Er selbst, ein Gerichtsbote und vier Gensd'armen begleiteten ihn.

Unterwegs wurde in einem Dorfe Halt gemacht, weil der Gefangene, der noch nichts genossen hatte, um ein Frühstück bat. Im Wirthshause äußerte Durochat den Wunsch, mit dem Friedensrichter Daubanton allein reden zu dürfen. Dieser ließ die Gensd'armen und den Gerichtsboten abtreten, obgleich letzterer ihn durch ein Zeichen auf die Gefahr aufmerksam machte, mit einem vollendeten Bösewichte allein zu bleiben, und ließ für sich und Durochat Frühstück bringen.

Daubanton saß nun dem Verbrecher gegenüber; nur der Tisch war zwischen ihnen. Die Magd, welche das Frühstück auffetzte, hatte nach der Weisung des Gerichtsboten nur *ein* Messer hingelegt; Daubanton nahm es, um ein Ei damit zu öffnen, worauf Durochat, ihm fest ins Auge fassend, zu ihm sagte: „Sie haben Furcht, Herr Richter?" — „Vor wem?" erwiederte Daubanton. — „Vor mir, denn Sie waffnen sich mit dem Messer." — „Hier ist es," versetzte der Friedensrichter, indem er

Digitized by Google

jenem das Messer hinreichte, „schneidet mir ein Stück Brod damit ab, und sagt mir, was Ihr mir über die Ermordung des Couriers von Lyon mitzutheilen habt.“

Aufs Höchste überrascht, und fast gerührt über die Ruhe und Unerschrockenheit des Beamten, erhob sich Durochat, legte das Messer, das er rasch mit drohender Geberde ergriffen hatte, auf den Tisch und sagte: „Ihr seid ein wackerer Mann, Bürger. Wohlan, ich bin verloren, es ist um mich geschehen, und Ihr sollt Alles wissen.“

Hierauf ließ er sich in einer umständlichen Erzählung über alle Einzelnheiten des Verbrechens aus, und seine Aussage stimmte aufs Genaueste mit den Angaben Couriol's zusammen. Noch ausführlicher, wie dieser, erzählte er, daß Vidal den Plan entworfen und ihm denselben bei einem Restaurateur auf den elisäischen Feldern, den er namhaft machte, mitgetheilt habe. Die Schuldigen seien Couriol, Rossi, genannt Beroldy, Vidal, er selbst Durochat und Dubosc. Letzterer habe ihm einen Paß fabricirt unter dem Namen Laborde, vermittelst dessen es ihm leicht geworden sei, sich einen andern zu verschaffen, auf welchen er den Platz in der Lyoner Malle genommen habe; jener habe ihm auch 3000 Francs in Assignaten geliehen; Bernard habe die Pferde für Couriol, Rossi, Vidal und Dubosc geliefert. Rossi habe dem Postillon zuerst mit dem Säbel den Kopf gespalten und ihm, Durochat, hierauf sein Pferd gegeben, während er selbst auf dem Pferde des Postillons nach Paris zurückgeritten sei. Nach ihrer Ankunft daselbst hätten sich die fünf Complicen bei Dubosc versammelt und die Beute getheilt, auch Bernard, der die Pferde geliefert, habe dort seinen Antheil in Empfang genommen. „Ich habe gehört,“ fügte er hinzu, „daß man einen Particulier, Namens Lesuerques, verurtheilt hat. Zur Steuer der Wahrheit muß ich sagen, daß ich diesen Mann weder zur Zeit des Entwurfes unsers Plans, noch bei dessen Ausführung, noch bis zu seiner Hinrichtung gekannt habe. Ich kannte ihn nicht und habe ihn nie gesehen.“

Diese Erklärung Durochats wurde von dem Friedensrichter niedergeschrieben, von Jenem unterzeichnet und später vor dem Gerichte zu Versailles wiederholt.

Einige Tage nach diesem Vorfalle gelang es auch, Vidal zu arretiren, der aber, obwohl von den Zeugen von Mongeron und Lieursaint erkannt, sich hartnäckig weigerte, ein Geständniß abzulegen. Es wurde deshalb eine Specialuntersuchung gegen ihn eingeleitet, während deren Dauer er in dem Gefängnisse der Seine in Haft blieb.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Der bekannte französische Schriftsteller Mery besuchte in Rom den berüchtigten Räuber Gasparoni, der sich dort mit seiner ganzen Bande im Gefängnisse befindet. „Es ist unter ihnen,“ sagt er, „nicht ein einziges interessantes Gesicht, das des Hauptmannes und des Henkers ausgenommen, der die blutigen Befehle des erstern vollzog; alle haben so bürgerliche, so prosaische Gesichter, daß man sie für ehrliche Leute halten könnte, die durch einen Irrthum daher gekommen sind. Ich weiß nicht, ob sie jemals das malerische Costume getragen haben, welches die Künstler den neapolitanischen Banditen zu geben pflegen; als ich sie sah, waren sie wie italienische Handwerker gekleidet; graue Beinkleider, braune Jacken, blaue Strümpfe zerstören jede Poesie ihres Standes. Auch hatte keiner eine malerische Stellung; sie sahen gleichgültig aus, ohne Hoffnung und ohne Verzweiflung; sie rauchten lächelnd und schlugen dabei die Arme übereinander. Das ist die Bande, welche funfzehn Jahre lang der Schrecken der pontinischen Sümpfe war, vor welcher die päbstlichen Soldaten zitterten und die so viele reiche Engländer ausplünderte. Als das schrecklichste Verbrechen Gasparoni's erzählt man Folgendes: Auf der Straße von Neapel hielt er den Wagen eines Engländers an, der mit seiner Tochter reisete; er nahm ihm das Gold ab, that ihm aber nichts zu Leide und ließ ihn weiter reisen; dagegen behielt er die Tochter des Engländers, ein ungemein schönes Mädchen, zurück und nahm sie mit sich in das Gebirge. Als der unglückliche Vater in Rom ankam, setzte er einen hohen Preis auf den Kopf des Räubers. Daß ein einfacher englischer Bürger einen Preis auf den Kopf des berühmten Banditenhauptmanns setzte, der den päpstlichen Dragonern zwanzig Schlachten geliefert hatte, verletzte den Stolz des Räubers im höchsten Grade. Eines Morgens erhielt der Engländer in Rom ein Kästchen unter seiner Adresse; er ließ es sogleich öffnen und der unglückliche Vater fand darin den Kopf — seiner Tochter.“

(Ein freiwilliger Gefangener.) Boz erzählt in seinem Buche über Amerika, es sei einst ein Handwerker zu den Vorstehern des Gefängnisses in Philadelphia gekommen (in welchem die Gefangenen bekanntlich in einzelnen Zellen eingesperrt sind) und habe gebeten, da eingesperrt zu werden, weil er das Trinken nicht lassen könne, und sich dadurch in Armuth stürze. Die Vorsteher mußten ihn natürlich abweisen, er kam aber mit seiner Bitte so oft wieder, daß sie sich endlich entschlossen, ihm dieselbe zu gewähren, wenn er ein Document unterschreiben wollte, daß er eben nur auf seinen eigenen Wunsch eingesperrt worden sei. Uebrigens erhielten die Gefängnißdiener Befehl, den Mann sogleich freizulassen, wenn er es wünsche. So kam der Mann, der nicht so viel Festigkeit besessen hatte, einem Glase Branntwein widerstehen zu können, in eine einsame Zelle dieses gefürchteten Gefängnisses und blieb darin zwei ganze Jahre. Nach dieser Zeit hatte seine Gesundheit so sehr gelitten, daß der Arzt empfahl, er möchte gelegentlich im Freien im Garten arbeiten. Dies that er; an einem Sonntage aber, als er eben fleißig in dem Garten grub, war die Gartenthür zufällig offen geblieben; kaum hatte er dies bemerkt, als er, nach dem unwillkührlichen Instinct jedes Gefangenen, seinen Spaten wegwarf und so schnell davon lief, als ihn seine Beine tragen wollten.

Digitized by Google

— Die Theorien der Liebe, — führt der Verfasser einer Novelle seinen Helden redend ein — auf eine lange Erfahrung gegründet, lassen sich auf folgende 3 Hauptpunkte zurückführen: 1) Die Kunst, sich bei Damen beliebt zu machen. 2) Die Kunst, sie nicht zu lieben, und 3) Die Kunst, mit ihnen zu brechen. — Dieser letzte Punkt erfordert als der wichtigste und am Schwersten auszuübende, ein specielles Studium und vorzügliche Befähigung. Die Erste Beste kann Liebe erwecken. Es liegt so viel Bizarrerie in einem weiblichen Herzen! Gefallen, ohne sich selbst gefangen zu geben, ohne die Liebe zu fühlen, welche man hervorrufen wollte, ist schon etwas schwieriger und erfordert eine gewisse Stärke des Geistes und Charakters. Dennoch haben viele Personen die Gabe, dies zu erreichen; aber es gelingt nur einer sehr kleinen Anzahl von Auserwählten, das Geheimniß zu finden, sich zur rechten Stunde mit einer Ariadne zu brouilliren, nicht zu früh und nicht zu spät, ohne die Schöne zu beklagen, die nur sich selbst bedauern muß.

— Als die Engländer die Hauptstadt der Insel Tschusan, Ting-Hai, erobert hatten, zeigte sich bald eine große Anzahl Diebe, welche die Häuser der Geflüchteten plünderten, und ihren Raub aus der Stadt herausbrachten; der englische General gab deshalb den Wachen an den Thoren Befehl, keine Geräthe und nur Särge passiren zu lassen, in welchen die Todten auf den Begräbnißplatz gebracht würden. Die Engländer wunderten sich indeß bald über die große Anzahl von Leichenbegängnissen; die Pest oder Cholera schien in der Stadt zu wüthen. Endlich kam man auf den Gedanken, die Särge zu öffnen und es ergab sich, daß dieselben keine Todten, wohl aber Seidenwaaren und andere kostbare Gegenstände enthielten, welche die pfiffigen Chinesen auf diese Weise aus der Stadt hinauszubringen suchten.

(Gute Antwort.) Madam, sagte der Marchese C. zur Comtesse, mit der er gebrochen, ich veröffentliche Ihre Briefe, um mich zu rächen. Thun Sie es, erwiederte die Gräfin, ich habe mich nur Ihrer Adresse zu schämen.

— Das Flachsspinnen gehörte in früherer Zeit unter die edelsten Beschäftigungen des weiblichen Geschlechts, hat aber in der neuesten Periode dem Strümpfestricken den Platz räumen müssen. Das Stricken ist eigentlich nur ein geschäftiger Müßiggang, denn die Maschinen verfertigen Strümpfe viel schöner, schneller und billiger, als dieses die geschicktesten Hände zu leisten vermögen. Ein Freund der guten alten Zeit hat daher den Vorschlag gemacht, die Flachsspinnräder wieder in ihren vorigen Gang zu bringen und das Spinnen als ein Zweig des Unterrichts in weiblichen Erziehungsanstalten einzuführen. Er gibt als Grund unter andern an, daß die Action des Strickens auf das Wachsthum und die freie körperliche Haltung der Jugend schädlich einwirke, während das Spinnen den Händen einen weitern Spielraum eröffnet und beim Sitzen die regelmäßige Stellung des Oberleibes gleichsam zur Bedingung erhoben werde.

(Ein chinesischer Stutzer.) Ein englischer Schiffoffizier, der den Krieg in China mitgemacht, hat eben eine Geschichte dieses Krieges herausgegeben und dabei mancherlei Neues und Seltsames über die Chinesen und deren Sitten mitgetheilt; so schildert er z. B. einen Stutzer aus dem himmlischen Reiche: Dieser Mandarin war einer der schönsten Männer, die ich in China gesehen. Er trug seine Wintermütze, deren Boden aus flohfarbigem Atlas bestand und die einen schwarzen Sammetrand hatte, vorn und hinten bedeutend höher war, als an den Seiten und den Papierkähnen glich, welche die Knaben machen. Auf dem kuppelförmigen Boden hing ein weißer sechseckiger Krystallenknopf, schön gefaßt. Darunter befand sich eine Pfauenfeder mit einem Auge, die auf die Schultern herabhing. Sein Rock bestand aus schönem, blauem Camelot und die weiten Aermel reichten bis auf die Mitte des Vorderarmes, die Schöße dagegen bis auf die Hüfte. Darunter trug er ein reich geblümtes blauseidnes Jäckchen, ebenfalls mit weiten Aermeln, die aber bis an das Handgelenke reichten, während auch die Schöße länger als die des Rockes waren. Vorn sind diese übereinandergenommen und von oben bis untern mit Schleifen und Knöpfen zusammengehalten. Seine Beinkleider waren von hellblauem gemusterten Nankinkrepp, in dem modernen griechischen Style geschnitten, aber unmittelbar unter den Knien in schwarze Mandarinen-Atlasstiefeln gestopft, die 2 Zoll dicke Sohlen haben und an den Seiten schön weiß gehalten werden, da die Wichse in China noch nicht erfunden ist. Diese Figur wurde vervollständigt durch folgende Gegenstände, ohne welche sich ein achtbarer Chinese gar nicht sehen läßt, nämlich den Fächer mit dem schöngearbeiteten Stiele, den Tabaksbeutel, an dessen Stickerei sich die ganze Kunstfertigkeit zeigt, eine Menge silberner Zahn- und Ohrstocher, ein Täschchen für die Uhr, und den Gürtel, an welchen diese Gegenstände gehangen werden, und an dem sich auch ein kleines ledernes Futteral mit Feuerstein und Stahl befindet. Beinahe hätte ich seinen Zopf vergessen, den schönen Zopf, den Stolz jedes Chinesen, der ihm bis nahe an die Knie reichte. Mit einem Worte, er war ein ächter chinesischer Dandy, und dabei Cavallerie-Officier. Die Länge und Dicke des Zopfes gilt als Zeichen männlicher Schönheit, weshalb denn auch viel falsches Haar in das natürliche eingeflochten wird. Für die untern Stände hat dieser Zopf auch einen Nutzen; ich habe selbst gesehen, daß ein Chinese sein Schwein mit seinem Zopf peitschte, während ein Anderer den Tisch damit abwischte.

(Beraubung der Todten.) In der Hauptstadt eines französ. Departements wurden seit einiger Zeit auf dem Friedhofe freche Diebstähle an den zur Erde bestatteten Todten verübt. Aller angewendeten Bemühung ungeachtet, konnte man dem Thäter nicht auf die Spur kommen. Endlich machte ein Schlossermeister den Vorschlag, mittelst einer künstlichen Falle den Dieb auszukundschaften. Ein reicher Fabrikseigenthümer war gestorben und auf Anrathen des Schlossers mit reichen Kleidungsstücken und Pretiosen begraben. Die Vorrichtung zur Entdeckung des Räubers befand sich am Arme des Todten. Nach einigen Tagen vernahmen einige Gehilfen am Friedhofe einen Schuß, und als sie an den Ort eilten, woher der Knall gekommen, sahen sie den Chef des Kirchhofs vor Schrecken halbtodt in der Grube liegen, und von der Hand des todten Fabrikeigenthümers angefaßt. Der Todtengräber selbst war also der Dieb, welcher die Leichen ihrer Kostbarkeiten beraubte. Er gestand, daß er die gestohlenen Sachen alle an Schacherjuden verkaufte.

Digitized by Google

Stadt-Theater zu Leipzig.

Unter den Neuigkeiten, die seit Michael 1842 das Repertoir geschmückt, verdient besonders „Doctor Wespe," Original-Lustspiel von Roderich Benedix, genannt zu werden, mit welchem Stück sich der Verfasser um den von der Königl. Theater-Intendanz zu Berlin ausgesetzten Preis bewarb und ihn theilweise erhalten hat. R. Benedix ist ein Sachse, ein Leipziger, war früher Schauspieler in Wesel und hält jetzt, neueren Nachrichten zu Folge, in Cöln Vorlesungen über dramatische Literatur, vorzüglich über Göthe's Faust. — Doctor Wespe hat hier, so wie auf allen Bühnen, die ihn in Scene gesetzt, sehr gefallen, obgleich horrende Längen darinnen vorkommen. Aber da verlangten die Herren Preisrichter durchaus ein Lustspiel, was den ganzen Abend fülle. Das ist nun freilich viel verlangt. In früherer Zeit füllten Ifflands und Kotzebues Stücke den Abend, jetzt muß noch Etwas dazu gegeben werden, der Direktor mag wollen oder nicht, denn das Publikum will jetzt für sein Geld Etwas sehen, das bis um 10 Uhr anhält, woran freilich wohl nur die in der neuern Zeit entstandenen großen Opern Schuld sind, die bis gegen Mitternacht spielen. Demohngeachtet ist Doctor Wespe ein Beweis, daß es noch in Deutschland dramatische Schriftsteller giebt, die Etwas schaffen können, was den französischen dramatischen Producten die Wage hält. Die Emancipation der Frauen, gegen die das Stück vorzüglich gerichtet ist, hat Friedrich v. Heyden in seinem Lustspiel-Album und Wechsel geistreicher als Benedix aufgefaßt. Doch die Art und Weise, wie aus einem Doctor Wespe ein ganzes Wespennest entsteht, ist höchst ergötzlich. Eine vernünftige Regie- oder Directionsfeder hat aus dem Aufwärter des Doctors einen Schreiber gemacht, dies ist unstreitig richtiger und besser. Diesen Schreiber giebt unser Ballmann vortrefflich. Schon sein Aeußeres, sein erster Auftritt, ehe er noch ein Wort gesprochen, zwingt der Menge ein Lachen ab, was in einen wahren Beifallssturm übergeht, wenn er in des Doctors eleganter Kleidung auftritt. — Wegen vorgeblicher Krankheit der Madame Dessoir hatte in der letzten Vorstellung Demois. Günther die Rolle derselben übernommen. Bei einem solchen Tausche verliert die Rolle nicht, denn die Günther ist eine Schauspielerin, die keine Rolle verdirbt. Ihren größten Triumph feierte sie aber am 18. Dec., wo zum erstenmale:

Vicomte Letorières
oder:
Die Kunst zu gefallen,
Lustspiel in 3 Acten, nach dem Französ. von C. Blum,

über die Breter ging. Der arme, aber höchst gemüthliche und lebenslustige Vicomte, der nach Paris reist, dort durch seine Liebenswürdigkeit und klaren Verstand sich die Zuneigung hoher, obgleich höchst bornirter Personen zu verschaffen weiß, die Einfluß auf die Entscheidung eines Processes ausüben, der den Gewinn von 2 Millionen Francs streitig macht, wurde von Fräulein Günther mit einer Lebendigkeit und Virtuosität dargestellt, daß selbige von dem reich versammelten Auditorium stürmisch nach jedem Acte gerufen wurde. Der alte Hofmeister Pomponius, der seinem Zögling nach Paris nacheilt und dort seine Weste versetzt, um ein Frühstück herbeizuschaffen, war in den Händen des wackern Reger, der für dergleichen Charakters eine herrliche Darstellungsgabe besitzt. Fräulein von Tennecker, als junge Schneidersfrau, wußte diesmal den Ton recht gut zu treffen und verdient mit Herrn Baudius genannt zu werden, der den nach Wein dürstenden Parlamentsrath und heimlichen Sünder recht gut darstellte. Der Glanzpunkt des Stückes ist der zweite Act, vorzüglich die Trinkscene, die neu und ergötzlich genug ist, um auf den Frohsinn zu wirken, der sich auf jedem Gesichte abspiegelte. Lange ist nicht so gelacht worden, als selbigen Abend während dieser Scene.

Wie bekannt, geht der Contract des Herrn Director Ringelhardt Ostern 1844 zu Ende. Dem Vernehmen nach soll der Rath die Kündigung bereuen und gesonnen sein, Herrn Ringelhardt den fernern Pacht zu lassen, da es sehr in Frage steht, ob sich gleich ein Ersatzmann findet, der ein so schwieriges Geschäft mit der Umsicht und Energie führt, wie es der jetzige Director seit zehn Jahren gethan. Dabei soll auch die Uebernahme noch mehr finanziell erschwert, dem neuen Unternehmer keine ganz eigenmächtige Verfügung zugestanden und ihm obendrein das allerdings unzeitgemäße Meßprivilegium entzogen werden, ohne daß ihm ein Aequivalent dafür geboten wird. Mögen die Klagen lauten, wie sie wollen, daß die Oper nicht vollständig besetzt, daß das Drama vernachlässigt und meist nur gehaltlose Lustspiele und Possen geboten würden, so wurzeln diese mehr oder minder übertriebenen Gebrechen im Publikum selbst und Herrn Ringelhardt ist da noch obendrein das Compliment zu machen, daß er seinen Standpunkt, der Gesammtheit gegenüber, und den Geschmack und die Richtung der Gegenwart wohl zu würdigen versteht. Steht nicht bei klassischen Stücken das Theater leer, während es bei komischen Stücken gedrängt voll ist? Anderntheils muß auch zugegeben werden, daß Herr Ringelhardt in seinen Bestrebungen durch die Gewandhaus-Concerte und in der neuesten Zeit auch durch die Concerte der immer mehr sich emporschwingenden Euterpe-Gesellschaft gewissermaßen beeinträchtigt ist, da es zum sogenannten guten Tone gehört, Abonnent einer dieser musikalischen Vereine zu sein, und im Gewandhause sogar Sänger des ersten Ranges engagirt zu werden pflegen und selten ein reisender Künstler unterläßt, sich den Beifall des Leipziger Gewandhaus-Publikums, das aus der Elite unserer Bewohner bestehet, als unbedingt nothwendiges Blatt in seinen Lorbeerkranz zu flechten. Wenn nun auch einem großem Theile der Gewandhaus-Besucher die finanziellen Verhältnisse gestatten, zugleich auch ein Theater-Abonnent zu sein, so möchte es doch auch viele geben, deren Umstände deshalb doch einen seltenern Besuch des Theaters gebieten, so daß man wohl annehmen kann, daß dem letztern dadurch, wenigstens ein indirekter Nachtheil erwächst.

Wie dem aber auch sei, so hat Herr Ringelhardt doch einen Trost: Küstner mußte es aufgeben, gleichfalls der königl. Bevollmächtigte Remi, weil es nicht mehr ging, aber dem Ringelhardt nimmt man es, wo die Sache doch im besten Gange ist. Unter den Concurrenten, die sich gemeldet, bemerkt man auch den Director des Königstädtischen Theaters in Berlin, den Commissionsrath Cerf; den Director des Magdeburger Theaters: Brauer, ein Männchen, das vom Theaterwesen so viel versteht wie der Lampenputzer von Daguerr'schen Lichtbildern. Außerdem noch eine Menge kleiner Directoren, die mit ihrer Gesellschaft Provinzialstädte bereisen und in Gasthöfen ihre Vierbreterbühnen aufschlagen. Mag dem sein wie will, wenn der Director Ringelhardt fortgehen wird, wenn von dem Personal der Eine hier hin, der Andere dort hin geht, wenn der Vorhang zum letzten Male aufrollt und ein Mitglied mit zitternder Stimme den Epilog, das Lebewohl sagen wird, da wird sich's regen im Auge, so wie im Herzen der Hörer und Alle werden sagen: „Ich wollte, sie blieben hier." — Hoffnung! Hoffnung!

Pariser Modenbericht.

Die Hüte zu Promenade-Anzügen sind von mittlerer Größe und hauptsächlich mit Federn in derselben Farbe wie die Bindebänder ausgeputzt. Die Hüte zu Visiten und Halbputz sind meist von saphirblauem, grauem, stroh- oder citrongelbem Königssammet und mit Marabouts ausgeputzt. Unter dem Schirme verziert man sie mit Sammetband von heller, lebhafter Farbe. Die Anzüge zum Ausgehen zeichnen sich besonders durch ihre Einfachheit aus, da sie fast gar keinen Ausputz haben, weil sie durch das Mäntelchen, den Camail oder den langen Mantel so ziemlich verdeckt werden. Das Leibchen geht hoch hinauf und ist ebenfalls ohne Ausputz wie die Aermel.

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 2. (Sonnabend, den 7. Januar.) **1843.**

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Vierter Jahrgang. **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Je toller, je besser.
(Fortsetzung.)

„Ehrenwerther Herr Sheriff," sagte Celestin: Sie kennen nun unsere geringe Angelegenheit, so gut, wie wir selbst, ich habe Ihnen nur noch unser Palladium zu zeigen, es ist eine St. Barbara *) für's Haus, die Sie hier vor sich sehen — in gleicher Höhe mit dem Boden, ein kleiner Taschenvulkan — haben Sie keine Angst.— und schreien Sie nicht! Beim geringsten Schrei, Herr Sheriff, fliegen wir höher als der St. Patricksthurm; — sehen Sie, wie Xavier die Lunte hinhält — eine Lunte, die nie ausgeht, Herr Sheriff, es ist das Feuer der Vesta, die Vestalinnen haben nur ihr Geschlecht verändert. — Was sagen Sie zu dem Einfall, Herr Sheriff?"

Der alte Vorgesetzte, starr vor Ueberraschung und Schrecken, blickte den drohenden schwarzen Kreis an, der fest im Fußboden eingefugt war. Celestin nahm eine Hand voll Pulverkörner und überreichte sie dem Sheriff.

„Sehen Sie," sagte er: „es ist von ganz ausgesuchter Qualität; machen Sie aus diesem Muster sich eine Vorstellung von unserm Hausvesuv; nehmen Sie dies mit und lassen es von Chemikern untersuchen, Sie werden hören, ob es Zwiebelsamen ist. — Nun haben Sie Ihre Freiheit wieder, Herr Sheriff."

*) Pulverkammer.

Der Alte stand auf, ohne in der Miene den geringsten Eindruck zu verrathen, der die zwei furchtbaren Feinde etwa verletzen könnte und ohne ein Wort zu sprechen; denn in seiner Würde als Obrigkeit hätte er das Verbrecherische dieses mordbrennerischen Vorhabens nothwendig verdammen müssen. Celestin und Xavier begleiteten ihn bis zur Treppe, und jener nöthigte ihm die Schachtel mit der Pulverprobe auf, der andere machte ihm mit der brennenden Lunte die Honneurs, wie eine Schildwache mit dem Gewehre vor ihren Obern.

Einige Stunden später war die Wirkung der Proclamation leicht zu erkennen. In der Gegend von Nelsons Monument und vor dem Postgebäude war die sonst täglich sich herumtreibende Volksmenge blos auf einige unruhige Gruppen beschränkt. Sakeville-Street war von Konstablern wie überfluthet, aber nichts Feindseliges oder Drohendes in ihrer Haltung zu sehen. In der Ferne gewahrte man den Sheriff, der sich außer dem Bereich der Explosion gehalten hatte, und, nach seinen Geberden zu urtheilen, denen, mit welchen er sprach, Vorsicht zu empfehlen schien. Um die Mittagsstunde zeigte sich Celestin, in der Kleidung eines Pontons-Seemannes, die französische Cocarde am betheerten Hute, keck in Sakeville-Street; in der Mitte der übermäßig breiten Straße kehrte er sich um, und wechselte Grüße mit Xavier, der auf einen Augenblick am Fenster sich zeigte, die brennende Lunte in der Hand.

Digitized by Google

Celestin ging gerade auf den Sheriff zu und sagte: „Das Stück hat angefangen, es geht gut; Dublin wird klug sein, und wir werden es anerkennen."

„Sir," erwiederte der Sheriff: „der Postdienst leidet außerordentlich — in Sakeville-Street öffnet Niemand die Kaufläden — sehen Sie, überall ist Unruhe."

„Ei, wozu Unruhe, mein ehrenwerther Herr Sheriff? Unsere Gesinnungen sind rein. Damals hätte man unruhig werden sollen, wie die Hand eines Verbrechers unser Museum in Brand gesteckt und uns in Armuth versetzt hat. Heute thue nur Dublin seine Schuldigkeit, so wird Alles gut gehen. Ich will jetzt unser Frühstück im Hotel Greamesh bestellen, dem ersten Hotel der Welt. Es versteht sich von selbst, Sheriff, daß beim geringsten Leibschneiden sie der Vergiftung beschuldigt werden, und Sakeville in hundert Millionen Stücken in die Luft fliegt. Es ist Alles vorgesehen, Sheriff, selbst Vergiftungsversuche."

„Haben Sie keine Furcht, Sir."

„Furcht! pah! an Dublin ist die Reihe, bange zu sein. Furcht! Spotten Sie meiner? Seit meiner Geburt am Bord des Indien, habe ich mein ganzes Leben mit Sterben zugebracht, fünf- bis sechsmal habe ich in die Hölle hineingeschaut, so wie ich jetzt Sie anschaue."

„Aber Sir," sagte der Sheriff mit sanfter, überredender Stimme: „so geben Sie doch diese entsetzliche Tollheit auf, diese —"

„Sheriff, kein Wort mehr, oder ich gebe ein Zeichen, und wir fliegen über die Wolken hinaus."

Dann wendete er sich zum Volke, das ihn umgab, und sagte:

„Meine Herren, ich befehle Ihnen, sich zurückzuziehen, ich muß Luft schöpfen, lassen Sie mich allein."

In einem Nu war die Menschenmasse verschwunden, sammt dem Sheriff.

Celestin empfand ein leicht begreifliches Hochgefühl, als er sah, wie schnell seine Worte unter dem Volke Dublins Bestürzung verbreiteten. Majestätischen Schrittes wandelte er nach dem Hotel Greamesh, und gebot mit einer provenzalischen Seemannsstimme, ihm ein Frühstück aufzutragen.

Die ganze Dienerschaft beiderlei Geschlechts, der Gastwirth an der Spitze, lief herbei auf Celestins Befehl; man servirte ihm 30 Gerichte und Wein von Oporto, von Xeres und Claret. Nach geendigtem Mahle traf er eine Auswahl unter den unberührten Schüsseln, legte sie in einen Korb und rief den Gastwirth:

„Sir," sagte er: „dies hier ist das Frühstück für meinen Bruder Xavier; jetzt geben Sie, was ich übrig gelassen, den armen Frauen, die durch das Fenster mir bei meinem Frühstück zugesehen haben."

Der Herr des Gasthofs neigte sich, mit höchst ausdrucksvollen Zeichen des Gehorsams vor den Geboten der nahen Pulverkammer in der Person ihres Repräsentanten.

Celestin gab das verabredete Zeichen, ehe er die Thür des vulkanischen Zimmers öffnete, und Xavier nahte mit der Lunte dem Pulverfasse. Celestin verschloß die Thür dreifach und setzte die Vorräthe auf den Tisch.

„Gib mir die Hand, Xavier," sagte er, sich niedersetzend: „Alles geht vortrefflich, unsere Maschine ist wundervoll gut eingerichtet — Dublin ist unser — was für ein Frühstück habe ich bei Greamesh verschluckt! was für Weine! welch artige Dienerschaft! Frühstücke nun auch Freund, auf 7 Uhr habe ich unser Diner bestellt."

„Und der Sheriff? der Sheriff?" fragte Xavier, sich mit einem tüchtigen Schinken versorgend.

„Der Sheriff fürchtet sich, er kennt uns, ganz Dublin kennt uns; man weiß, daß wir die Leute sind, die That der Drohung folgen zu lassen. Die Polizei ist in der Klemme, sie sieht sich nach einem Ausweg um, und findet keinen. Beim Heimweg ist mir ein Herr begegnet, der mich gar höflich angeredet und gesagt hat: „um Gott, Kapitän, vergessen Sie nicht, um 5 Uhr nach Hause zu gehen." — „Welches Interesse haben Sie dabei?" fragte ich ihn. — „Ich bin Richard Shawb, Ihr Nachbar." — „Ach! ich begreife," sagte ich: „Wohl! sein Sie ruhig, ich werde vernünftig sein, aber Dublin muß es auch sein!" Herr Richard hat gut dafür gesagt, daß Dublin vernünftig sein werde."

(Beschluß folgt.)

Wieder ein neuer Wunderdoctor.

Kaum ist in Thüringen der Name des Schäfers Mathei als Wunderdoctor einigermaßen in Vergessenheit gerathen, so erregt auch schon wieder am Rhein ein zweiter Schäfer als Wunderdoctor und Wunderthäter allgemeine Aufmerksamkeit. Oeffentliche Blätter veröffentlichen darüber folgenden Bericht:

Cöln, den 21. November. Fast sollte man glauben, die alte Zeit, wo Wunder geschehen, sei wieder da, denn kaum hat sich das Gerede über die plötzliche Heilung eines taubstummen Kindes beim Anblick des wunderthätigen Muttergottesbildes in Revelaer verloren, so

Digitized by Google

bildet ein Wunderdoctor oder vielmehr Wunderthäter Namens Birnbach zu Niederempt, zwei Meilen von Cöln, jetzt das Tagesgespräch. Dieser des Lesens unkundige Mann hütete noch vor Kurzem die Schafe des Dorfes und erhielt von einem Fremden ein Buch, das er erst nach Verlauf von sieben Jahren eröffnen sollte. Mehrmals trieb ihn die Neugierde zu dem Versuche, das Buch zu öffnen, allein alle Mühe war vergebens, bis es nach der abgelaufenen Zeit sich von selbst öffnete und der Schäfer augenblicklich im Stande war, die Schrift zu lesen. Er studirte nun fleißig in diesem geheimnißvollen Buche und lernte aus demselben die wunderthätige Kraft, alle Krankheiten ohne Medicin, nur durch Gebet und leises Berühren der kranken Theile zu curiren. Sein Ruf ging alsbald von Mund zu Munde und zu Hunderten ziehen jetzt täglich Krüppel und Kranke jeden Standes nach Niederempt, um sich von dort Gesundheit zu holen. Vielen ist sofort gänzlich Genesung zu Theil geworden, andere müssen nach Verlauf von einigen Tagen oder Wochen zurückkehren, bis sie gesund werden. Mehreren von Gicht gekrümmten Leuten hat er, ohne Schmerz zu verursachen, Hände und Füße gerade gezogen, und sie gänzlich geheilt entlassen. Aber nicht nur Krankheiten soll der Wunderthäter heilen, sondern sogar auch angeborne Körpergebrechen beseitigen können, z. B. soll er Buckliche gerade und auch einen kürzern Arm oder Fuß länger machen können. Daß die hohe Behörde hierauf bereits aufmerksam geworden ist, bedarf wohl keiner Erwähnung. Der Kreislandrath hat sogleich den Auftrag erhalten zur genauen Beaufsichtigung dieses Mannes; derselbe hat demnach bereits einige Polizeibeamten zur Controle und auch, um den Andrang zu wehren, in Niederempt stationirt. — Birnbach ist in mittleren Jahren und trägt einen schwarzen bis an die Brust reichenden Bart; seine Kleidung besteht in einer langen schwarzen Robe, als Kopfbekleidung trägt er ein Baret und in der Hand einen Schäferstab, an dem ein schwarzes Kreuz angebracht ist. Für die gemachten Curen nimmt er keine Zahlung, weiset indeß Geschenke nicht zurück und läßt dann als Opfer mehrere Messen lesen. Der Geistliche des Ortes hat ihm in seiner Wohnung mehrere Zimmer zur Verfügung gestellt, die täglich von Hilfesuchenden überfüllt sind. So viel für jetzt; über den weitern Fortgang der wunderthätigen Curen und über das Ende dieses Treibens wird weitere Mittheilung erfolgen. An Anecdoten vom Wunderdoctor Birnbach fehlt es bereits nicht. Zwei Compagniechirurgen wollten den gefährlichen Concurrenten auf die Probe stellen; einer stopfte sich einen Buckel mit Heu und der andere gab Zahnschmerz vor. Beide begaben sich zugleich in das Zimmer und brachten ihre Klagen an. Birnbach hörte ruhig zu und gab ohne weitere Untersuchung dem ersten den Rath, in den Pferdestall zu gehen und von seinem Pferde sich den Buckel wegfressen zu lassen, dem zweiten sagte er, jetzt leide er noch nicht an Zahnschmerz, sobald er aber nach Hause zurückkehre, würde er heftige Zahnschmerzen haben, daß ihm sicherlich die Lust vergehen möchte, das Zimmer zu verlassen, geschweige denn ihn zu besuchen. Letzteres soll denn, wie erzählt wird, auch wirklich und wahrhaftig eingetroffen sein (?). Dergleichen Nachrichten vermehren denn natürlich den Ruf des Wunderdoctors Birnbach beim Volke von Tage zu Tage.

Sie tanzte gut, und kochte schlecht!

Wie das Mädchen tanzt! wie ihr die Schultern stehn! Himmel! und der Nacken! Von dem übrigen will ich nichts sagen, ich glaube der Cul de Paris ist wieder Mode geworden! Aber ist es nicht eine Schande, ein junges Mädchen so erziehen zu lassen! Wenn es meine Tochter wäre, sie sollte mir anders tanzen lernen, oder sogleich zur Viehmagd verdammt werden. Ich weiß nicht, wie gewisse Eltern so blind sein können, daß sie nicht sehen, was ihren Kindern fehlt, und ihnen bei Zeiten die Knochen ein wenig zurechte biegen. — Die Frau Oberamtmännin würde in ihrem wohlgemeinten Eifer noch weiter fortgefahren sein, wenn nicht der Herr Rittmeister, der eben zu ihr trat, sie plötzlich unterbrochen hätte. Was für eine Grazie! rief er aus, indem er auf ihre eigne Tochter wies; ich glaube, ihr ganzer Körper ist nichts wie Harmonie, jede Bewegung zeigt neue Reize. Nie habe ich einen feineren Umriß gesehen; sie scheint nicht zu gehen, sondern zu schweben; sie muß alle ihre Nerven unter den unmittelbaren Befehlen ihres Geistes haben, sonst wäre es nicht möglich, so viele Entzückung zu verbreiten. Mich deucht, ich sehe ihre Mutter, wie sie als Braut den Ball eröffnete, und mit einem triumphirenden Schritte die bezauberten Zuschauer zu ihren Füßen riß. — Stille! Stille! versetzte die Frau Oberamtmännin, diese Zeiten sind vorbei, und wenn mein Mädchen gut tanzt, so hat sie mir vielleicht etwas zu danken; aber doch bin ich mit ihr noch nicht so recht zufrieden; ihr Auge ist noch etwas zu starr, und überhaupt zeigt ihre unschuldige Miene, daß der Körper mehr als die

Digitized by Google

Seele tanzt. — Die Unterredungen auf den Bällen sind kurz, der Rittmeister ward zum Tanz gefordert, und während der Zeit, daß die tanzende Gesellschaft das Auge durch ihre gleichförmigen Schweifungen ergötzte, wollte die Frau Oberamtmännin, durch das Urtheil des Herrn Rittmeisters bestärkt, ihre vorhin abgebrochene Rede gegen ihre Nachbarin, die eine wohlhabende Pächterin war, fortsetzen. Allein diese, welche sich inmittelst etwas gefaßt hatte, ließ ihr nicht die Zeit dazu.

Hören Sie, meine liebe Frau Oberamtmännin, war ihre Rede, diese Person, deren Stellung Ihnen so sehr mißfällt, tanzt freilich nicht zum Besten, ob es mir gleich gut genug vorkömmt. Allein, ich muß Ihnen sagen, sie führt jetzt den ganzen Haushalt meines Oheims, der, nachdem er seine Frau früh verloren und seine Kinder verheirathet hat, mit ihrer Hülfe seine ganze weitläuftige Pachtung glücklich behauptet. Ehe sie zu ihm kam, mußte er alle Jahr für hundert Thaler Butter zukaufen; und es mochte so viel eingeschlachtet werden, als nur immer konnte, so waren, ehe ein halbes Jahr zu Ende ging, alle Vorrathskammern leer. Der Flachs, der des Jahrs gemacht war, schien zu verschwinden, so wenig kam davon zu gute, und das Linnengeräthe war dermaßen in der Haushaltung aufgegangen, daß mein Oheim, wie er seine Töchter aussteuerte, fast alles, was sie nöthig hatten, kaufen mußte. Nachdem die letzte Cousine verheirathet war, erhielt er noch eine Rechnung für Berliner Schuhe, die sich auf 60 Thaler belief, und die sie in den beiden letzten Jahren verbraucht hatte. So lange diese, die insbesondere eine sehr geschickte Tänzerin war, die Haushaltung führte, fehlte es oft, wenn unvermuthete Gäste kamen, an einem Stück Fleisch; und ich erinnere mich an einem Mittage bei meinem Oheim eine Taubensuppe, eine Taubenpastete und gebratene Tauben gegessen zu haben. Dagegen hätten Sie den Vorrath von gangbarem und verdorbenem Putzwerke sehen sollen! Kaum war aber die Person, wovon wir erst reden, ein Jahr bei ihm gewesen, so lieferte sie ihm aus dem Molkenwerke von einem Jahr 180 Thaler; und die Haushaltung war dabei ohne fremde Butter geführt worden. Sie hatte ein Drittel weniger, als in den vorigen Jahren geschehen, einschlachten lassen, und hatte noch einen hübschen Vorrath vom alten, wie es wieder zum neuen Einschlachten ging. Es waren 270 Himten Brotkorn weniger verfressen oder verschleppt; und aus dem Flachse, da sie solchen in ihrem Haushalt nicht mit Vortheil hatte verspinnen lassen können, nun das Geld zu einigen Stücken Drell gewonnen. Mein Oheim hatte dabei keine Rechnungen bei dem Weißbäcker und Schlächter in der Stadt, sondern ersterer war mit Korn, und letzterer mit Schlachtvieh aus der eigenen Zucht bezahlt. Anfänglich sahen die verheiratheten Kinder diese Person, die gleichwol eine nahe Verwandte von ihnen ist, mit bösen Augen an und wünschten sie über alle Berge. Allein es waren nicht zwei Jahre verflossen, so verehrten sie dieselbe als ihre Mutter. Die jüngste Tochter verlor ihren Mann, und blieb mit zwei Kindern in der größten Dürftigkeit sitzen, weil der Verstorbene eine weitläuftige und glänzende Pachtung, aber auch heimliche Schulden gehabt hatte. Sie nahm daher wieder zum elterlichen Hause ihre Zuflucht; und, sollten Sie es wol glauben? eben diese Person hat aus der jungen Witwe eine aufmerksame Hauswirthin gemacht. Keine Hochachtung kann größer sein, als die, so sie der ungelenken Tänzerin bezeiget, der freilich die Schulterknochen nicht so abgerundet sind, als andern, da sie einen Kessel von zwei Eimern rasch aufs Feuer bringt, und alles mit angreift, was in der Haushaltung vorkommt, die aber doch durch ihr gutes und gefälliges Wesen einen Jeden einzunehmen weiß. Wenn eine solche Person mit eben der Feinheit tanzen sollte, womit Ihre Madam Tochter tanzt, so würde dieses in Wahrheit zu viel gefordert sein. Für sie ist es ein Ruhm, schlecht zu tanzen und gut Haus zu halten; für andre aber, die es nicht nöthig haben, sich um Küche und Keller zu bekümmern, und die wegen ihrer Geburt das elende Privilegium haben, müßig zu gehen, ist es umgekehrt. Sie hat jetzt viele Prätendenten, und unter diesen ist der Herr Oberamtmann zu ....

Was, rief die Frau Oberamtmännin, dieser sollte ein Auge auf sie haben? das kann ich unmöglich glauben. Er hat bisher meiner Tochter die Aufwartung gemacht, und ich will doch nimmer hoffen, daß er sie nur zum Besten habe. — In dem Augenblicke hatte der Herr Rittmeister seinen Tanz geendigt und unterbrach die Unterredung von Neuem. Ich kann also auch nichts weiter davon erzählen. Doch habe ich nachher gehört, daß die Heirath mit der ungeschickten Tänzerin glücklich zu Stande gekommen, und ihr Mann, der Herr Oberamtmann, mehrmalen gesagt habe, ihm wäre mehr mit einer guten Wirthin als mit einer kostbaren Zierpuppe gedient. Die Witwe ist jetzt die glückliche Haushälterin ihres Vaters, und hat das Herz in schwarzen Schuhen zu tanzen.

Digitized by Google

Proceß Lesurques.

(Beschluß.)

An dem Tage der Aburtheilung Durochats fand auf dessen Verlangen eine Confrontation zwischen ihm und Vidal statt, bei welcher von Letzterem abermals kein Geständniß erwirkt werden konnte. Durochat wurde zum Tode verurtheilt und in Versailles hingerichtet; er unterwarf sich seiner Strafe mit der größten Ergebung.

Gegen Ende des Jahres 8, also vier Jahre nach dem Verbrechen, wurde endlich Dubosc wegen Diebstahls im Departement de l'Allier verhaftet. Bei einer Durchsicht der Straftabellen ergab sich, daß er in seiner Jugend schon wegen eines Diebstahls bei dem Bischofe von Besançon zu ewiger Galeerenstrafe verurtheilt, entwichen sei, und nach abermaligen Verurtheilungen wegen anderer Verbrechen im Ganzen viermal sich der Strafe zu entziehen gewußt habe. Seine letzte Entweichung hatte einige Wochen vor der Ermordung des Couriers stattgefunden. Auch aus seiner jetzigen Haft gelang es ihm, mit Vidal zu entfliehen. Letzterer wurde wieder eingebracht, verurtheilt und hingerichtet; die Festnehmung Dubosc's aber gelang erst gegen Ende des Jahres 9. Diesmal wurde er sogleich zu Versailles vor Gericht gestellt. Der Präsident ließ ihn den Zeugen, mit einer blonden Perrücke bekleidet, vorführen, weil Durochat angegeben hatte, daß jener am Tage des Mordes eine solche getragen habe. Die Zeugen erkannten ihn sämmtlich wieder. Der Zeuge Perrault, Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, einer von denen, welcher die vier Reiter zu Mongeron beim Mittagstisch gesehen und vor Gericht behauptet hatte, daß Lesurques einer der vier Reiter gewesen sei, gestand nun ein, daß die Aehnlichkeit Dubosc's und Lesurques auffallend sei.

Eben so erklärte jene Frau, Namens Alfroy, welche Lesurques zuerst als einen von den Vieren anerkannt hatte, sie sehe ein, sich sehr getäuscht zu haben, sie halte es für eine Gewissenspflicht, dies einzugestehen, da sie nunmehr fest überzeugt sei, daß sie Dubosc, nicht aber Lesurques gesehen habe.

Diesen und noch vielen andern ebenso förmlichen Zeugenaussagen setzte Dubosc ein beharrliches Leugnen entgegen, wodurch es ihm aber nicht gelang, die verdiente Verurtheilung abzuwenden. Ueberall war er mit den Schuldigen gesehen worden; er gestand selbst zu, sie gekannt und Umgang mit ihnen gehabt zu haben; die genauen Angaben von Couriol, Durochat und Madeleine Breban bestätigten sich ihrem ganzen Umfange nach.

Dubosc wurde zum Tode verurtheilt und am 3. Ventose des Jahres 10 hingerichtet.

Kurze Zeit nachher wurde endlich auch Rossi, genannt Ferrari oder der große Italiener, dessen wahrer Name aber Beroldy war, zu Madrid entdeckt und an Frankreich ausgeliefert. Dieser zeigte große Reue, verlangte selbst nach den Tröstungen der Religion und empfing dieselben von einem Pfarrer der Notre-Damekirche, der ihn zur Hinrichtung begleitete und von ihm beauftragt wurde, dem Gerichtspräsidenten zu sagen, daß er gerecht verurtheilt worden sei. Derselbe Priester deponirte hierauf auch noch eine von Beroldy abgefaßte und unterzeichnete Erklärung, welche erst sechs Monate nach seinem Tode eröffnet werden sollte. Dieselbe lautete wörtlich: „ich erkläre hiermit, daß Lesurques unschuldig ist, aber von dieser meiner Erklärung, welche ich meinem Beichtvater ablege, darf erst 6 Monate nach meinem Tode den Gerichten Anzeige gemacht werden."

Mit dem Tode Beroldys war das große gerichtliche Drama zu Ende. Abgesehen von Richard, welcher als Hehler eines Theils der aus der Malle entwendeten Gegenstände und weil er die Flucht Couriols erleichtert hatte, zu 24jähriger Galeerenstrafe verurtheilt worden war, sind sechs Personen wegen eines Verbrechens zum Tode geführt worden, während sich bei den Gerichtsverhandlungen aufs Bestimmteste herausstellte, daß dasselbe nur von fünf Personen verübt worden.

Die Witwe Lesurques stützte auf diesen entscheidenden Umstand, auf die Erklärungen Couriol's und Durochat's, auf die Geständnisse Rossi's und Vidal's, endlich auf den Widerruf der Zeugen ihre flehentliche Bitte um Revision des Processes und um eine öffentliche Anerkennung der Unschuld ihres Gatten. —

Diesen Bemühungen der Familie Lesurques schloß sich auch der Friedensrichter Daubanton an, der Lesurques zuerst arretirt und die Untersuchung gegen ihn geführt hatte. Die Wahrheit in dieser anfangs so zweifelhaften Sache zu ergründen, hatte er sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht mit Aufopferung eines großen Theiles seines Vermögens. In einer von ihm dem Minister der Justiz überreichten Denkschrift äußerte er unter Anderem, „daß die Calas, Sirven und Alle, deren Processe auf Befehl der Monarchen Frankreichs revidirt worden seien, bei Weitem nicht solche Beweise der Unschuld für sich gehabt hätten, wie Lesurques."

Aber das Recht auf eine Revision des Processes war in den französischen Gesetzbüchern noch nicht aufgenommen, und die Gesetzgebung, welche die Erklärung

Digitized by Google

des Geschwornengerichtes für unwiderruflich erklärt hatte, fürchtete, das Vertrauen auf die kaum erst eingeführte Institution der Jury zu erschüttern, wenn zugegeben werde, daß sie solche entsetzliche Mißgriffe begehen könne.

So blieben denn alle Bemühungen, die bei dem Directorium, dem Consulate, dem Kaiser und der Restauration gemacht wurden, vergeblich, obschon ein talentvoller Schriftsteller, Salgues, der Vertheidigung dieser Sache zehn Jahre seines Lebens gewidmet, Merilhou sich bei Gelegenheit eines andern Processes zu Gunsten Lesurques aufs Wärmste ausgesprochen und Coquard eine vortreffliche Schrift darüber edirt hatte. Alles, was die Familie erlangen konnte, war eine theilweise Restitution des Nachlasses des Verurtheilten, welchen der Fiscus eingezogen hatte.

Seit 1830 wurde fast in jeder Session die Deputirtenkammer um Verwendung angegangen. Im Jahre 1834 wurde der Kammer von einer Commission über die Sache Bericht erstattet und dieselbe an die Minister der Justiz und der Finanzen zurück verwiesen. Seitdem ist noch keine Entscheidung erfolgt.

Der älteste Sohn des Verurtheilten, der mit Auszeichnung in der Armee gedient hatte, ist längst gestorben; die übrigen Kinder, ein Sohn und eine Tochter haben ihrer Mutter an deren Todesbette gelobt, nicht abzulassen von dem Werke, das sie an dem Tage begonnen, an welchem ihr unglücklicher Gatte auf dem Schaffotte verbluten mußte.

Miscellen und Anecdoten.

— In einem englischen Werke des Grafen Krasinski, welches über Polen, Litthauen u. s. w. handelt, wird erzählt, daß die polnischen Großen den letzten König von Polen, Stanislaus August, der, als ein Werkzeug Rußlands, geringe Achtung in seinem Reiche genoß, auf mancherlei Weise zum Besten hielten. So kam eines Tages ein Fürst Radziwill zu Hofe in einem Wagen, der von sechs wilden Bären gezogen wurde; die Pferde geriethen natürlich in die äußerste Furcht und Verwirrung, weshalb der König ihm sein unpassendes Benehmen vorwarf. Radziwill entgegnete, die Bären seien doch so übel nicht, indem eine Peitsche, Gold und Geduld Alles zu zwingen vermöchten. Zugleich vergütete er den angerichteten Schaden. Einige Zeit nachher gab der Fürst ein glänzendes Mahl, zu dem er alle Gesandten und vornehmen Personen Polens einlud, und wobei er einen außerordentlichen Prachtaufwand entwickelte. Nach dem Abendessen wurde eine ausgewählte Gesellschaft in ein besonderes Zimmer geführt, wo sie zu ihrem größten Erstaunen vier reich gekleidete Damen von ungewöhnlicher Schönheit antrafen; diese befanden sich in Gesellschaft — nicht von vier Herren, sondern von vier ungeheuern Bären, welche bei dem Takte der Musik mit den jungen Damen alle Touren von französischen Quadrillen zu tanzen begannen, und zwar mit solcher Genauigkeit und Leichtigkeit, als wenn es die bestgebildeten Herren gewesen wären. Anfangs waren die Anwesenden höchst bestürzt, wie sie aber die vortreffliche Zähmung der Thiere wahrnahmen, verwandelte sich ihre Bestürzung in Staunen und Bewunderung. Nach beendigtem Tanze war das Benehmen der Bären eben so musterhaft; auf ein Zeichen des Wärters machte jeder seiner Dame eine Verbeugung und verließ das Zimmer. Noch lange Zeit hernach sprach man in Warschau von diesem sonderbaren Balle.

— In einer neulichen Chartisten- und Chartistinnen-Versammlung zu London äußerte Oberst Thomson: „Ich erkläre mich für einen Kämpen der weiblichen Rechte. Das Weib ist, die physische Stärke ausgenommen, dem Mann überlegen, und gälte nicht der unmännliche Grundsatz, daß Gewalt vor Recht geht, so hätten wir schon lange weibliche Legislatoren, und von allen Ungerechtigkeiten, durch welche englische Ministerien seit Jahrhunderten sich entehrten, wäre nichts vernommen worden.

(Militärische Rache.) Der Generalgouverneur von Ostindien, Lord .... besaß neben seinen vortrefflichen Eigenschaften einen maßlosen Stolz und verletzte dadurch häufig. So hatte er eines Tages eine große Revue angeordnet. Die Truppen stellten sich auf; es war eine drückende Hitze. Der Generalgouverneur konnte von seinen Fenstern aus sehen, daß man auf ihn warte, aber er verlängerte trotzdem sein Frühstück ungewöhnlich. Als er endlich auf dem Platz erschien, waren die Soldaten in der glühenden Sonnenhitze fast gebraten. Die Truppen präsentirten das Gewehr, die Offiziere grüßten mit den Degen, die Fahne des Regiments aber wurde nicht gesenkt, was der Gouverneur sogleich und mißfällig bemerkte. Er ließ den Obersten darauf aufmerksam machen, dieser aber entgegnete ruhig, die Fahne des Regiments sei die Fahne des Königs und dürfe nur vor einem Mitgliede der königlichen Familie gesenkt werden. Die Sache wurde nach London berichtet und in den zehn Monaten, welche vergingen, ehe eine Antwort kommen konnte, lebten die beiden Gegner auf dem gespanntesten Fuße. Die Regierung in London gab dem Obersten Recht, empfahl ihm aber, in Zukunft die Fahne vor dem Gouverneur zu senken, da er einen so großen Werth darauf zu legen scheine. Den Tag nach der Ankunft dieser Ordre wurde wieder eine große Revue abgehalten und dies Mal senkte sich die Fahne vor dem stolzen Gouverneur, der Abends ein großes Fest in seinem Palaste veranstaltete. Das Musikcorps erhielt, wie gewöhnlich, Befehl, sich zu dieser Festlichkeit in den Palast zu begeben, um auf ein gegebenes Zeichen mit der Musik einzufallen. Die Musiker erschienen, das Zeichen wurde gegeben, aber es erfolgte keine Musik. Der Gouverneur fuhr wüthend auf und fragte, warum die Leute nicht spielten. „Sie haben keine Instrumente," antwortete man ihm. „So mögen sie sogleich gehen und die Instrumente holen; wenn sie binnen einer halben Stunde nicht wieder hier sind, werde ich sie alle einstecken lassen." Der Musikdirektor entgegnete darauf, er habe von seinem Oberst Befehl erhalten, dem Gouverneur zu sagen, daß das Musik-

corps des Regiments zu seiner Verfügung stehe, daß aber die Instrumente den Offizieren gehörten, die sie mit ihrem Gelde erkauft hätten, und dieselben heute nicht verleihen wollten." Der Gouverneur mußte sich diese Beschimpfung gefallen lassen, da die Offiziere sich nicht gegen die Subordination vergangen hatten.

(Hört! Hört!) In Paris macht jetzt eine junge Dame großes Aufsehen, die neulich aus den Colonien dort angekommen ist. Sie ist 24 bis 25 Jahr alt, besitzt ein Vermögen von 10 bis 12 Millionen Francs und besucht Paris blos in der Absicht, um sich einen Mann zu suchen. Sie ist vollkommen frei und kann nach Belieben über ihre Hand und ihr Vermögen verfügen. Der Mann, den sie beglücken will, muß jung, hübsch und von Adel sein; sie stellt keine andere Bedingung, als daß er sie in Gesellschaften und auf Bälle führe und ihr eine Loge in der großen und in der italienischen Oper halte. Alles dieses ist sehr leicht, nicht wahr? Aber ein Umstand ist dabei doch zu berücksichtigen, der manchen Liebhaber von Millionen zurückschrecken dürfte. Die junge reiche Erbin ist nämlich eine — Negerin.

(Untrügliches Kennzeichen des Todes.) Als solches bezeichnet die Baireuther Zeitung folgendes: „Wenn man einer Leiche nach etwa zwei Tagen die Augen öffnet, und den Augapfel verschwommen findet, so daß nichts mehr davon zu sehen, das ganze Auge aber in eine mollige Masse aufgelöst ist, so ist der wahre Tod wirklich vorhanden; wo dieses Zeichen aber fehlt, ist der Tod unsicher.

— Zu Izon bei Bordeaux erhielt kürzlich der Pfarrer, während er am Altar Messe las, von einer Frau aus der nahen Gemeinde Villyvonge einen Messerstich, so daß er in seinem Blut gebadet niedersank. Die Wunde des allgemein geachteten Geistlichen ist zum Glück nicht tödtlich. Als Motiv ihres Verbrechens gab die Thäterin ganz unbefangen an, daß der Pfarrer sie vor drei Jahren behext habe!

— In England hat man Versuche im Großen mit der Fütterung mit gekochtem Futter gemacht und gefunden, daß das Hornvieh auch bei verminderter Ration sich wohl befindet, und daß die Kühe dabei reichlicher Milch und schmackhaftere Butter geben. Die Ersparung an Futter war sehr bedeutend. Dagegen wollten die Schafe nicht recht an das gekochte Futter, fraßen aber geschnittenes und mit Salzwasser angefeuchtetes Futter mit großer Begierde.

— Wie die meisten großen Entdeckungen durch Zufall gemacht werden, so haben auch die Pariser eine Entdeckung gemacht. Es hat sich gefunden, daß die vornehme Welt in Paris seit Jahren aufgekochten Kaffee trinkt, und vortrefflich gefunden hat. Die Behörden sind dahinter gekommen, daß die großen Cichorienfabrikanten unter der Hand den Kaffeesatz in allen Kaffeehäusern aufkaufen ließen, und zum Zweitenmale verkauften, und daß dieser Kaffee viel feiner schmeckte. Seitdem thun es die Kaffeehäuser selbst.

— Ein Richter von Texas hielt an einen zum Tode verurtheilten Mörder, John Jones, folgende humane Rede: „John, die Sache verhält sich so: der Hof hatte nicht die Absicht, Euch vor dem Frühlinge aufknüpfen zu lassen; aber das Wetter ist sehr kalt, und unglücklicher Weise ist Euer Gefängniß sehr schlecht; die meisten Scheiben in den Fenstern sind zerbrochen, und die Kammer ist in einem so schlechten Zustande, daß man kein Feuer anmachen kann; auch ist die Zahl der Gefangenen so groß, daß man Euch nur eine Decke zu geben im Stande ist. Ihr würdet Euch also bis zum Frühlinge sehr unbehaglich finden. In Betracht dieser Umstände, und wünschend, Eure Leiden so viel als möglich abzukürzen, verordnet der Hof in seinem Gefühle der Humanität und des Mitleidens, daß Ihr morgen gleich nach dem Frühstücke aufgeknüpft werdet." — John dankte für das wahrhaft rührende Mitleiden des edlen Richters.

(Berlinisches.) Die Kölner Zeitung bringt jetzt aus Berlin folgenden Artikel: In Berlin wird sich ein „Verein zur Veredelung der Hühnerhunde" bilden. Herr von Warburg, Redakteur des „Magazin im Gebiete der Jagd" hat dazu in seinem Blatte mit Begeisterung aufgefordert. Ja, die Bildung verbreitet sich jetzt immer mehr, die Intelligenz kommt sogar auf den Hund. Muß nicht jeden Menschen- und Hundefreund, jeden Patrioten, das Bewußtsein beseligen, daß unsere Intelligenz, die bisher in Dinte und Druckerschwärze steckte, auf den Hund kommen soll, wirklich, gewiß und wahrhaftig? Man wird eine Akademie errichten, wo Lehrer zur Veredelung der Hühnerhunde gebildet werden, und eine zweite Akademie wird man errichten, wo die Hühnerhunde selbst veredelt werden und wie Studenten ins Collegium gehn und Vorlesungen mit anhören und ein Examen machen müssen, wenn sie ihren dreijährigen Cursus vollendet haben. Dann treten sie erst ins practische Leben ein und bilden ein veredeltes Geschlecht unter den Hunden. — Wie viele Menschen bekommen dadurch Brod, Titel, Aemter! Es sind dann keine Colonien mehr nöthig, keine deutsche Flotte, wozu Herwegh in einer „Mahnung an das deutsche Volk" auffordert; alle edlen Kräfte Deutschlands werden zur Veredelung der Hühnerhunde gebraucht. Ich sehe die Zeiten sich nahen, wo die Intelligenz vom Pferde auf den Esel, vom Hunde zur Katze, von der Katze zur Maus kommt, wo sich die Intelligenz mausig machen wird. — In den Berliner Familienhäusern vor dem Hamburger Thore wohnen jetzt gegen 3000 Wesen, die, aus der menschlichen Gesellschaft und ihren Wohnungen wegen Mangels an Miethe ausgestoßen, dort eine letzte oder vorletzte Zuflucht gefunden haben, denn die letzte ist das Arbeitshaus, wohin sie ohne Gnade gebracht werden, wenn sie hier ihre Miethe nicht praenumerando bezahlen. Ein Baron hat diese Häuser an sich gekauft vom Staate und bringt hier von den letzten Kräften der niedrigsten Armuth sein Capital auf hohe Zinsen. Es ist thatsächlich, daß hier die meisten Bewohner weder Strümpfe noch Schuhe, weder Bett noch Tische, weder Kartoffeln noch herabgesetztes Salz haben; die letzten Kräfte, etwas zu verdienen, ja, die letzte Möglichkeit dazu ist den meisten abgeschnitten. Sie verhungern, stehlen, betteln, bis sie im Arbeits- oder Zuchthause den letzten Rest der Menschenähnlichkeit verlieren. Wie wär's mit einem Verein zur Veredelung dieser Menschen? Doch der Verein ist der Form nach schon da, — der Staat.

Es ist jetzt schrecklich, im nächtlichen Berlin. Fast alle Nächte werde ich durch furchtbares Geschrei, durch die schell-

Digitized by Google

ende Nothpfeife der Nachtwächter aus dem Schlafe gepfiffen und ich wohne doch im civilisirtesten Theile, in der Friedrichsstadt. Wie soll's im Winter werden? „Die Spener'sche Zeitung" ist sehr bekümmert um Holz, Brod und Kartoffeln und bringt manchmal in einer Nummer drei Aufsätze darüber.

(Mord um eine Sängerin.) Kathinka Heinefetter, die jetzt in Brüssel gastirt und so schön und liebenswürdig sein muß, daß Mord und Todschlag um sie geschieht, ist jetzt in eine unangenehme Affaire verwickelt. Ein Graf Sirny, Sohn des berühmten französ. Rechtsgelehrten, ist in ihrem Zimmer von einem andern Franzosen Namens Caumartin getödtet worden. Beim Herausgehen aus einem Concert bemerkte nämlich letzterer die Sängerin, welche er nach Brüssel gebracht, wie sie in den Wagen des Hrn. v. Sirny stieg, der ihr seit drei Wochen häufige Besuche machte. Er folgte sogleich dem Wagen und trat in die Wohnung der Sängerin, wo er mehrere Gäste beim Souper fand und sich mit ihnen setzte. Bald darauf entstand Streit. Caumartin, der selbst Gatte und Familienvater ist, schlug Sirny. Dieser erwiederte dies durch einen Schlag mit dem Stocke, worauf Caumartin einen Degen aus seinem Stocke zog, seinen Gegner durch die Brust stach und auf der Stelle tödtete. Caumartin ergriff die Flucht, ward aber Tags darauf in Antwerpen verhaftet. Es schwebt noch ein Dunkel darüber, ob die Gäste bei dem Morde zugegen waren. Nach einem belgischen Blatte hatte Caumartin, als man ihn zu Tische einlud, gesagt: „Ich setze mich nicht neben einen Menschen (seinen Nebenbuhler), den ich verachte." Sogleich entstand die Schlägerei; Dlle. Heinefetter und noch vier andere Damen flohen aus dem Zimmer mit Ausnahme einer schwangeren Frau, die in Ohnmacht fiel. Die ganze Geschichte wirft eben nicht das vortheilhafteste Licht auf die Sängerin. (Planet.)

— In Frankreich wendet man jetzt die Galvanoplastik zur Conservation von Leichen an. Cornay und Ganal haben sich damit beschäftigt. Cornay legte der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine auf diesem Wege mit Kupfer überzogene Leiche eines Kindes vor und Ganal producirte einen eben so präparirten Widderkopf. Man wird also jetzt seine verstorbenen Verwandten und Freunde vergoldet, versilbert und verkupfert aufbewahren können.

Pariser Modenbericht.

Eine neue Art von Langshawls wird in diesem Augenblick viel getragen; sie heißt Burnuß-Langshawl und zeichnet sich durch die Eleganz des Ausputzes aus, den man ihr gibt. Ihre Form ist so, daß sie die Brust bedeckt, und ihre Falten lassen sich so legen, daß sie große Aermel bilden, durch welche man die Arme stecken kann, wenn man will.

Negligee. Ueberrock von blauer braunglasirter Levantine ohne Ausputz außer einem Schnürengeflecht über dem Saume auf dem Rocke und vorn herauf; halblange Aermel, Leibchen mit auf einander liegenden Falten; kleiner Ueberwurf, Kragen und Manschetten von Batist. Häubchen mit rosa und grünem Bande. Schürzchen von Atlas mit Franzen. Zum Ausgehen. Ueberrock von kaffeebraunem Brocatelle, unten herum und vorn herauf mit drei Sammetstreifen in derselben Farbe besetzt; kleines hohes Leibchen mit drei Sammetstreifen; enge Aermel mit Achselstücken, die oben verziert sind, wie der Rock. Zum Besuche: Kleid von zebrirtem Pekin mit drei Falten von ungleicher Breite in gleichen Zwischenräumen. Leibchen mit rundlicher Schneppe und Falten, die auf der Achsel fest gemacht sind und nach der Leibchenschneppe zu immer kleiner werden; Aermel à la Ludwig XV., die in Manschetten endigen; oben am Leibchen eine gleiche Garnitur. Langshawl von Atlas, rund herum mit einer Schnürchenbesetzung und an den Enden mit Franzen; rosa Atlashut mit weißer Feder, unter dem Schirm Jasminzweige mit Sammetblättern. Anzug zu Soireen. Kleid von wassergrünem, heller grün glasirtem Moire mit tief ausgeschnittenem und in zackenartige Falten gelegtem Leibchen. Gürtel mit langen flatternden Enden; kurze oder bis an die Ellenbogen reichende Aermel mit einem doppelten Spitzenbesatz; unten auf dem Rocke mehrere Streifen von eben solchen Spitzen. Ballanzug. Kleid von glattem Krepp mit drei Röcken, rosa, blau und gelb oder alle drei in einer Farbe, aber von verschiedenen Nüancen; glattes Schneppenleibchen, vorn und hinten mit drei Streifen in verschiedenen Nuancen besetzt; kurze Aermel mit eben solchen Streifen.

Zu sehr kurzen Aermeln sollten eigentlich die langen Handschuhe ganz unumgänglich nöthig sein; so weit ist man aber noch nicht; man trägt weit lieber halblange Handschuhe, die nur zwei Hände breit über die Hand hinaufreichen. Da, wo sie aufhören, sind sie meist mit einer Rüche oder einer Garnitur und Band und Spitzen oder auch mit einer kleinen Guirlande verziert.

Man betrachtet jetzt den kurzen Aermel schon nicht mehr als Zeichen des Staatsanzugs; er ist vielmehr nichts weiter als eine gewöhnliche Aermelart. Man sieht viele Sammetkleider meist von dunkeln Farben.

Die Blumen, die Spitzen und das schöne Pelzwerk scheinen sehr beliebt zu werden und zu bleiben. Die Pouffs werden ebenfalls sehr modisch sein. Die Ridicüls arbeiten sich aus ihrer Mißgunst und Vergessenheit.

Zum Ausgehen hat man sogenannte Amazonenkleider von Merinos mit glattem Leibchen, engen Aermeln, mit runder Taille und ohne Gürtel. Der Rock hat sehr viele Falten und auf der Brust eine Reihe Knöpfe, die von der Cravatte oder dem Fichü ausgehen und bis unten auf dem Rock hinunterreichen.

Die Capoten von wattirtem und gesteppten Atlas stehen noch immer in hoher Gunst. Die kleinschirmigen Hütchen von schwarzem oder violettem Sammet mit einem Büschel weißer Federn an der rechten und ein Bouquet rother Rosen an der linken Seite, so wie die Pouffs von Spitzen gelten für ausgezeichnet.

Die Crispinen von schwarzem Casimir sind mit Schnuren besetzt wie die Husaren-Dolmans.

Expedition: Peterstraße Nr. 31/38. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 3. (Sonnabend, den 14. Januar.) 1843.

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Je toller, je besser.
(Beschluß.)

„Blitz!" rief Xavier: „wenn Dublin uns äffen will, so schicken wir es auf einen Spaziergang in den Mond."

„Oh! das weiß Dublin ganz genau. Wahrhaftig, das Leben entzückt mich, das sich vor uns aufthut. Hundert Projekte habe ich schon im Kopfe. Für's erste verlange ich Richard Shaws, unsers Nachbars Tochter zur Ehe."

„Celestin! — Um's Himmels willen!"

„Und Dich verheirathe ich auch auf den nämlichen Zug; ich gebe Dir Herrn Greameshs Tochter, ein allerliebstes Rothköpfchen, die zwölftausend Pfund Aussteuer hat, hunderttausend Thaler."

„Aber was hilft uns die Aussteuer? Wir sind ja hier gefangen für unsere Lebenszeit."

„Ei! Wem ist die Zukunft bekannt! Nehmen wir immerhin die Aussteuer, wenn sie sich uns darbietet. Morgen begehre ich Miß Shawd für mich, und Miß Greamesh für Dich."

„Und wenn man uns den Korb gibt?"

„Dann fliegen wir auf — das ist die Antwort auf Alles. Morgen lasse ich mir zwei Hochzeitszimmer vom ersten Tapezierer Dublins möbliren. Wir werden zwei unvergleichliche Hochzeiten haben."

„Wo denn?"

„Wo? Bei Greamesh und in prächtigen Salons. Du gehst zuerst, und ich hernach; einer von uns muß immerfort den Vulkan bewachen. Wir laden die ganze feine Gesellschaft Dublins zu unserer Hochzeit ein, wir tanzen bis an den Tag, wir verschlingen bei einem Feste und einem Ball hunderttausend Franken —"

„Und wer soll zahlen?"

„Wer anders, als unsere Schwiegerväter, Shawd und Greamesh."

„Schon recht, Celestin; aber nachher, wie soll das Alles enden?"

„Ha, wer weiß? Das endigt vielleicht gar nicht; es ist auch gar nicht nöthig, daß es endigt; es fängt täglich von Neuem an. — Ja, ich habe sogar das Projekt, mich zum Maire von Dublin ernennen zu lassen, und Dich zum Präfekten des Departements Irland. Einstweilen, bis wir unserm Ehrgeiz einen fabelhaften Schwung geben können, machen wir den Anfang mit leichten Dingen: heirathen wir; wenn wir Kinder bekommen, werden wir sie in den drei Königreichen auf's Beste versorgen."

Eine lärmende Musik, die durch die Straße tobte, unterbrach die Unterhaltung. Celestin öffnete und verschloß stets mit gewohnter Vorsicht die Thür, dann ging er hinunter auf die Straße, wo er alsbald seinem Nachbar Richard begegnete, der jede seiner Bewegungen zu bewachen schien.

Digitized by Google

„Was ist dies?“ fragte Celestin lebhaft.

„Es ist der Festzug von Dublin, der vorüberzieht,“ erwiederte Herr Richard verbindlich.

„Und wohin geht er, der tolle Festzug?“

„Nach Town-Hall.“

„Und was treibt diese Teufelsmusik zu Town-Hall?“

„Sie begleitet dreihundert Choristen, die das „Hallelujah“ und „die Schöpfung“ von Haydn singen werden.

„Herr Richard Shawb, gehen Sie, und sagen Sie diesem Festzug, daß ich die Musik liebe, und daß ich das „Halleiujah“ und „die Schöpfung“ unter meinem Fenster diesen Abend hören will, ehe die Sonne untergeht.“

„Kapitän,“ sagte Richard: „wir wollen versuchen, dies zu veranstalten —“

„Wie? Sie nehmen Anstand?“

„Nein, nein, nichts ist leichter zu machen, ich gehe zum Sheriff — wir werden Ihnen die Musik herbringen.“

Eine Stunde vor Sonnenuntergang sah man am Ende von Sakeville-Street Herrn Shawb an der Spitze des Zuges triumphirend einherschreiten. Das Heer der Musiker zog in die Straße ein, die breiteste aller Straßen der Welt, und stellte sich vor dem Post-Office in Schlachtordnung. Eine Symphonie diente zur Ouverture; ein jeder Tonkünstler spielte sein Lieblingsstück mit jener edeln Unabhängigkeit, die den englischen Künstler karakterisirt; endlich fielen dreihundert Kehlen über Haydn her, und rissen ihn unbarmherzig in Stücken.

Celestin, von seinem Fenster herab, dankte den Künstlern und gab in seiner königlichen Freigebigkeit Greamesh den Befehl, das Heer in Lurtons Brauerei zu erfrischen.

Greamesh neigte sich: wohl aber konnte man bemerken, daß er gewaltsam an sich hielt, um nicht eine grenzenlose Verzweiflung laut werden zu lassen.

Um neun Uhr Abends, es war sehr dunkel, weil Gewitterwolken den Himmel bedeckten, konnte Celestin die Lust auszugehen, nicht überwinden, doch im größten Incognito, um zu hören, was man auf den öffentlichen Spaziergängen über ihn rede. Es waren viele Menschen im Phönix-Park. Er schlich sich unerkannt unter die Gruppen ein, und seine Neugier fand volle Befriedigung; man sprach von nichts, als von dem Bilagerungszustand, in den zwei französische Seemänner Dublin versetzt hatten.

„Es ist nicht recht,“ sagte man in einer Gruppe, „daß zwei bis drei reiche Personen für die ganze Stadt bezahlen sollen. Die Narrheit da mit dem Festzuge hat Herrn Greamesh zweihundert Pfund gekostet.“ — Andere Stimmen ließen sich hören: „Wenn die tollen Launen der Seemänner so fortgehen, so sind Greamesh und Richard in wenig Tagen zu Grunde gerichtet.“ — „Und was meinen Sie, daß geschehen solle?“ — „Man hat gestern an die Regierung berichtet —“ „Schöne Hilfe! die Regierung wird nichts thun.“ — „Sie wird Truppen senden.“ — „Ei, die fragen viel nach den Truppen! Das Verdrießlichste ist, daß sich in Dublin eine Partei für die Beiden gebildet hat.“ — „Eine Partei?“ — „Ja, die Armen sind für sie. Heute Abend haben die Musikanten, trunken von Porter und Ale, geschrien: Hurrah Celestin! und Greamesh mußte bezahlen.“ — „Oh! das kann nicht so bleiben.“ — „Hören Sie, hören Sie doch! Die Choristen vom Festzug haben ein Lied verfertigt:

„Die Hopfen-Nymphe ist versiegt —
Hurrah Celestin!“

Die Menge lief dem Zuge nach, der seinen Weg durch Phönix-Park nahm. Celestin kehrte um, und sah sich Herrn Richard gegenüber.“

„Ah! ich verlasse Sie nicht,“ sagte Richard ganz leise.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Richard, spielen Sie nicht die Rolle meines Schutzengels; — nehmen Sie sich in Acht!“

„Kapitän, gehen Sie nach Hause, es ist spät — Ihr Freund möchte einen schlimmen Streich spielen.“

„Sein Sie ruhig, mein Freund hat seine Instruktionen. — Da fällt mir ein, Herr Richard, Sie sollen mir einen guten Rath geben; nehmen Sie meinen Arm, wir wollen als gute Nachbarn mit einander plaudern.“

„Kapitän, mir wird es das größte Vergnügen machen, Ihnen Rath zu ertheilen.“

„Ja, unterwegs sollen Sie mir einen Rath geben: Ich habe Lust, mich zu verheirathen, was meinen Sie dazu?“

„Aber, Kapitän, ich denke —“

„Sie werden begreifen, Herr Richard, daß wir nicht so isolirt fortleben können, Xavier und ich, wir haben Pflichten gegen die Gesellschaft —“

„Nun, ich denke, Sie werden irgend eine Jugendliebe im Andenken haben —“

„Nein, Herr Richard, und alle unsere Jugendliebschaften sind arm; — heutigen Tages machen wir Ansprüche. Wir haben Erbinnen im Auge. Das schöne Geschlecht ist wunderhübsch in Dublin — wir haben schon gewählt.“

„Ah!“ sagte Richard mit erstickter Stimme: „Sie haben schon gewählt?“

„Eine Doppelwahl. Glauben Sie, die Familien werden einwilligen?“

„Warum nicht?“ sagte der Nachbar mit zitternder Stimme: „sind Sie nicht brave junge Männer?“

Digitized by Google

„Das ist unsere Meinung."

Herr Richard versank in tiefes Nachdenken. Nach einigem Schweigen sprach er:

„Hören Sie, Kapitän, Sie haben mich um Rath gefragt, ich will Ihnen als Freund rathen, erlauben Sie es?"

„Thun Sie das, mein Nachbar."

„Sie werden sich ein Höllenleben bereiten, glauben Sie mir; Dublin ist Ihnen Ersatz schuldig, Sie werden ihn erhalten, ich stehe Ihnen dafür ein. Die vornehmsten Einwohner, Herr Greamesh, die Verwaltung der Posten und ich, werden Opfer bringen, wir werden Sie mit einemmale reich machen, und nach Frankreich zurück senden mit zweimalhunderttausend Franken in der Brieftasche und in voller Freiheit."

Celestin blieb stehen, und sah Herrn Richard starr in die Augen.

„Nachbar," sagte er nach einer langen Pause, „wenn wir dies Vermögen in der Tasche und unsere Lunte ausgelöscht haben, wie Einfaltspinsel, dann hängt man uns."

„Oh!" rief Herr Richard, „fürchten Sie nichts; hundert Notabeln von Dublin, der Sheriff an der Spitze und ich, schwören auf die heilige Schrift, daß Ihnen keine Gewalt geschehen soll, und Ihnen die Reise nach Ihrem Lande mit Ihrem Vermögen in voller Freiheit verstattet wird."

„Das will überlegt sein. — Nachbar, hören Sie: ein Vorschlag zur Vermittelung — Sie geben meinem Freunde Xavier zweimalhunderttausend Franken, er reist ab, und ich warte in Dublin, bis er in Frankreich angekommen ist, und während der Zeit werde ich das Pulverfäßchen nicht verlassen. Auf diese Weise werden Sie wenigstens Einen glücklich machen, und es wird nur Einer gehängt."

„Keiner soll gehängt werden."

„Nehmen Sie meinen Vorschlag an, Nachbar?"

„Ja."

„Nun gut, und ich den Ihrigen. Machen Sie die Sache sogleich richtig."

„Auf die Minute, Kapitän, der Boden brennt unter mir, es ist keine Nacht für mich. Mit Tagesanbruch erwarte ich Sie bei Greamesh."

Mit Tagesanbruch waren die hundert Notabeln, die zweimalhunderttausend Franken, der Sheriff und die Bibel vor Celestins Wohnung. Xavier kam herab, empfing den Eid und die Bankzettel und reiste nach Kingston in der Postchaise des Herrn Richard ab. — Celestin bewachte indessen den Vulkan.

Xavier, in Calais angekommen, schrieb seinem Freund und meldete ihm, daß er ihn erwarte. Celestin reiste kühnlich ab, Xaviers Brief in der Hand, und verlöschte die Lunte. Das Volk begleitete ihn auf dem Wege nach Kingston, mit tausendfach wiederholtem „Hurrah Celestin!"

In diesem Augenblick leben Xavier und Celestin in dem fruchtbarsten Winkel des Departements Bouches-du-Rhone; sie sind Mitglieder der Gesellschaft für den Landbau, und die ersten Agronomen des südlichen Landes; Celestin hat eine Säemaschine erfunden, und bei der letzten Ausstellung eine goldene Medaille erworben.

Unterredung zwischen Tochter und Mutter.

(Bruchstück aus einer Erzählung: **Magister Strohmayer.** Ein Bild aus dem Leben von R. Heller, in den Rosen.)

„Meine Tochter, Du mußt heirathen."

„Sie wissen, meine liebe Mama, daß ich keine Abneigung gegen eine dauernde Verbindung hege," sagte das gehorsame, erst 29jährige Kind.

„Es wird hohe Zeit, daß Du unter die Haube kommst. Ich bemerkte dies mit Schrecken auf dem letzten Balle," fuhr die Mutter fort und blickte von ihrer Nähterei auf den Engel an der andern Seite des Tisches.

„Aber Mama, Sie werden bitter," versetzte der Engel. „Habe ich auch nur einen einzigen Tanz pausirt? Wie kommen Sie auf eine so kränkende Aeußerung?"

„Deine Eitelkeit ist auch die meinige, Aurelie, werde deshalb nicht gereizt bei einer ruhigen Betrachtung Deiner Lage. Bin ich doch die Mutter, die mit Dir spricht, die jede Auszeichnung, wie jede Zurücksetzung, die Dir widerfährt, so tief empfindet, ja tiefer als Du selbst."

„Ich frage nur, ob ich einen Tanz gesessen?" versetzte Aurelie noch immer äußerst geärgert.

„Nein, Du hast von der Polonaise bis zum zweiten Schottisch nach Tische beständig Engagements gehabt."

„Was also veranlaßt Sie, theuere Mama, zu der Bemerkung, die Sie vorhin machten?"

„Der Cotillon, meine Liebe, der Cotillon," versetzte Mama im sanftesten Tone, dessen ihr Organ fähig war.

„Da wüßt' ich doch wahrhaftig nicht, was mir begegnet wäre!"

„Laß uns ruhig von einer Sache sprechen, die die unsrige, die eine gemeinschaftliche ist. An Tänzern für die einzelnen Walzer, Rutscher und dergleichen, hat es Dir nicht gemangelt. Aber wären wir bis zum zweiten

Digitized by Google

Galopp geblieben, während wir schon beim zweiten Schottisch gingen, so hätte sich Niemand mehr für Dich gefunden."

Aurelie biß sich auf die schmalen Lippen, daß sie roth wurden, welches einst ihre natürliche Farbe gewesen sein mochte. Mama fuhr gelassen fort:

„Die erste Polonaise tanztest Du mit Herrn Gerstäcker, unserem alten Hausfreunde, den Du Dir eigentlich selbst engagirt hattest. Du schmollst. Ich kann Dir nicht helfen, wir müssen klar gegen einander werden. Gerstäcker leistete, was er sollte, er fand vielleicht sogar noch eine Bevorzugung in Deiner Aufforderung. Aber er ist ein Ehegatte, der vier Kinder und eine kerngesunde Frau hat. Ihn dürfen wir in keinem Falle zu Deinen Anbetern zählen!"

„Das fehlte auch noch!" warf Aurelie, den Kopf hochmüthig zurücklegend, dazwischen.

„Sprechen wir jetzt von den übrigen Herren jenes Abends," setzte die Mutter ihre schonungslose Erörterung fort. „Den Walzer tanztest Du mit Herrn von Lindheim."

„Um den ich gewiß zu beneiden war. Er tanzt nicht, nein er fliegt, er schwebt."

„Hast Du Dir aber auch überlegt, warum er den Walzer an Deinem Arme schwebte, wie Du Dich ausdrückst? Er borgte dem Vater am andern Morgen zehn Louisd'or ab. Ich denke, für einen Walzer ist dies ein Honorar, welches selbst der berühmte Vestris nicht ausgeschlagen haben würde, da er noch in der Mode war."

„Und um solcher Bagatelle willen soll mich Lindheim zum Walzer aufgezogen haben?"

„Es scheint so — es ist fast sicher so. Gleich nach dem Tanze näherte er sich dem Vater, war voller Complimente über Deinen Putz, Deine Haltung, schnupfte mit dem Papa und bot ihm eine Partie Ecarté im Nebenzimmer an. Wäre der Vater darauf eingegangen und unglücklich gewesen, so hätte sich der Besuch am Morgen erledigt. Aber er lehnte den Vorschlag ab und der liebenswürdige Herr von Lindheim holte sich andern Tages zehn Louisd'or, die er nie zurückzahlen wird. Er hat den Louisd'or zu zwei Neugroschen über den Cours angenommen, das ist aber auch das Einzige, was den Vater noch etwas tröstet. Dann folgte ein Galopp, den Herr Franz mit Dir raste."

„Hat auch er etwa dem Vater Geld dafür abgeborgt?" höhnte die beleidigte Tochter.

„Das nicht, aber Franz gehört zu den Studenten guter, stiller Art, die gern den Abend in einer Familie zubringen und durch die Annahme einer Einladung zum Mittagsbrod zugleich die Verpflichtung übernommen zu haben glauben, der Frau oder Tochter vom Hause dafür auf dem nächsten Balle ihre Erkenntlichkeit zu beweisen."

„Aber Mama, Sie sind unerträglich!" rief das Mädchen, nicht mit der Milde eines Engels.

„Meinst Du, daß ich Dich aus Uebermuth peinige? Ich will Dir nur die Augen für Deine Lage öffnen. Seit fünf Jahren schon begehen wir Deinen Geburtstag in aller Stille, den wir bis dahin mit so viel geräuschvoller Pracht feierten. Den nächsten können wir gar nicht mehr begehen, denn Du wirst dreißig — ja dreißig Jahr alt!"

„Hören Sie auf, Mutter, mir mein Alter zum Vorwurf zu machen!" schrie Aurelie, ihren Sitz vom Nähtische entrüstet verlassend.

„Nicht Dein Alter ist's, welches ich Dir vorrücke, wohl aber der Hochmuth, die selbstgefällige Verblendung, in der Du Deine schönsten Jahre verlebt hast, ohne der Zukunft zu gedenken. Noch sind sie nicht ganz vorüber. Niemand weiß, daß Du einen falschen Zopf trägst. Niemand ahnt, daß drei Deiner Vorderzähne eingesetzt sind und der vierte seit einem Monate wackelt. Man muß gestehen, Du machst die beste Toilette, die man auf irgend einem Balle, in irgend einem Concerte, oder in Abendgesellschaften sieht. Dennoch muß ich nochmals auf Deine letzten Tänzer zurückkommen. Den Contredanse und den ersten Schottischen gabst Du an Valentin, der auf unserm Comtoir arbeitet, den zweiten Walzer an Wittinghaus, den wir selbst in den Ballzirkel eingeführt hatten, die Inclinationspolonaise nach Tische an den Magister Strohmaier — doch ich brauche nur vom Cotillon zu reden, dem eigentlichen Höhemesser der Gunst, in der die Damen des Balles stehen. Da sind die leidigen Rücksichten im sprudelnden Weine der Tafel ertränkt, das Herz bewegt sich frei. Was geschehen mußte, um unausweichbaren Obliegenheiten genugzuthun, das ist bereits in einzelnen Tänzen abgeführt, die Neigung wählt, der Eindruck des Augenblicks. An dem Cotillon, den ich mit Angst beobachtete, erkannte ich, daß Deine Blüthenzeit vorbei ist. Du kehrtest am Schlusse desselben an Deinen Platz zurück, kühl wie nach einem Spaziergange in der Morgenluft durch den Garten, während Du sonst athemlos in das Sopha sankest und kaum zu sprechen vermochtest, so daß ich nur eilen mußte, Dich mit Shawls und Pelzwerk zu bedecken, um Erkältung nach so furchtbarer Anstrengung zu verhüten!"

„Mutter! Mutter!" weinte Aurelie.

„Mein gutes Kind, es ist mir schwer geworden, Dir dies auseinander zu setzen. Aber es soll dazu dienen, Dich für das Eingehen einer anständigen Partie zu gewinnen.

Digitized by Google

„Wenn es wirklich eine anständige Partie ist, so wissen Sie wohl, daß es keiner Kunstgriffe bedarf, mich für eine solche einzunehmen."

„Der Mann, auf den ich rechne, ist nicht mehr jung, nicht eben hübsch, nicht reich, nicht gerade sehr witzig, kurz kein zärtlicher Adonis, mit dem Du auf der Promenade glänzen kannst."

„Wenn er aber alt, häßlich, arm, dumm ist, Mutter, was ist er denn?" unterbrach Aurelie.

„Es ist ein Mann," antwortete die Mutter mit Nachdruck.

„So weit ist es mit mir noch nicht gekommen, daß ich mich dem ersten, besten, abscheulichen Kobolde an den Hals schleudern müßte," eiferte der Engel und schluchzte dazwischen.

„Ein Mann, hörst Du nicht? Von keinem Kobolde ist die Rede. Mit einem Worte, ich habe mein Absehen auf den Magister Strohmaier gerichtet. Die Inclinationspolonaise, die er so gutmüthig mit Dir dahin trottete, schien mir ein Wink von oben."

„Der Magister Strohmaier!" lachte Aurelie, aber ihr Lachen war Verzweiflung.

„Er ist den Funfzigen nicht näher, als Du den Dreißigen," bemerkte Mama.

„Das heißt also mit einem Fuße darin."

„Seine wissenschaftliche Bildung gilt für bedeutend. Wenn sein Benehmen noch etwas linkisch ist, so wirst Du ihn schon nach Deiner Hand ziehen."

„Einen 50jährigen Scholaren, dessen aufklappenden Frack und ungeschickte Weste ich schon verspottet habe, als ich noch in die Schule ging!"

„Du wirst ihn an einen eleganteren Schneider verweisen."

„Und Frau Magister Strohmaier heißen? Auf einem Dachstübchen wohnen, täglich Privatstunden anhören, von Kartoffeln und Salz leben?"

„Sieh, mein Kind, wie Du übertreibst. Selbst der harte Vergleich des Sonst und Jetzt, hat Dich noch nicht klüger gemacht. Der Magister wohnt bis jetzt weder in einem Dachstübchen, noch ist er gezwungen, von Salz und Kartoffeln zu leben. Weil er einiges Vermögen besitzt, hat er seine Unabhängigkeit, wie er es nennt, behaupten können und um keine Staatsanstellung nachgesucht. Er hat von seinen kleinen Zinsen gelebt und das Uebrige durch gelehrte Arbeiten, durch Unterrichtertheilen in den besten Familien mit Leichtigkeit verdient. Seit einiger Zeit sieht er sich nach einem gesicherten Unterkommen um. Seine Kenntnisse, seine Treue und Gewissenhaftigkeit sind bekannt. — er soll an die Spitze der Sonntagsschule gestellt werden, die von der Kaufmannschaft in großartigem Maßstabe errichtet wird. Der Vater wird darauf dringen, daß ihm dieser Posten ertheilt wird. Strohmaier heißt alsdann Herr Director. Seine Einkünfte, verbunden mit dem Zuschusse, den Dir Papa geben wird, reichen aus, daß Du ein nicht glänzendes, aber angenehmes Hauswesen führen kannst. Strohmaier rückt vielleicht nach und nach zu einem einträglicheren Amte vor und die Hauptsache, Aurelie, Du erhältst einen Mann, Du brauchst Deinen 30jährigen Geburtstag nicht als Mädchen zu begehen."

„Magister Strohmaier — mein Gemahl! lieber keinen Mann, als einen lächerlichen. Die ganze Welt würde sehen, daß ich ihn nur aus Noth nehme."

„Dein geschicktes Wesen könnte dies leicht verbergen. Und lächerlich ist Strohmaier nicht, sondern allenthalben wohlgelitten."

„Noch habe ich nicht zum Aeußersten zu schreiten," entgegnete Aurelie, indem sie gerade aus dem Erker einen Gruß erwiederte, der ihr von der Straße herauf dargebracht ward.

„Des jungen Laffen wegen, der dort unten vorbei geht? Vor zwanzig andern Erkern zieht er eben so verbindlich den Hut, wie vor dem Deinigen. Und was ist er? Was hat er? Wo will er hinaus?"

„Da ist aber der junge Advokat Friedrich. Seit drei Wochen auch Doctor. Wenn ich ihn recht verstehe, ist mir seine Neigung noch immer treu geblieben?"

„Der schlaue Fuchs. Nachdem er sich der Rechtsgeschäfte Deines Vaters bemächtigt hat, befindet er sich täglich im Hause des Banquier Müller. Müllers sind doppelt so wohlhabend als wir, und Louise ist ein junges, schwarzäugiges Mädchen von 18 Jahren. Glaubst Du, daß er zweifelhaft ist, ob er Dir oder ihr den Vorzug einräumen soll?"

„Es wäre schrecklich! Ein so hübscher Mann und die braune Louise, die eine Gesichtsfarbe hat, wie eine Tafel Chocolade."

„Dann rechnest Du vielleicht noch auf den Zollamtmann Schmidt, der Dir als Lieutenant so auffallend die Cour schnitt, daß sich gesetzte Leute mit ihren soliden Absichten gar nicht an Dich heranzunahen getrauten. Schmidt wird die Tochter des Finanz-Directors von Jülich heirathen. Sie bringt ihm das Patent als Steuerrath zur Mitgift. Das ist dem ehrgeizigen Schmidt lieber, als alles Vermögen."

„Die Männer verdienen wahrhaftig nicht, daß man einen Blick auf sie wirft. Sie sind das hinterlistigste und treuloseste Geschlecht, welches gedacht werden kann. Ich

Digitized by Google

möchte mich an Ihnen rächen — aber Strohmaier — ich allein wäre das Opfer eines solchen Entschlusses, und wenn ich mir auch vornähme, ihm das Leben zur Hölle zu machen."

„Wie ich hörte, wird Deine Cousine Mathilde den kleinen Bernhardt heirathen, den niedlichen Schweizer."

„Sie schon heirathen? Sie haben wohl falsch verstanden? Verloben höchstens wird sie sich mit Bernhardt und Bernhardt ist jung, angenehm, flatterhaft, dergleichen Versprechungen haben keinen Bestand," sagte der Engel und wurde bleich vor Neid.

„Nein, es ist gleich von der Vermählung die Rede. Ich traf die Tante Lammberger im Leinwandgewölbe. Was hat sie dort zu schaffen, als die Ausstattung zu besorgen? Die Deinige liegt seit zehn Jahren bereit. Sie ist längst altmodisch geworden."

„Cousine Mathilde heirathen? Der Naseweis Madam werden? Mich vielleicht zu Gevattern bitten, das Fräulein Aurelie Schnips, Gevatter bitten bei Frau Bernhardt! Ich bin die unglücklichste Person in der Welt! Ich nehme den Strohmaier, und wenn er Magister bleibt, und wenn ich ihm auf die Dachstube folgen müßte."

Miscellen und Anecdoten.

(Origineller Actienplan.) Der Bergriese Montblanc, welcher sich 2528 Wiener Klaftern hoch in die Lüfte erhebt, wurde im Jahre 1786 zuerst von dem kühnen D. Paccard erstiegen. Seit dieser Zeit mag es etwa 30 Personen gelungen sein, den wolkengekrönten Gipfel dieses Steinkolosses zu betreten. Um den zahlreichen Naturfreunden in Europa diesen Hochgenuß allgemeiner zugänglich zu machen, haben einige Speculanten in der Schweiz den Plan zu einem Actien-Verein entworfen. Laut den Statuten sollte von dem Actien-Erlöß ein bequemer Reitweg vom grünen Fuße bis zum schneeigen Haupte gebrochen, und in gewissen Zwischenräumen wohnliche Restaurationsgebäude errichtet werden. Auf der Zinne des Berges müßte sich ein starker Thurm aus Quadern mit heizbaren Gemächern erheben, aus deren Fenstern das entzückende Panorama in Augenschein zu nehmen wäre. Der muthmaßliche große Zuspruch von allen Reisenden ließe für die Actionaire einen namhaften Gewinn erwarten.

(Der Brand von Hamburg.) In London wird gegenwärtig der Brand von Hamburg in einem großen Saale producirt, und Augenzeugen bestätigen, daß sie durch diese Darstellung einen deutlichen Begriff von der Furchtbarkeit dieses Elementar-Ereignisses erhalten hätten. In der Mitte des Saales auf einer tischähnlichen Erhöhung ist das Häusermeer von Hamburg zu sehen, und die Baulichkeiten sind sämmtlich aus lackirtem Blech der Natur nachgeformt. Die Sitze der Zuschauer erheben sich amphitheatralisch in der Runde und gewähren einen freien Ueberblick. Die Häusergruppen, welche das Flammenschauspiel nachahmen sollen, sind mit Spiritus gefüllt. Plötzlich auf ein gegebenes Zeichen flackert das Feuer bei den Oeffnungen heraus und frißt nun immer weiter in jenen Richtungen fort, welche die Flammen auch in der Wirklichkeit eingeschlagen hatten. In Kurzem ist über die Häuserzeile nur ein zusammenhängendes Feuermeer zu sehen, welches auch in jener Ordnung allmählig erlöscht, wie selbe in der Stadt Hamburg selbst beobachtet wurde. Dieses originelle Feuerwerk findet vielen Beifall und Zuspruch.

— Lord Huntingtower, ein noch junger Mann, der im Betrage von 200,000 Pf. St. in London Bankerott gemacht hat und jetzt in Haft sitzt, mußte über die Art und Weise, wie er diese ansehnliche Masse Schulden contrahirt habe, Auskunft ertheilen, und es ergab sich, daß er den geringsten Theil jenes Betrages in Geld oder Werth wirklich empfangen, sondern meistens für geringe wirklich empfangene Summen oder für Waarenbezüge Schuldscheine über den 20—30fachen Betrag ausgestellt hatte. So hatte er z. B. von einem Schneider für etwa 100 Pfd. St. Kleider erhalten und dafür Schuldscheine über 2100 Pf. ausgestellt. Von einem andern Schneider, dem er einen Wechsel über 3000 Pfd. gab, behauptet der Lord, nur dann und wann eine Guinee als Darlehn empfangen zu haben, und für einen auf 20,000 Pfd. lautenden Schuldschein bezog er im Ganzen nur 800 Pf. an baarem Gelde.

— Eine Reise von Stockholm nach Petersburg im Winter ist eine der gefährlichsten. Die gewöhnliche Art, im Sommer von Stockholm nach Petersburg zu reisen, ist, daß man zu Wasser über den bothnischen Meerbusen bis nach Abo in Finnland geht, und die Insel Aland auf dem Wege berührt. Im Winter nimmt man dieselbe Richtung, wenn die See hart genug gefroren ist, um Schlitten von einer Insel zur andern auf dem Eise fortziehen zu lassen. Die größte Strecke des Wegs, den man auf diese Weise zurücklegt, ohne Land zu berühren, beträgt gegen dreißig Meilen. Aber unter den günstigsten Umständen ist die Fahrt doch eine der beschwerlichsten. Je weiter man sich von dem Auslaufeplatz entfernt, je mehr steig das Erstaunen. Anfangs ist die See glatt und ruhig, doch bald rauh und uneben. Sie nimmt ein wellenförmiges Ansehen an, gleich den Wogen, die sie beunruhigt hatten. Am Ende trifft man auf Massen von Eis, die, über einander gehäuft, in der Luft zu schweben scheinen, während andere sich pyramidenförmig erheben. Im Ganzen geben sie ein Bild der wildesten Verwirrung, welches das Auge durch die Neuheit des Anblicks überrascht. Es ist ein unermeßliches Chaos eisiger Ruinen, dem Gesicht unter jeder möglichen Form dargestellt, und verschönert durch herrliche Stalaktiten von blau-grüner Farbe.

Ueber diese rauhe Oberfläche, und zwischen den gebrochenen Wogen von Eis, werden die Reisenden in Schlitten gezogen. Die Hauptgefahr besteht aber darin, daß die Schlitten öfters emporgestoßen, und die Pferde scheu werden und davon rennen.

Dieses ist die Art und Weise, von Stockholm nach Petersburg im harten Winter zu reisen. Ist dieser aber nicht streng, so läßt sich dieser Weg weder auf dem Wasser noch auf dem Eise zurücklegen, und im letztern Falle gebraucht man 300 Mei-

Digitized by Google

len, über spurlosen Schnee, in schwach bevölkerten Gegenden, die Reise um den Meerbusen nach Petersburg zu machen.

— Es ist unlängst irgendwo die Frage aufgeworfen worden, welche Anzahl größer sei, die der Raucher oder die der Schnupfer, und ich behaupte, ohne viel darüber nachzusinnen, daß die Zahl der Ersteren die der Letztern weit übersteigt. — Ich habe bemerkt, daß der Schnupfer erst mit dem Beginne des männlichen Alters dieser Leidenschaft, oder wenn man auch will, diesem Bedürfniß sich hingibt, während schon Buben mit 12—13 Jahren, mit aller Gravität ihre Pfeife im Munde führen, oder ihre Cigarre anbrennen, daß ihnen die Augen übergehen. — Aber die schnupfenden Damen, wird man mir einwenden? Gleichviel, auch diese beginnen dies süße Geschäft gewöhnlich erst mit dem herannahenden Alter, während ich blutjunge wohlgeborne Fräulein kenne, die ihre Damen-Cigarre herunter schmauchen trotz eines Husarenkorporals. — — Ein beliebter Schriftsteller hat es versucht, Schillers Punschlied zu parodiren, und sagt von dem Tabakschmaucher Folgendes:

Vier Elemente, innig gesellt,
Bilden sein Rauchen, bau'n seine Welt.
Der Kopf seiner Pfeife ist von Erde,
Luft muß stets haben das lange Rohr,
Das Feuer bewirkt, daß der Rauch ihm werde,
Aus dem Munde lockt ihm dieser das Wasser hervor.

Damit aber die Schnupfer nicht leer ausgehen, so will ich erzählen, wie einst ein müßiger Engländer folgende Berechnung anstellte. „Ein ordentlicher Tabakschnupfer," sagt er, „nimmt alle zehn Minuten eine Prise; jede Prise mit den dazu gehörigen Umständlichkeiten genommen, erfordert anderthalb Minuten Zeit, auf zehn in einem Tage, zu sechzehn Stunden angenommen, gerechnet, macht zwei Stunden und vier und zwanzig Minuten, also ein Zehntheil des gewöhnlichen Tages und folglich einen Tag unter zehn. — Angenommen nun, daß ein Tabakschnupfer während dieser Zeit vier Jahre blos mit seiner Nase zu thun hatte."

— Wir glauben, das vor Kurzem bei Max u. Comp. erschienene Werkchen: „Unvereinbarkeit der Hegelschen Wissenschaft mit dem Christenthum und der christlichen Theologie, von D. J. J. Rohovski," nicht besser anempfehlen zu können, als wenn wir aus demselben wörtlich eine Stelle mittheilen. Sie lautet (p. 26):

„Er ist der All-Eine-Urwesentliche sich Wissende und Wollende, weiß und will sich als diesen Wollenden und weiß und will sich dieser beiderseitigen Wollenden als den ewig in sich All-Einen. All diesen All-Einen-Wollenden als den in diesen drei Richtungen All-Einen-Urwesentlichen weiß und will er sich in einiger Selbstvermittelung und weiß und will sich als diesen sich mit sich selbst Vermittelnder Wollenden. Als jenen unmittelbaren und als diesen sich mit sich vermittelnden Geeint-Wollenden weiß und will Er sich als den ewig in sich Geeint-All-Einen. Als der sich als diesen in sich Geeint-All-Einen Wissende und Wollende ist Er, der sich wissend und wollend als den, als welchen er sich in sich weiß und will, wahrhaft außerhalb Seiner Offenbarende, der als jenen in sich Geeint-All-Einen und diesen sich Offenbarenden All-Einen sich ewiglich als den Einen und Denselben weiß und will und so der Allheilige Leiter seiner allseitigen Offenbarung ist."

So wird Hegel auf eine verständige und verständliche Weise widerlegt!!! Carlo.

(Neue Erfindung.) Ein Bostoner Blatt empfiehlt nämlich den Eltern und Vormündern unbändiger Kinder eine „neuerrichtete pädagogische Prügelmaschine von 1 bis 2 Pferdekraft." — Die Preise verhältnißmäßig nach Quantität und Qualität der Hiebe, sind so billig gestellt, daß sie die allgemeinste Benutzung der Anstalt erlauben.

(Herwegh.) Als ich dieser Tage von Leipzig nach Breslau fuhr, war auch ein junger Schweizer unter der Reisegesellschaft, welcher, als das Gespräch sich auf die neuesten Tagesereignisse wandte, sich mit großer Bitterkeit gegen den Dichter Herwegh aussprach, dessen begeisterter Anhänger er noch vor Kurzem gewesen zu sein versicherte. „Wie konnte er sich zum Besuche befehlen lassen," sagte er. — „Erlauben Sie," erwiederte ich ihm, „er ist nicht befohlen, sondern verlangt worden." — „Das bleibt sich gleich," meinte mein Gegner. — „Uebrigens," fügte ich hinzu, „weiß ich aus sicherer Quelle, daß die ganze Sache auf einem Druckfehler beruht. In Herweghs Ausgabe von Schillers Werken hat sich nämlich in jenem bekannten Vers: „Es soll der Dichter mit dem König gehn" ein zu statt des mit eingeschlichen."

(Freikugeln.)

— Den Oberoffizieren der chinesischen Armee kann man es an den Füßen ansehen, wie sie in der Gunst ihres Kaisers stehen. Bis jetzt war der Kaiser gewohnt, alljährlich jedem Oberofficier des mandschu-tataeischen Heeres ein Paar schöne seidene Stiefel zum Geschenk zu machen. Für gegenwärtiges Jahr aber wurde verkündigt, daß blos der Hälfte der Officiere diese Auszeichnung zu Theil werden soll. Seine goldfüßige Majestät, der Kaiser von China, ist wahrscheinlich ungehalten darüber, daß seine leichtfüßigen Officiere vor den rothhaarigen Barbaren, den Engländern, nicht Stand gehalten haben, und er meint, zum Davonlaufen sind ordinäre Stiefel gut genug. Dazu bedürfe es keiner glänzenden Ehrenstiefel.

— O'Connel sagte unlängst in einem Repeal-Meeting zu Dublin: Ein gut gemästetes und gleich gutmüthiges Wesen von einem Landjunker, Sir Tyssel, Tynnel genannt, meinte vor einigen Tagen, man könne guten Muthes sein, denn die nordamerikanischen Schweine würden ohnmöglich nach England eingeführt werden, weil sie theurer seien als die englischen, indem die amerikanischen Schweine mit Hammelfleisch gemästet würden. (Gelächter.) Sie lachen? Ein englischer Baronet hat dies wirklich gesagt, und wir rathen dem Edelmann, nicht nach Amerika zu gehn; er möchte für ein Schaf gehalten und den Schweinen vorgeworfen werden.

— In Pesth hat sich vor Kurzem ein Goldarbeiter, einer vorenthaltenen Erbschaft wegen, die ihm das Meisterrecht verschaffen sollte, mittelst zweier Diamanten erschossen. Die Edelsteine, mit welchen er die Pistole geladen hatte, fuhren ihm mitten durch das Herz. Ein brillanter Tod!

— Ein Spottvogel, der gern Leute foppte, nannte seinen Hund „Hahnrei," und rief ihn oft an, sobald Jemand vorbei-

Digitized by Google

gegangen war. Viele sollen sich umgesehen haben, als glaubten sie sich gerufen.

— Als Lessing den Stein erblickte, den man dem Dichter Kleist an der Stelle errichtet hatte, wo er gefallen war, rief er aus:

O Kleist! Dein Denkmal dieser Stein?
Du wirst des Steines Denkmal sein!

So könnte man auch von vielen andern Denkmälern sagen, die nicht so lange dauern werden als die Namen, welche sie tragen, z. B. Gutenberg, Luther, Mozart, Kopernikus u. s. w.

— Daß die Titel der Männer in ihrem ganzen Umfange auf die Frauen übergehen, selbst wenn sonst die Gütergemeinschaft im Ehekontrakte ausgeschlossen ist, kann als eine zarte, sinnige Huldigung der Frauen angesehen werden, die dem ritterlichen Charakter der Deutschen Ehre macht. Ein Doctor der Weltweisheit legt seiner Gattin ehrfurchtsvoll den Doctorhut zu Füßen und läßt sie die lateinischen Früchte seiner gelehrten Dissertation pflücken, und mehr als ihrem Manne sieht man jeder Frau Professorin das stolze Cathederbewußtsein an. Am auffallendsten machen sich freilich die richterlosen und militärischen Titel, welche vom Mann auf die Frau übergehen. Sollte man nicht glauben, daß eine Criminalräthin die 222 Artikel der Halsgerichtsordnung Carls V. am Schnürchen herzusagen wüßte, und daß sie statt Taschenbücher für Liebe und Freundschaft nur Hitzigs Annalen oder Feuerbachs merkwürdige Criminalfälle liest? Und was soll man nun gar zu einer Frau Generalquartiermeisterin sagen?

— Fontenelle sagte, als man von ihm die Definition einer schönen Frau verlangte: Eine schöne Frau ist das Paradies der Augen, die Hölle der Seele und das Fegefeuer der Börse.

— Sehr bezeichnend ist es, daß das deutsche Landvolk fast allerwärts den Verwalter den gestrengen Herrn, den Herrschaftsbesitzer aber den gnädigen Herrn nennt.

(Epigramm.) Die „Rheinische Zeitung" brachte neulich unter einigen sehr pikanten Epigrammen auf „Zeitsünden," auch folgendes:

„Mancher zog ein ganz bequem durch die weiten Pforten Walhalla's,
Luther nur kann nicht hinein: er ist zu groß für das Haus."

— Auf der Eisenbahn zwischen Sunderland und Newcastle stieß neulich Abends gegen 8 Uhr der Passagierzug auf die verstümmelten Ueberreste eines Pferdes, welches man über die Schienen geworfen hatte, und wurde, Locomotive und Tender voran, mit großer Gewalt 8 bis 9 Fuß tief in das anstoßende Feld geschleudert. Obgleich die Wagen kopfüber stürzten, wurde doch wie durch ein Wunder kein einziger der 40 bis 50 Passagiere erheblich verletzt, was wohl großentheils daher rührte, daß im Augenblicke des Anstoßens die Eisenstange zerbrach, welche den Tender mit dem ersten Wagen verband. Das heißt Glück haben!

Pariser Modenbericht.

Die Kämme mit goldenen oder vergoldeten Verzierungen und die Kämme von Schildkrot mit eingelegten goldenen Verzierungen sind noch immer sehr gesucht.

Alle Pelzarten sind sehr gesucht; die schönsten Muffe sind von Marder, von Zobel, von Hermelin mit rosa Blumen oder grünem Plüschfutter. Nichts kann reicher aussehen, als eine Crispine von Sammet oder Atlas ohne Naht mit Pelzfutter und Pelzbesatz oder ein Camail von himmelblauem Sammet, mit Schnuren besetzt und mit Guipureschnürchen von weißer Seide ausgeputzt. Im Allgemeinen steht die Posamentirarbeit noch immer sehr in Gunst.

Wie schön indeß auch der Pelz sein mag, wie großen Beifall er auch findet, man trägt doch noch immer Cashmirschawls und wird sie immer tragen. Jetzt sind die beliebtesten die schwarz- oder blaugrundigen.

Die Kleiderstoffe sind höchst mannichfaltig, doch bilden die große Majorität die Wolle, die gestreiften und andere Sammete, die Pekins aller Art mit abwechselnd satinirten und glasirten Streifen.

Die Unterröcke von Crinoline sind bereits sehr verbessert worden; man macht jetzt Crinoline-Flanell, der zu gleicher Zeit weich und warm ist, keine Querfalten macht und sich ganz dazu eignet, die Rundung zu geben, welche die Mode jetzt liebt. Man hat ihn in Schwarz und Weiß.

Auf allen Bällen trägt man Guirlanden und Büschel von natürlichen Blumen. Die Guirlanden werden hinten um das Haar gelegt, daß sie umfassen; die Büschel bringt man etwas tief in der Nähe des Ohres an, hinter den langen englischen Locken.

Wenn man Blumen im Haar trägt, müssen sie sich an dem übrigen Anzuge wiederholen. Der Rock des Kleides, das Leibchen und die Aermel müssen damit geschmückt sein, aber hier haben wir eine wichtige Bemerkung zu machen: Die Röcke der leichten Kleider werden nicht mehr an der Seite aufgenommen, wie im vorigen Winter; man trägt sie vielmehr vollkommen rund, aber zwei oder drei übereinander, so daß immer einer kürzer ist als der andere; an der Seite sind sie ihrer ganzen Länge nach offen und werden da durch Bänder zusammengehalten, auf die man Blumen oder Schleifen macht.

Die kleinen Aermel bestehen aus mehreren Bauschen, in deren Falten sich einige Blumen verstecken, die sich von den Haupt-Bouquets losgetrennt zu haben scheinen.

Die Stoffkleider haben zwei Revers mit Spitzeneinfassung und sie sind offen über einem Unterkleide von verschiedenem Stoffe, aber häufig von gleicher Farbe. Die Kleider von Pekins, von Seiden- oder Wollenstoffe erhalten gewöhnlich zwei Volants, während man auf Kleider von Moire zwei sehr breite Sammetstreifen setzt. Eben solche Streifen von Sammet muß sodann das Leibchen haben; auf Kleidern zu Visiten und zu Diners sind zwei breite Spitzenvolants, die glatt aufgesetzt sind und über denen ein Sammetschnürchen hinläuft, das Neueste.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 3. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31 58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 4. (Sonnabend, den 21. Januar.) 1843.

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Unser goldnes Zeitalter *).

Vom Standpunkte der Geldaristokratie aus gesehn, giebt's in der Welt nur zwei Classen zweibeiniger und zweihändiger Wirbelthiere, die aufrecht gehn und sehr ähnlich sind dem gerupften platonischen Hahne: Reiche oder Menschen und Lumpen. — Wozu der liebe Gott überhaupt die Lumpen in die Welt gesetzt, das ist dem Reichen, der sich sonst über nichts so leicht den Kopf zerbricht, unerklärlich geblieben. Aber davon hält sich die Geldaristokratie überzeugt, daß der Lump nicht am sechsten Schöpfungstage geschaffen wurde, als die Welt mit dem großen und kleinen Himmelslichte und allem was zum Comfort des Lebens gehört, schon vollständig meublirt war, sondern, daß er mit dem Gethier und Gewürm, das auf Erden kreucht, einen und denselben Geburtstag habe. — Sonst sind die Gelehrten über die Naturgeschichte der Lumpen noch sehr im Dunkeln. — Mikroskopische Untersuchungen haben ergeben, daß eine Art von Lumpen mit einer fadenscheinigen, durchlöcherten Hülle bekleidet ist, daß sie Schwielen an den Händen haben, was von der Arbeit herkommt, und daß ihr Magen größtentheils leer sei, was sich vom Hunger herschreiben soll, daß sie aber sonst athmen, sich fortpflanzen und sterben, ganz so wie die Menschen, d. h. die Reichen. Das ist die niedrigste Lumpenspecies, die überall, auch in Deutschland trefflich gedeiht, und fast noch in größerer Fülle sich vorfindet als die Kartoffel.

Andere Lumpenarten, die fast wie Menschen aussehn und einen Nichtkenner leicht täuschen könnten, werden von dem glücklichen Instincte des Reichthums bald erkannt und gebührender Weise verachtet. —

Aus der Naturhistorie des reichen Menschen können wir die charakteristischen Hauptzüge nur flüchtig angeben, da eine detaillirte Monographie zu weit führen würde. —

Ein reicher Mann unsrer Zeit, vom echten Wasser, wird mit beiden Händen in den Hosentaschen geboren. Sein Herzbeutel ist gewöhnlich eben so leer, als sein Geldbeutel gefüllt ist. Der Magen ist schon sehr früh bei ihm entwickelt und erweckt die gerechtesten Erwartungen. — Er ist gewöhnlich ein Wunderkind und lernt auf eine erstaunlich schnelle Weise die doppelte italienische Buchhaltung. Er ist auch nicht ohne poetischen Enthusiasmus und Durst nach großen Thaten. Wenn er in dem Plutarch der Gegenwart blättert, verweilt er hingerissen bei der Biographie der Gebrüder von Rothschild. Die goldenen Lorbeeren dieser Börsensieger lassen ihn nicht schlafen. — Die reichen Jünglinge und Jungfrauen bei-

*) Aus: Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit. Vier öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Königsberg von Ludwig Walesrode, ein Werkchen, dem nichts zur bessern Empfehlung dient, als daß es in kurzer Zeit 4 Auflagen, sage 4 wirkliche Auflagen, nicht blos neue Titel-Auflagen erlebt hat. D. R.

Digitized by Google

rathen gewöhnlich nur untereinander. Nicht selten werden sie wie Erbprinzen und Erbprinzessinnen auf diplomatischem Wege zusammengebracht. Das reiche Mädchen liebt ihren bestimmten Gatten schon im Bilde, wenigstens gebietet ihr die strenge Etiquette des Reichthums ihn zu lieben, wenn er, wie ein Heiliger aus der altdeutschen Schule, nur auf Goldgrund gemalt ist. Mögen die Züge auch eben so dumm und hölzern Einem entgegenstarren, wie die altdeutschen Heiligen und Märtyrer, die goldne Glorie macht alles gut. — In dieser hingebenden Liebe, die fast noch reiner ist als die platonische, drückt sich viel rührender Kunstenthusiasmus aus.

Bis zu dieser mariage à la mode reicht die Romantik im Leben des Reichen, von da ab ist nichts Interessantes weiter wahrzunehmen. Der Mann geht täglich an die Börse und „macht Geld," wie der Engländer sagt, und die Frau leidet, gebührender Maßen, an schwachen Nerven und sonstigen pathologischen Luxusartikeln. Die Parze spinnt den goldnen Lebensfaden der Reichen bis zur Langeweile lang aus, bis endlich das Klirren ihrer Scheere den schon lange praenumerando trauernden Erben die betrübte Gewißheit gibt, daß die Königin im Hamlet Recht hat, ihren melancholischen Sohn mit den Worten zu trösten:

„Du weißt, es ist gemein: was lebt, muß sterben,
Und Ew'ges nach der Zeitlichkeit erwerben!" —

So weit nur flüchtige, allgemeine Grundzüge aus der Naturgeschichte der Reichen. Um indeß mehrere der interessanten Species vom homo dives, wie die Naturhistoriker sich ausdrücken, kennen zu lernen, lassen wir hier noch eine Reihe von Illustrationen und Bildern aus unserm goldnen Zeitalter folgen, da unsre Zeit es ja überhaupt liebt, in Bilderbüchern zu blättern, und sogar anfängt, die graue, langweilige Theorie mit bunten Farben zu coloriren.

Das erste Bild stellt ein Exemplar von reichem Schlemmer (homo dives gulosus nach Cuvier) vor. Wir sehen hier einen sogenannten Menschen, den die Natur mit gewaltigen Kiefern, dicken Unterlippen und sehr vielem Gelde begabt hat. Der Magen ist souverän an ihm, oder richtiger in ihm, der ganze übrige Körper ist nur nothwendige Zuthat oder überflüssige Decoration. Die Beine dienen nämlich als Gestell des Magens, die Hände zum Theil als Fühlhörner, zum Theil als Henkel, der Kopf ist als bloßer Deckel zu betrachten, und die Augen im Kopfe als die Fenster, aus welchen der Magen, der, um sich Bewegung zu machen, dieser Menschenart oft in den Kopf steigt, die lachende Aussicht auf eine wohlbesetzte Tafel genießen kann. Dieser Magenmensch veranschaulicht auf's Schlagendste die bekannte Fabel, mit der Menenius Agrippa das aufsätzige römische Volk zu beschwichtigen wußte. — Wie Jakob Böhm durch ein contemplatives Hinschauen auf einen zinnernen Teller zum Beweise vom Dasein Gottes gelangte, so offenbart sich auch ihm sein Gott in jedem Teller, der mit einem leckern Lieblingsgerichte gefüllt ist. Er bewundert die Allmacht Gottes, die den ostindischen Schwalben den Instinct gegeben, ihr Nest aus gewürzreichen Moosen und Gallerten zu bauen, und hält die Auster für das edelste, vollkommenste Thier der Schöpfung, indem er gar nicht begreift, wie man dazu gekommen, den Löwen, von dem man höchstens Pomade für Kahlköpfe und unschuldige Fähndrichs-Oberlippen machen kann, für den König der Thiere zu halten. Ueberhaupt ist er von keinen poetischen und historischen Vorurtheilen befangen. Eine Straßburger Gans, mit ihrer künstlichen Leberkrankheit, ist ihm lieber als alle Gänse, die das Capitol gerettet, und er zieht einen farcirten Indian bei weitem dem Vogel der Minerva vor, der in der Küche zu Nichts anstellig ist. Am meisten aber ärgern ihn die Poeten, daß sie lauter ungenießbares Unkraut, wie Maiblümchen, Vergißmeinnicht und Rosen besingen, indem doch großer Spargel und Kopfsalat viel würdigere Gegenstände für die Lyrik wären. — Da er keine andere Bewegung liebt, als die peristaltische, so ist ihm die liberale Beweglichkeit unserer Zeit unausstehlich, obgleich er sonst in seinen Ansichten ein wahrer Cosmopolit ist, und vom Nationalhaß keine Idee hat. Er liebt die Russen wegen ihres Caviars, die Franzosen wegen ihrer Suppen und Pasteten, die Engländer wegen sehr vieler guten Eigenschaften, als da sind Turtle und Moc Turtle, Roast beef, Plumpudding, Pie und die vielen andern englischen Nationaltugenden, wie sie auf dem riesigen Küchenzettel bei einem Lordmayor-Schmause amtlich fungiren; er liebt die Pommern wegen ihrer Gänsebrüste, die Westphalen wegen ihres Schinkens, die Hamburger wegen ihres Rauchfleisches; nur gegen die Berliner hat er eine Art von Aversion, weil diese nichts anders produciren, als die plebejen Berliner Pfannkuchen, die sich wohl für Lieutenants eignen, die in aller Eile beim Conditor zur Wachparade eine Stärkung zu sich nehmen wollen, oder für unstäte Referendarien und Recensenten; aber nicht für einen soliden reichen Mann, der für sein Geld etwas Ausgesuchtes genießen will. — Uebrigens ist er nicht blos Kunstkenner und Enthusiast in seinem Fache, sondern selbst ausübender Künstler. Er ist in die Geheimlehren der höheren

Digitized by Google

Kochkunst eingeweiht, und legt, wie ein großer Bildhauer, gewöhnlich die letzte Hand an die Werke, welche nach seinen genialen Angaben in dem Küchenatelier gearbeitet werden. — Da er wohl weiß, daß es keinen Triumphator ohne Volk gibt, so ladet er zu dem Genusse von dergleichen Meisterwerken auch Gäste ein, zur Verherrlichung seiner Tafel. Selbst europäisch berühmte Gelehrte, für deren Titanengeist diese lumpige Erde mit ihren Kämpfen und Leiden viel zu klein ist, um sich um sie zu kümmern, verschmähen es nicht, an der Tafel dieses reichen, Caliban ähnlichen Geschöpfes, alle glänzenden Gaben ihres Geistes und Witzes gegen eine großartige Indigestion auszutauschen, zu welcher alle Zonen der Erde, die beiden Indien, Straßburg, England, Rußland und Deutschland die kostbarsten Stoffe geliefert. Denn der Magen ist die Achillesferse des deutschen Gelehrten, die einzige Stelle, an der er sterblich ist. —

Es versteht sich von selbst, daß der reiche Schlemmer alle Menschen aus dem Grunde seiner Seele verachtet, die ihr ganzes Leben lang nur trocknes Brod essen, ja auch diejenigen, die Butter dazu haben. — Er weis't die Armen, die sich mit der dringenden Vorstellung an ihn wenden, daß sie doch leben müßten, eben so witzig mit der Antwort ab, die Voltaire in einem ähnlichen Falle einem dürftigen Dichter gegeben: „Ich sehe die Nothwendigkeit gar nicht ein!" —

Uebrigens ist ein solcher reicher Magenmensch keinen Augenblick dagegen gesichert, daß ihn der Schlag rührt, oder, daß er — — Hofrath wird! —

Das zweite Bild zeigt uns ein Exemplar von einem f r o m m e n R e i c h e n (Homo dives pius nach Cubier). Die Kennzeichen der zu dieser Species gehörigen Individuen bestehen hauptsächlich darin, daß sie nur unter frommen Seufzern ihre Procente eintreiben und ihre Zinscoupons abschneiden, und daß ihre Augen, wenn sie nicht beschaulich auf dem Geldkasten ruhen, andächtig gen Himmel aufgeschlagen sind. Sie erkennen demüthig und zerknirscht die Hand des HErrn, die ihnen eine so schwere Prüfung auferlegt in den sündigen Gütern dieser sündigen Welt, und sagen, ergeben in das Unglück jährlich zwanzig- bis dreißigtausend Thaler zu verzehren zu haben: „Was der Herr thut, ist wohlgethan!" Mit besonderer religiöser Zuneigung verehren sie neue preußische Thalerstücke, aber blos wegen der frommen Randschrift: „G o t t m i t u n s," mit welcher diese Münzen versehen sind, und sie betrachten ihre reiche Sammlung von vielen Tausenden von Exemplaren dieser Münze, wie eine Art silberner Bibelsammlung, was an den Codex argenteus des Ulphilas erinnern könnte. Uebrigens lassen sie sich's auch angelegen sein, die Furcht Gottes in den Hütten der Armuth zu verbreiten, wenn auch nicht durch jene erbaulichen Thalerstücke, doch durch Buß-, Sabbath- und Mäßigkeits-Tractätlein, die sie unentgeltlich, als Surrogat für Hunger, Durst und Kälte, unter die Armen vertheilen lassen. Auch werfen sie, wenigstens jeden Sonntag, ihr Scherflein in die Armenbüchse, um sich die jenseitige Seligkeit mit einem anständigen Trinkgelde zu erkaufen, das sie dem Himmel geben. Denn die Pharisäer und Schriftgelehrten, die die Bibel nach ihrer Weise lesen, sagen: „Wohl wird ein Kameel niemals durch ein Nadelöhr gehen; der Reiche aber, und mag er einen Taillenumfang haben, wie der selige Abt von St. Gallen, wird durch die enge Oeffnung einer Armenbüchse eingehen in's Himmelreich!" —

Drittes Bild: E i n f r e i g e b i g e r R e i c h e r (Homo dives liberalis). Die Individuen dieser Gattung sind zum Theil wirklich mit einer gutmüthigen Art von Instinkt begabt, zum Theil wollen sie sich auch vor sich und ihren Mitbürgern rechtfertigen wegen ihres Reichthums, dessen Ursprung oft in mythische Nebel gehüllt ist, und von dem man, wie von Schillers Mädchen aus der Fremde, nicht weiß, woher er kam. Die Appellanten an ihr Herz werden daher beständig an ihre Tasche verwiesen, welche die höchste Appellationsinstanz bildet. Das Herz selbst ist bei ihnen nur Vorurtheil, da sie sich alle Tugenden und Gefühle in baares Geld übersetzt oder eingewechselt haben. — Das hier abgebildete Exemplar, mit dem gewissenssatten, selbstzufriedenen Gesichte, und den beiden Händen, nach behäbiger Danziger und Hamburger Börsenmanier, in beiden Rocktaschen, scheint sich selbst zuzurufen: „Ich bin ein reicher Mann und dabei höchst wohlthätig!" Und beides ist auch wahr. Er unterstützt Alles, was nur des Geldes zum Gedeihen bedarf; Witwen, Waisen, Tänzerinnen, den Kölner Dom, das neue Bisthum Jerusalem, den artesischen Brunnen, durchreisende Künstler, die Kretins in der Schweiz, Abgebrannte, Bibelgesellschaften, projectirte Denkmäler u. dgl. — Obgleich er nur nothdürftig seinen Namen schreiben kann, figurirt dieser doch bei allen literarischen und artistischen Subscriptionen als sehr ins Gewicht fallende Unterschrift. — Es tritt ein literarischer Commis voyageur, der Pränumeranten für eine neue Uebersetzung des Shakespeare sammelt, zu ihm in's Zimmer, und bringt mit der Beredsamkeit eines Cichorienreisenden sein Anliegen vor. — „Shakespeare? — Wer ist der Shakespeare? — Gewiß ein heruntergekommener Professor!" — „Verzeihen Sie gütigst, Shakespeare ist schon lange todt!" — „Also für seine arme Witwe und Kinderchens! — Na, geben Sie

Digitized by Google

man her!" und er zahlt pränumerando für 10 Exemplare, mit einer Art von scheinbarem Mitgefühl für die verwitwete Professorin Shakespeare. Zum Herrmanns-Denkmal hat er eine sehr namhafte Summe beigetragen, weil er aus den Worten der Aufforderung zur Theilnahme an die deutsche Nation, welche auf dem Subscriptionsbogen abgedruckt ist, nicht recht klug werden konnte, und sich fest einbildete, Se. Durchlaucht der Fürst Herrmann von Cheruskien ließen allerhöchst selbst diesen Bogen zur Unterschrift bei angesehenen Leuten circuliren. —

Diese bornirte Naivetät des Reichthums ist übrigens nicht ganz unbrauchbar für die arme Welt, die einmal auf Almosen angewiesen ist zur Errichtung neuer Bisthümer und fürstlicher Denkmäler. —

Das vierte Bild stellt einen reichen Unwiderstehlichen vor (homo dives non tolerandus, wie Cuvier dieses Geschöpf etwas zweideutig nennt). Die vorliegende Zeichnung erinnert an die elegantesten Kupfer der Pariser Modejournale. Jeder Zoll in diesem Halbgotte, der als Sieger „die enge Welt beschreitet," ist von einem Meister unter den Schneidermeistern gearbeitet. Der Rock, angegossen und faltenlos wie das Platteisen, das ihn gebügelt; um den Schnitt der Inexpressibles könnte ihn ein junger Gardelieutenant beneiden. Das reiche Haupthaar, von dem man allerdings nicht weiß, auf welchem Kopfe es ursprünglich gewachsen, ist adonisirt und von wahrhaft poetischem Schwunge. Der Cravatte müßte Homer selbst das Prädicat „untadlich" zuerkennen, und kein gentlemangleicher Dandy dürfte gegen die weichen duftenden Glacéhandschuhe etwas auszusetzen haben. Und gibt es wohl eine genialere Bornirtheit als die, welche um den zugespitzten Mund selbstgefällig lächelt? — Scheint er nicht eben das Lied des liebenswürdigen Bösewichts Zampa zu pfeifen: „Alles ist mir unterthan, wer kann mir widerstehen?" — Ein unerschütterliches, souveränes Goldbewußtsein thront auf diesem Gesichte, auf welchem nie ein Gedanke auch nur eine leichte Spur des Geistes zurückgelassen. Er verachtet aus dem tiefsten Grunde seines Herzens alle Lumpen, welche nicht einmal 100,000 Thlr. reich sind, sie mögen sein, wer sie wollen. Was kümmern ihn die dummen Gelehrten, die sich für ein jährliches Einkommen von 300 Thlr. zu Krüppeln studiren? — Was soll er sich viel aus dem verstorbenen Herrn von Schiller machen, (von dem das einfältige Volk so viel spricht) geht er selbst doch höchst intim und cordial mit einem wirklichen Geheimenrathe und mit Männern vom uralten Adel um, die ganz andere Leute sind, als der bürgerlich geborne p. p. Schiller, der in seinem Leben nichts weiter geschrieben hat als Schillers sämmtliche Werke, die man für 4 Thaler in jedem Buchladen kaufen kann? Außerdem wäre es ihm, wie ihm seine zahlreichen Freunde, die er mit Austern und Champagner regalirt, aufrichtig versichern, sehr leicht, auch dergleichen zu schreiben und zu dichten, wenn er sich auf solch dummes Zeug überhaupt einlassen wollte, da er ein unwiderstehliches Genie zu Allem habe.

Seht ihn, wenn er die Straßen in seinem Siegerschritte durchwandelt und Ihr werdet Gelegenheit haben, die geistreiche erfinderische Art zu bewundern, mit der er in den Kreisgraden, welche die Schwingungen seines Hutes beim Erwiedern eines Grußes beschreiben, das ganze hierarchische System darstellt, in das er die Menschheit eingetheilt hat. — Von dem Gruße eines notorischen Lumpen, d. h. eines Menschen, der sich von der Arbeit seines Geistes oder seiner Hände ernährt, nimmt er gewöhnlich gar keine Notiz (er scheint dann wohl so zerstreut, als ob er das Räthsel der Unsterblichkeit zu ergründen hätte) oder erwiedert ihn vornehm, mit nachlässigem Kopfnicken. Die übrigen Menschen begrüßt er, je nach ihrem bekannten Metallgehalte, mit größern oder kleinern Radienschnitten, die sein Hut beschreibt; vor dem Herrn von Rothschild jedoch würde er mit entblößtem Haupte und tiefer Verneigung, schon auf einer Entfernung von 20 Schritten Fronte machen. Seinen Namen „der Unwiderstehliche" hat er besonders von seinen wahrhaften Cäsarstriumphen bei dem schönen Geschlechte:

„Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch Alles" —

sagt Gretchen im Faust. Er vergleicht sich selbst oft (denn so weit reichen seine mythologischen Kenntnisse) mit dem Zeus, der im goldnen Regen siegte, obgleich er sich richtiger noch mit dem Zeus vergleichen könnte, der die Europa entführt hat. —

Auf dem fünften Blatte ist eine Thierstückscene als naturgeschichtliche Illustration aus dem Leben der gebildeten Reichen dargestellt. Statt diese Gruppe zu detailliren und mit erklärenden Glossen zu begleiten, wollen wir lieber die vollständige Schilderung dieser gebildeten, sehr reichen Familie geben, die ein sogenanntes großes Haus macht. — Der Herr des Hauses, der in seiner Jugend mit seinen zehn Fingern vollständig ausreichte, um sein ganzes Handelscapital in Thalern zu summiren, ja oft noch manchen Finger überflüssig hatte, wurde durch sein angebornes finanzielles Genie, mit dem er das über sein Vaterland hereinbrechende Kriegsunglück für seine Speculation auszubeuten gewußt, ein Millionär, mithin ein vornehmer, geistreicher, aufgeklärter, hoch-

Digitized by Google

gebildeter Mann. — Die innige Wahlverwandtschaft des Geldes führte ihm eine sehr reiche Gattin zu, die gebildet genug war, Clavier zu spielen, französisch zu sprechen und schwache Nerven zu haben, und die ihn zum Vater zweier herangewachsener, hoffnungsvoller Töchter machte, welche, wie sich's von selbst versteht, und wie es ihnen mancher das Haus besuchende junge Militär oft auf Ehre versichert, durch Geist und Anmuth die Musen und Grazien beschämen. — Ein Mensch, der eine Million besitzt, wenn er auch mit dem Dativ und Accusativ für seine ganze Lebenszeit auf's Unversöhnlichste überworfen sein sollte, ist zu Allem fähig, selbst dazu — ein Kunstenthusiast zu werden. Wenigstens behauptet unser Millionär von sich selbst höchst unparteiisch, daß er die Kunst leidenschaftlich liebe und geborner Kenner sei. Er kauft porcellane Theetöpfe, Raphaels, ausgestopfte Eisbären, alte Großvaterstühle, venetianische Gläser, ganze Hünengräber, indianische Waffen, Schlafmützen aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., Conchylien, Mumien u. dgl. m., ja er hofft mit der Zeit, den Franzosen, wenn sie Geld nöthig haben sollten, den Obelisk von Luxor abzuhandeln. — Obgleich er die Literatur nicht mit derselben Liebe umfaßt, wie die Kunst, so ehrt er doch die Schriftsteller aller Nationen dadurch, daß er ihren Werken in Prachtausgaben und in kostbaren Einbänden, eine sichere Sinecure in seinen Bücherschränken anweist, wo sie durch Niemand in ihrer Ruhe gestört werden.

Mit Hilfe seiner Gattin und seiner Töchter hat er sein Haus in ein kleines Ferrara umgeschaffen, wie es zu den Zeiten des Alfons von Este gewesen. Er hat nicht blos sämmtliche Excellenzen der Stadt, einen hohen Adel und alle Honoratioren an sich gezogen durch die glänzenden Festins, die er gibt, sondern auch alle Künstler, Talente und Genies, ob durchreisend, oder ansäßig, finden bei ihm stete Protection. So hat er förmlich einen Hof um sich gebildet, und je nachdem die Soirées in seinem Hause mehr oder minder feierlich sind, erscheint er mit seiner Gattin und seinen beiden Töchtern, begleitet von der großen oder kleinen Cortége, oft unter dem Vortritte der Granden. Weder ihm noch der ganzen Familie mundet eine Tasse Thee, die sie nicht mit irgend einer hochgestellten Respectsperson oder mit einer Celebrität des Tages theilen. — Ein junger, talentvoller armer Teufel von Dichter, der die Familiengelegenheiten besingen muß, macht den Tasso in diesem Ferrara, und wird von den beiden Leonoren (wie wir die Töchter nennen wollen) nicht selten artig bekränzt, wenn lebende Bilder nach irgend einem neuen Stickmuster aufgeführt werden. — Doch wehe auch diesem Tasso, wenn er es wagen sollte, seine Augen mit andern Ansprüchen, als denen der Ehrfurcht zu erheben, zu einer von den Töchtern des gebildeten Millionärs. Er käme wahrlich nicht mit so heiler Haut davon, wie Göthe's Tasso aus seinem verliebten Schwindel. Denn in unserm goldnen Zeitalter ist der Abstand zwischen einer Millionärstochter und einem armen Dichter viel weiter als die Kluft, welche die Prinzessin Leonore von Este vom Sänger des befreiten Jerusalem trennte.

(Beschluß folgt.)

Späße.

Es begab sich, daß ein Kaiser mit Extrapost reisete und, nach seiner Gewohnheit, incognito. Er hatte nur einen General bei sich, welchen er gewöhnlich bei sich zu haben pflegt. Als man an eine gewisse Stelle kam, bemerkte der Postillon, daß der Weg bis zur Station nunmehr so äußerst schlecht werde, daß, zu Wagen, vor anderthalb Stunden nicht hinzuarbeiten sei. Es ginge hier jedoch ein fester und angenehmer Richtweg durch den Wald, welchen die Reisenden gewöhnlich einschlügen und welchen zu benutzen er den Herren ebenfalls rathe. Der große Kaiser war es zufrieden, der General nicht minder. So wurde plaisirlich unter den Buchen, oder welcherlei Bäume dort gestanden, fortspaziert, als man an ein Gewässer kam, über welchem die Brücke fehlte. Das Wasser schien sumpfig, falsch, gefährlich; gleichwohl mußte zu einem Uebergange Rath werden. Da kam ein Bauer des Weges, der Kaiser beklagte das Fehlen der Brücke, der Bauer auch. „Ob man denn gar nicht hinüber kommen könne?" — Ne. — „Ob er nicht zuweilen hinüber käme?" — O ja. Er ginge durchs Wasser. — „Auch wohl beladen?" — Wie's käme. — „Zehn Rubel denn, wenn er ihn hinübertragen wolle." — Der Bauer schlug ein; man arrangirte die Partie Huckepack, und der Kaiser befand sich bald am andern Ufer. „Nun holst Du auch meinen Kameraden, ebenfalls für zehn Rubel." — Der Bauer war folgsam. Er belud sich auch mit dem General, hatte jedoch das Wasser nicht bis zur Hälfte durchschritten, als der Kaiser „50 Rubel, und Du läßt ihn fallen!" ihm zurief. Der Bauer stand, lüftete den Arm — „„100 Rubel und Du trägst mich weiter!"" — einige Schritt, und von jenseit die Stimme „200 Rubel, und Du wirfst ihn ab!" — Neue Bedenklichkeit des Bauern — „„500 Rubel, und Du bringst mich hinüber!"" — „800 Rubel!" erscholl es

Digitized by Google

gebieterisch von drüben, „und Du trägst ihn nicht weiter!“ — Der Bauer ließ beide Arme fallen, — der General umklammerte ihm Hals und Hüften — „„Tausend Rubel, und weiter keine Umstände. Fort an's Ufer!““ Der General war denn nun auch hinüber; der Bauer begleitete die Herrschaften bis zur Station und empfing seine Bezahlung. Als man den Kaffee genommen hatte, notirte der General ins kaiserliche Ausgabebuch, wie folgt: Für zwei Portionen Kaffee 10 Rubel; für Sr. Majestät Ueberschaffung über ein Waldgewässer 10 Rubel; für eine dito des General X., unter allerhöchst scherzhaft vertheuerten Umständen — 1000 Rubel.

(Freikugeln.)

Miscellen und Anecdoten.

(Ein merkwürdiger egyptischer Sarkophag.) Das leipziger akademische Museum ist unlängst mit einem kostbaren Sarkophag bereichert worden, der zu den merkwürdigsten Denkmälern der Kunst und Literatur Aegyptens gehört und in mehrfacher Beziehung einzig in seiner Art zu sein scheint. Das kolossale, trefflich erhaltene Ganze stellt eine in Byssus gehüllte, an eine Stelle sich lehnende männliche Person dar. Der portraitähnliche Kopf, oben mit der egyptischen bis auf Rücken und Brust reichenden Mitra bedeckt, ist frei; daher der Sarkophag als Bildsäule gelten kann. Dieses Kunstwerk ist nicht aus dem gewöhnlichen Sykomorus, sondern aus dem seltenen Holze gearbeitet, woraus der Salomonische Tempel und die frühere Paulskirche in Rom erbaut waren. Seine starken Pfosten haben trotz ihres hohen Alters die den Cedern eigenthümliche mikroskopische Textur, Farbe und Aroma nicht verloren. Fast alle äußern Flächen enthalten nicht, wie fast immer, gemalte oder vertiefte Abbildungen, sondern Sculpturen in erhabener Arbeit von außerordentlicher Treue und Schönheit. Das Innere enthält zwar keine Sculpturen, wohl aber Inschriften in Tuschtinte, die an die schönsten egyptischen Handschriften erinnern. Ueber der einen steht die Constellation bei Geburt des Verstorbenen vom 5. April 1524 vor Chr., durch die Zwölfgötter und 7 Planetengötter in gewöhnlicher Weise ausgedrückt. Der Verstorbene hieß Hetnitokai und war königlicher Roci zu Theben, sonach Statthalter des Königs, mithin in demselben Amte, welches früher Joseph bekleidete. Der König selbst wird Raphaees genannt und ist der zweite König der 19. Dynastie, der Nachfolger des Sethos, dessen Sarkophag mit der Constellation von 1631 v. Chr. in London sich befindet. Hiernach ist dieser Sarkophag jetzt 3300 Jahre alt, gleichzeitig mit dem Richter Joseph.

(Zwei Anecdoten aus der französischen Revolutionszeit.) Die Fürstin von Mongeo wurde vor das Revolutionstribunal gestellt und vernahm mit Entsetzen, daß das Todesurtheil gegen sie ausgesprochen wurde. Um die Vollstrekkung desselben zu verzögern, erklärte sie, sie sei guter Hoffnung; ein mitleidiger Arzt bestätigte ihre Angabe und man brachte sie in das Gefängniß zurück, wo sie nun noch mehrere Monate in Sicherheit verbringen konnte. Vielleicht entging sie auch ihrem schrecklichen Schicksal, denn Zeit gewonnen, war damals Alles gewonnen. Kaum war indessen die Fürstin in ihr Gefängniß zurückgekommen, als sie bereuete, Gott beleidigt und eine Lüge gesagt zu haben. Sie schrieb deshalb sofort an den entsetzlichen Fouquier-Tinville, um ihm zu gestehen, daß sie eine Unwahrheit gesagt habe. Am nächsten Tage sandte sie Fouquier auf das Schaffot.

Um dieselbe Zeit schrieb ein junger Kaufmann an den öffentlichen Ankläger: „Sie haben meinen einzigen Freund hinrichten lassen, er war das einzige Gut, das ich besaß. Ich fühle den Muth nicht in mir, mir selbst den Tod zu geben und sende Ihnen deshalb meine Adresse mit der Bitte, mir den großen Dienst zu erzeigen und mich von dem Leben zu befreien.“

Fouquier las diesen Brief lächelnd im Beisein mehrerer seiner Freunde und schrieb an den Rand desselben: „Es geschehe, wie Du gebeten hast.“ Am nächsten Tage wurde der junge Kaufmann guillotinirt.

— Ein Dorfzeitungsleser in Baiern bittet die Redaction unter ihre Wünsche zum neuen Jahr auch den an junge Eheleute mit einfließen zu lassen, hübsch eingezogen und sparsam zu leben, und an die Zukunft zu denken Es sei, meint er, jetzt gar so häufig, daß junge Leute die Vergnügungen und den Putz für die Hauptsache, das Geschäft für Nebensache betrachten, überhaupt groß hinaus wollen. Die Folge davon sei, wie tausend Fälle lehren, daß man in ein Paar Jahren sein Bischen Fond aufgezehrt habe, und sich in eine trübselige Lage versetzt sehe. — Der Mann hat gewiß nicht Unrecht.

— Ein Bauer in dem Dorfe Eymet (im Dordogne-Departement in Frankreich), der an anhaltender Schlaflosigkeit litt, ließ sich von einem Arzte einen Schlaftrunk verschreiben, welcher bald den gewünschten Erfolg hatte. Da jedoch der Bauer auch am nächsten Tage fortschlief, so wurde seine Familie besorgt um ihn, man suchte ihn zur Ader zu lassen, aber siehe! es floß kein Blut. Der Mann wurde für todt erklärt und begraben. Einige Tage nachher fiel den guten Leuten bei, daß vielleicht der Schlaftrunk an dem anscheinenden Tode Schuld sein möchte; man öffnete den Sarg, und fand den Leichnam vollständig umgedreht. Der Unglückliche war lebendig begraben worden, und hatte sich vergeblich aus seinem schrecklichen Gefängniß zu befreien gesucht!

— In Lübeck ist eine Verordnung des Senats erschienen, wodurch, im Einvernehmen mit der Bürgerschaft, verfügt wird, daß die fabrikmäßige Betreibung eines sonst zünftigen Handwerkes ferner an keinen Zunftzwang gebunden, jedoch hierzu eine besondere Concession nachgesucht werden soll.

— Eine Frau in dem Dorfe Cuire bei Lyon hatte wahrscheinlich von den Witwenverbrennungen in Indien gehört oder gelesen, und beschloß in einem Augenblick der Begeisterung, diese Todesart an sich zu vollziehen. Sie trug aus brennbarem Stoff eine Art Scheiterhaufen zusammen, zündete ihn an, und stellte sich wohlgemuth hinauf. Als aber die Flammen um sie herum schlugen, behielten der Schmerz und der Instinct der Selbsterhaltung die Oberhand. Sie sprang herab und hatte

Digitized by Google

die Geistesgegenwart, sich auf dem Boden zu wälzen, um die Flammen zu löschen, die bereits ihre leichte Kleidung ergriffen hatten. Die Brandwunden der Armen sind sehr bedeutend, aber doch zum Glück nicht lebensgefährlich.

— Man erzählt sich in München, daß bei der Aufwartung der Landstände im neuen Thronsaale einer der Deputirten, erstaunt über den prächtigen Fußboden, gegen einen Hofbedienten geäußert habe, es sei Schade, daß man hier mit Schuhen oder Stiefeln hereintrete. O, das hat nichts auf sich, entgegnete der Kammerdiener, die Herren Landstände sind gewohnt, leise aufzutreten.

— In Amsterdam wurden zwei Frauen, die mit Holz und Torf handelten, beim Brandstiften erwischt. Sie hatten ihre Häuser übermäßig versichert und wünschten gern in den Besitz dieses Kapitals zu gelangen, mengten daher Terpentin, Pech und dergleichen in ihre Vorräthe und warfen Nachts 11 Uhr den brennenden Zunder hinein. Der wachsamen Polizei gelang es, das Unglück im Entstehen zu entdecken und diese weiblichen Ungeheuer sogleich festzunehmen. Wenige Tage zuvor war an zwei männlichen Brandstiftern das Todesurtheil vollzogen worden. — Da sieht man: Beispiele sind gehässig, aber nicht abschreckend.

Garçon.

Ich seh's, ich muß zum Ehstand mich entschließen,
Denn alle meine Strümpfe sind — zerrissen.

(Humorist.)

Wie gefällt's Dir?

Hast Du es gern, wenn Deine Buben raisonniren,
Wenn Deine Leute nicht auf's Wort pariren,
Wenn Untergebene nicht Zucht und Sitte achten,
Und nur nach ihrem Sinn es einzurichten trachten,
Indeß Du besser weißt, wie's sein und gehen muß?
Nimm dies ad notam Dir und knacke diese Nuß.

— Wir lesen im Berliner Gesellschafter: „Die Juden tanzten um ein goldenes Kalb, statt den alleinigen Gott zu verehren. Wir jetzigen Christen sind größtentheils auch nicht recht mit unserm Herrgott zufrieden und schaffen uns goldene Kälber, um drum herum zu tanzen. Man nennt es unter den Philosophen „Kultus des Genius," einen Ausdruck, den Strauß erfunden hat. Der Genius, das Genie, der Mann der That in den Ideen der Zeit — ja, er zwingt die gesunde, gebildete Menschheit unwillkürlich zur Verehrung. Aber diese Verehrung ist keusch, verschämt, im tiefsten Herzen freudig zitternd, auch religiös; und deshalb ohne Prätension, ohne Prahlerei, ohne Champagner begeistert, gesättigt, überquellend ohne Braten und Compots. Daß ihr aber eure Dichter und Helden an Tische mit Eßwaaren und Weinflaschen setzt, euch drum herum, euch satt eßt und antrinkt und dann anfangt, um sie herumzutanzen mit Toasten, Reden und allerlei Firlefanz, ehrlich gesagt, das ist keine gesunde wahrhafte Verehrung. Dieser Art von Verehrung liegt eure eigene Leere, Eitelkeit, Egoismus zu Grunde. Der Dichter, der Held ist Mode, läßt er sich bei euch sehen, hallo! Ihr müßt ja die Mode mitmachen. Ihr braucht ja einen Gegenstand, einen Grund zum gemeinschaftlichen Essen und Trinken. Wie ward der unglückliche Nikolaus Becker beinahe vier Wochen lang vergöttert! Ihr habt ihn bei Seite geworfen. Einmal war Thorwaldsen in der Mode; seine Reise nach Rom glich einem Triumphzuge. Als er zurückkam, war er aus der Mode gekommen: Niemand nahm Notiz von ihm. Jetzt dauert mich Herwegh, den man zum Tagesgotte erhoben hat. Er selbst ärgert sich wohl am meisten über diese Abgötterei, die nicht aushalten wird. Freiligrath ward auch einmal als erster Dichtergenius umtanzt; jetzt ist er in der Wüste, unter Palmen und Löwen umgekommen. Wißt ihr, woher diese strohlodernde Begeisterung? Wir haben keine solide feste Richtung und Gesinnung, wir sind kein Volk, sondern blos ein hyderartiges Publikum, das immer etwas zu verzehren haben will. — Man entschuldige sich hernach nicht damit, die politische Poesie sei blos für den Moment, sie sei blos Kind der Zeit, und der alte Saturn werde auch dieses Kind verschlingen; hernach sei es von Rechtswegen aus mit der Abgötterei, die man jetzt mit Hoffmann von Fallersleben und mit Herwegh treibt. Nein, „wer den Besten seiner Zeit genügt hat, der hat gelebt für alle Zeiten." Die politische Poesie ist nicht mehr ein Kind der Zeit, als jede andere Form des Schönen. Jede poetische Schöpfung geht aus dem Ideale der Zeit hervor, wenn sie wirkliche lebendige Poesie ist. Ihr verehrt die Idee, das Prinzip, das Allgemeine in dem Subjekte der Idee? Gut, so vergöttert aber das Subjekt nicht, die vergängliche Erscheinung des Ideals, sondern beweist eure Begeisterung durch die That für die Idee. Die einzelne Person ist freilich wirklicher Brennpunkt, persönliche Erscheinung des Ideals, und somit verdichtet sich die Begeisterung ganz natürlich um diese Person. Doch, wie gesagt, dann zeigt sich die Begeisterung nicht in Essen und Trinken, sie ist göttlicher Natur, sie ist wirklich religiöser Art. Bei dieser gesunden Art der Verehrung unterscheidet man noch immer die zufällige Person von dem Ewigen, von der Idee, deren Träger und Subjekt sie ist, und dann kommt nie diese Art von Huldigung zum Vorschein, wie wir sie so oft beim deutschen Publikum bemerkt haben. Kurz und kaltblütig herausgesagt: das deutsche Publikum ist ein vielköpfiges Ungeheuer, das Alles willkommen heißt, was ergötzlich ist, Liszt, Fanny Elsler, Thorwaldsen, N. Becker, Hoffmann von Fallersleben und auch Herwegh. Herwegh's Verdienste um die heiligen Interessen der Zeit sind noch nicht so groß, daß sie seine extravagante Verehrung hinlänglich rechtfertigen. Das Publikum bekränzt nach dieser Ausschweifung noch den Tag nachher, zur Erholung, und wirft dann auch die wirklichen Verdienste mißlaunisch bei Seite."

— Die Gold- und Silberarbeiter in Deutschland und den angrenzenden Provinzen müssen wohl reich werden, denn Dichter und Volksvertreter flöten und sprechen jetzt so außerordentlich vaterländisch, daß man zu thun haben wird, die Bürgerkronen und Ehrenpokale anzufertigen, mit welchen sie gelohnt werden müssen.

— Die deutsche Jugend wird immer galanter. Ein rothbäckiges junges Herrchen engagirte unlängst auf einem Balle zu ** eine Frau von 28 Jahren. Als er mit seiner Dame die erste Galloppade durchgetanzt, bemerkte er ganz erschöpft: „daß er nicht geglaubt hätte, daß eine Frau in ihrem Alter noch so schnell tanzen könne." —

Digitized by Google

— In Simmern (Rheinpreußen) hat man die Scheidemauer einreißen wollen, welche dort Katholiken und Evangelische von einander trennt. Simmern ist in der Rheinprovinz vielleicht der einzige Ort, wo eine Vereinigung dieser beiden Confessionen noch nicht erfolgt ist, d. h. auf dem Begräbnißplatze. Die beid n Friedhöfe liegen hier zwar nebeneinander, aber eine hohe Mauer scheidet sie. Diese hat man nun forträumen und das Ganze in eine liebliche Anlage umwandeln wollen. Die katholische Gemeinde erklärte sich dafür, die evangelische aber — mit Ausnahme der Geistlichen — einstimmig dagegen.

Stadt-Theater zu Leipzig.

Der Wildschütz, oder: Die Stimme der Natur. Komische Oper in 3 Akten. Nach einem Kotzebue'schen Lustspiel bearbeitet. Musik von A. Lortzing.

Noch vor einigen Jahren fragte man: wer ist Lortzing? wo ist er, was ist er? Da hieß es: er ist Schauspieler in Leipzig, spielt Bonvivants, Chevaliers und Naturburschen. Jetzt kennt ihn ganz Deutschland, denn sein „Czaar und Zimmermann" ging über sämmtliche deutsche Bühnen und aus dem Munde aller Harfenmädchen, aus den Röhren aller Leierkasten ertönt das Czaarenlied, was sonach tief in's Volk gedrungen ist. Am Sylversterabend 1842 ging zum ersten Male seine sechste komische Oper: der Wildschütz, über die Bühne, dessen Sujet Kotzebue's „Rehbock" zum Grunde liegt. Der Eindruck, den diese Oper auf das überfüllte Haus machte, war ein höchst günstiger und der Componist wurde nach dem ersten und dritten Acte unter einem wahren Beifallssturme hervorgerufen. Lortzing ist in Deutschland das, was Auber in Frankreich ist. Seine Musik, leicht und melodieenreich, nähert sich dem französischen Charakter, obgleich der Grundtypus deutscher Natur ist. Die Arie des Grafen, des Schulmeisters Baculus, so wie das Quartett im dritten Acte sind die Glanzpunkte des Ganzen, obgleich sich noch manches Schöne vorfindet, worunter das Schulbuben-Chor: „O Du, der Du die Liebe selber bist!" gehört, das wir nächstens auf allen Gassen hören werden. Unter den Darstellern scheint Fräulein Günther die glänzende Broche auf dem Vorhemdchen der Kunst, so wie die Herren Berthold, Schmidt und Kindermann genannt zu werden, obgleich das Spiel des Letztern manche Rüge verdiente. Lortzing, der liebenswürdigste Mensch auf Gottes Erdboden, hat nur einen Fehler, nämlich den, daß er kein Jude ist. Da würde er schon längst einer Capelle vorstehen und seine Glaubensgenossen würden durch ihr Geld seinen Namen nach allen Winden tragen. Aber Geduld! das Genie bricht sich Bahn, wie sich ihm auch die Hindernisse in den Weg stellen, und wenn die hochpreisliche Intendanz des Dresdner Hof-Theaters nicht auf den Kopf gefallen ist, so beruft sie Lortzing an Rastrelli's Stelle, der er gewiß vorstehen wird. Aber wir wollen nicht jubeln, über kurz oder lang wird ein Ausländer Knickerickini oder Prellerini mit Sack und Pack angerückt kommen und Besitz nehmen von dem erledigten musikalischen Thron in der Residenzstadt. — Wenn nur einmal der deutsche Michel, das heißt ächter deutscher Geist in unserm zerrissenen Vaterlande erwachte und all die elenden talentlosen ausländischen Wichte hinaustriebe. So gibt es an einem deutschen Hoftheater einen Capellmeister, der stets französisch spricht, weil es seine Muttersprache ist und alle Cirkel verschmäht, wo deutsch gesprochen wird, das ihn anekelt. Deutsches Brod aber will er essen. — Hut ab vor Herrn Lortzing und allen Denjenigen, die es redlich mit der Kunst meinen.

Pariser Modenbericht.

Die Menge hübscher Mäntel und Crispinen ist ungemein groß; für die ausgezeichnetsten Mäntel hält man die von dickem schwarzem Atlas, violett gefüttert; unter den Crispinen dagegen stehen die von Sammet, welche eine Besetzung von Schwan haben, so wie die von carmoisinrothem Sammet mit Hermelinbesatz am meisten in Gunst.

Die russischen Palletots sieht man in so großer Menge als wenn es kalt wäre; man trägt sie nicht blos, um sich warm zu halten, sondern auch um zu glänzen, im Theater und in Gesellschaften.

In den Crispinen und Camails von Sammet ohne Naht bemerkt man großen Luxus. Man verfertigt wegen dieser Kleidungsstücke besondere Sammete, Atlasse und Pekins, die ungemein breit sind. Einige Camails sind ganz mit Pelz gefüttert, andere nur damit garnirt, haben dann aber einen Pelzkragen.

Unter den Hüten trägt man nur noch selten Blumen, sondern Bänder, die gleichsam in Locken gefaltet sind und das Gesicht sehr graziös umfassen. Auch der Ausputz der Hüte ist sehr einfach, so haben z. B. die Sammethüte häufig nur eine einzige, aber dann sehr schöne Feder oder einen Paradiesvogel, aber keine Bänder, keine Schleifen, nur einen Streifen von gleichem Atlas. Die Capoten von Atlas sind wattirt und in längliche Rauten gesteppt. Auch aus Sammetplüsch, aus Oran-Sammet und Regentschafts-Atlas macht man sehr hübsche Kopfputze.

Da der Camail nicht so lang ist wie das Kleid, so kann man die Garnirung auf demselben sehen. Man trägt auf den Kleidern von schönen glatten Stoffen meist zwei breite Sammetstreifen, auf den Kleidern von Pekin dagegen zwei oder drei Volants, die fast glatt angesetzt sind.

Die mit Pelz besetzten Kleider sind sehr gesucht und man hat zwei verschiedene Arten, den Pelz unten auf einem Kleide von Sammet oder Atlas aufzusetzen. Bisweilen setzt man ihn nämlich am Rande des Stoffes an und er muß dann ziemlich breit sein, oder man bringt ihn in einiger Entfernung von dem Rande an und dann ist er minder breit. Das Leibchen hat eine Pelerine von dem Kleidstoffe und einen Pelzkragen. Die Aermel sind unten ebenfalls mit Pelz besetzt.

Beiliegt ein **Modenkupfer.**

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 4. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

Extra-Beilage zum Gutenberg.

Ein Ball oder Kränzchen.

(Mit Abbildung.)

Die ganze Schöpfung, ja die ganze Natur ist ein ununterbrochener Tanz und schon der große Kopernikus hat gelehrt, daß der Gegensatz der Tage und Nächte, des Wachens und Schlafens, des Sommers und Winters, des Wachsens und Vergehens, das ganze rhytmische Leben der Erde und ihrer Bewohner in der einfachen Theorie des Walzers seine Erklärung findet. Welten und Planeten tanzen eine Ronde um die Sonne, alle Himmelskörper tanzen einen Walzer und unsere Sonne steht als ewiger Kronleuchter am Plafond der Schöpfung, dem die walzenden Erden bald das Gesicht, bald den Rücken zukehren. Alles tanzt, die ganze Schöpfung, und Alles, was in ihr lebt und webt. Die Mücken tanzen ihre Contretänze im Sonnenschein, die Motte umkreist tanzend das Licht, der getretene Wurm beschreibt noch sterbend einen Zirkel, die Woge tanzt auf dem Schooße der Mutterwelle, das Herbstlaub im Winde, die Strohhalme tanzen im Wirbel und die Winde tanzen ihre Ronden, das Feuer ist ein ewiges Ballet, die Vögel fliegen in lustigen Kreisen und der Kreislauf des Blutes im Menschen ist ein ununterbrochener Tanz, bis ihm der unerbittliche Tanzmeister, der Tod, sein verhängnißvolles Solo zuklatscht und das Blut zum Starren bringt.

Alles in der Schöpfung und sie selbst tanzt, denn was ist die Centripetal- und Centrifugalkraft anderes, als das avant deux und dos à dos der großen Natur; was ist die Pendelschwingung anders als ein Chassé, und betrachten wir die Pflanzen- und Mineralwelt, so wird Jedermann die Chainen und Ronden in der erstern als Spiralwendungen und Treppengänge und im Steinreiche die Quadrillen als Krystalle plastisch firirt finden.

Da sich nun aber Alles in der Natur und sie selbst in einem ununterbrochenen Tanze repräsentirt, so haben wohl mit Unrecht die Gelehrten jenes große bewegliche Agens, welches in der weiten Planeten- und Infusorienwelt seinen Anfang und im Damengeschlechte seinen Culminationspunkt erreicht, mit dem unverständlichen Namen — Lebenskraft belegt und bezeichnender sind hierin wenigstens die Physiologen zu Werke gegangen, die schon oft auf dem Sprunge gestanden, durch ihr punctum saliens in den wahren Begriff des Lebens hineinzutanzen, indem sie die erste sich im Embryo entwickelnde Lebenskraft als hüpfenden oder tanzenden Punkt bezeichneten. Es ist unläugbar, Lebenskraft und Tanzkunst müssen gleiche Begriffe sein, wofür schon der Kreislauf des Blutes im Menschen spricht.

Werfen wir nun die Frage auf: Tanzt auch der Mensch? Und ob! Im Zappeln des Kindes liegt schon Rhytmus, das Mädchen bewegt sich zuerst im Walzertakt und sogar der Wilde in den Urwäldern tanzt bei Lust und Freude. Woher mag es nun aber wohl kommen, daß diese große kosmologische und psychologische Operation, die verehrungswürdige Tanzkunst, so in Mißcredit gekommen ist und mit einer wahrhaft Paganinischen Einsaitigkeit betrachtet und von unsern Aerzten für schädlich gehalten wird? Und gleichwohl finden wir schon beim Hyppokrates Andeutungen, wie bei gewissen Krankheiten, z. B. bei der Bleichsucht, eine bescheidene Galoppade unter Umständen besser sein kann, als das weltberühmte Driburg und Pyrmont, als Flußbäder und Klaproths ätherische Eisentinctur, und daß bei gewissen Herzleiden der erste Walzer und der Cotillon mehr fruchtet, als Kreisig's Seidelbast und rother Fingerhut. Warum also ist das Tanzen so verschrieen, warum soll der Mensch nicht tanzen, da ihm die ganze Natur mit ihrem Beispiele vorangeht, da das Leben selbst ein Tanz ist, da die Erde um die Sonne, der Mond um die Erde und alle Himmelskörper, einer um den andern tanzen, da ihn selbst der Kreislauf seines eigenen Blutes dazu auffordert? Es ist und bleibt gewiß, daß der Tanz nur von solchen verschrieen wird, deren Kreisumlauf des Blutes mit der Zeit schwächer geworden, die nicht mehr in so hohem Grade diese innere pulsirende Mahnung verspüren und bei denen der große knöcherne Tanzmeister schon halb im Begriff ist, die Hände zum Klatschen zu erheben, um den säumigen Tänzer zum ewigen Stillstand zu beordern. —

Darin sind alle Gelehrten einerlei Meinung, daß Essen, Trinken und Medizineinnehmen, die Prosa, Musik machen und tanzen die Poesie der Natur ist. Darum nennen auch die Dichter ihre Redeformen „Füße" (pedes). O Ihr Glücklichen, die Ihr noch tanzt! Euch hat das Leben noch nicht die steilen Hügel: Grabeshügel, und die jähen Untiefen entgegengeworfen, über die Viele gar nicht mehr hinwegtanzen können. Euch führt die Tanzmusik blos in eine neue Welt, während sie den ersten Mann nur wie Reminiscenzen aus einer verblichenen klingen muß.

Was nun das Tanzen selbst betrifft, so kann ein guter Logiker nur drei Cardinaltänze passiren lassen: 1) den Walzer, 2) den Contretanz, 3) die Combination beider, den Cotillon, die übrigen sind Deflexe, Deformitäten und Varietäten oder Abarten. Da aber die zarteste Rücksicht aus be-

Digitized by Google

kannten Gründen den älteren Damen gebührt, so setzt man noch zwei hinzu und zwar nach dem Gesetz der sich berührenden Extreme und gesunden Polaritätslehre vor den ersten Walzer die Polonaise, hinter den Cotillon den Kehraus, jenen, die Polonaise, als captatio benevolentiae für die beaufsichtigenden Mütter, das heißt, sie in Bezug auf ihre Töchter zu gewinnen und zu bestechen, und diesen in noch weiterer Ascendenz aus befreundetem Respekt vor der historischen Schule; denn „als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam." Alle übrigen Tänze sind entweder Deflere des Walzers, oder Varietäten des Contretanzes, oder verkrüppelte Cotillons. Die Auswüchse des Walzers sind rein gradativ oder steigerungsweise, dazu gehört der Hopser und die Galoppade, theilweise geographisch, wie der schottische Walzer. Bei allen ist die Bewegung rein planetarisch, einmal um die individuelle Achse des Tanzpaares (terrestrische Bewegung), und zweitens um den Gesammtmittelpunkt des gegebenen Raumes (solare Bewegung.) Wird hierbei das Galiläische System nur im Geringsten aus dem Auge verloren, so entstehen Stöße und Gegenstöße, wovon das Ende ist, daß die einzelnen Planeten sich gegeneinander verneigen und auseinander gehen. Begegnen sich am andern Tage die Sehwinkel wieder, so entstehen die freundlichsten Begrüßungen. Die Varietäten des Contretanzes erscheinen bald nach dem Typus einer langgestreckten Parallellinie und heißen Ecossaise rc., bald nach dem Typus einer polygonen Fläche und heißen dann im Westen Françaisen, im Osten Masurecks. Ueber die Kegelquadrille verliere ich kein Wort, da es nicht blos ungerecht, sondern auch nicht naturhistorisch ist, daß der in der großen Natur so tief begründete Dualismus der Geschlechter in einem solchen übrigbleibenden sogenannten Kegel verloren geht, über einen Kegel, der nur dadurch sich retten kann, daß er Raub treibt und im Widerspruche mit der Moral stets begehren soll seines Nächsten — Tänzerin. Der Cotillon dagegen, diese personificirte Psychologie im Großen, dieser Tanz aller Tänze, dieses Papier ohne Ende, eine lange lüneburger Haide für die bewachenden Mütter oder Tanten, gleichwohl noch viel zu kurz, eine wahre Harzburger Rutschbahn für die armen Bewachten, ist von hoher philosophischer Bedeutung und es ist wirklich sehr unrecht, daß die meisten Herren heimlich Hut und Stock nehmen, ehe es zum Cotillon gekommen ist. Wie die ganze Natur ein anatomirter Menschenleib, also ist der ganze Ball ein zergliederter Cotillon. Der ganze Ball ist des Cotillons wegen geschaffen, gerade wie die Natur des Menschen wegen; alle übrigen Tänze sind nur Einleitungen zum Cotillon und einseitige Theilglieder desselben. Darum werden die meisten Ehen im Cotillon geschlossen, oft sogar mit elektromagnetischer Schnelligkeit nach der Daguerre'schen Methode. Wie aber letztere auf Gegenseitigkeit basirt ist, also auch der Cotillon, darum erscheinen hier die Rechte der in der Natur so hochstehenden und respective sitzenden Damenwelt in ihrem vollen Glanze. Die Polaritäten werden umgekehrt; die Auswahl ist auf Seite der Damen. Fühlt daher ein „blauer Engel" oder eine sonstige Schönheit ein „Bissele" Zuneigung für einen schwärmenden Verehrer, so holt sie ihn, fühlt sie eine große, so läßt sie ihn, wie jeder gute Psycholog weiß, bis zur Verzweiflung sitzen und doch ist der betreffende Mann übel daran, wenn er auf ein solches Holen und Nichtholen voreilige Folgerungen bauen will. Genug, der Cotillon ist der Tanz der Gerechtigkeit, worin die Damen mit ihren Taschentuchzipfeln aus uns armen Männern machen können, was sie wollen; zuweilen süß wie Braunschweiger Mumme und Honigkuchen, zuweilen eine Kaltwasserheilanstalt für voreilig Hoffende. So ein Tanzvergnügen hat man nun mit dem Namen Ball belegt, und man kann eigentlich nicht einmal sagen, was denn ein Ball ist. Das Wort Ball ist gar kein Begriff für den Verstand, sondern ein Laut für das Gefühl; der ganze Ball ist so kurz wie das Wort; er ist nur drei seelige Minuten. Ein Ball ist wie ein Kuß — vielleicht schöner, er läßt mehr Erinnerung. Doch so hell das Fest ist, so dunkel bleibt immer das Wort; es steckt seine Wurzel vielleicht in Ballade, Ballet, Balsam; wahrscheinlich aber ists abzuleiten von dem romanischen ballare, welches so viel wie tanzen heißt.

Mit einem Balle wird aber alles Größte, Edelste, Schönste im Leben gefeiert: Hochzeiten, Friedensschlüsse, Geburtstage, Krönungen, Siege, Freischießen, Jubiläen, Jahrfeste, Einnahme von Städten, Alles wird mit Bällen celebrirt, in Paris wird sogar für die Armen, für die Polen, für die Blinden und für Abgebrannte getanzt. Das Schönste und Größte im Leben des Einzelnen und der Welt geschieht auf Bällen oder in Folge derselben.

Ein jeder Ball zerfällt in drei Perioden von verschiedenartigem Charakter und aufeinanderfolgenden abweichenden Empfindungen und wir können füglich drei Hauptstunden unterscheiden.

In der ersten Phase, welche man die Aera der Eitelkeit nennen könnte, ist der Putz die einzige Beschäftigung, das einzige Verdienst, die einzige Liebe. — Alles für ihn. — Die Spiegel der Vorsäle, die Psychen in den Vorzimmern werden von einer Menge Damen belagert, welche die durch die Bewegung des Wagens oder durch den Mantel in Unordnung gerathenen Blumen, Bänder und Federn wieder ordnen und stecken. Der Augenblick, wo man in den glänzend erleuchteten Salon tritt, wird zugleich durch eine genaue Musterung der anwesenden Damen bezeichnet. Es ist die Stunde der Vergleichungen, der Urtheile; hier kommt weder eine Schwester, noch eine Freundin, noch eine Feindin in Betracht, hier handelt es sich blos darum, ob eine Dame gut oder

Digitized by Google

schlecht gekleidet geht. Es ist die Stunde des Triumphes für die Perlen, Kameen, Blonden und Bänder, lauter geringfügige Vortheile des Vermögens, ein flimmernder Schaum, der auf der Oberfläche der Goldbäche glänzt.

Glänzen ist die Loosung dieser Stunde.

Aber das Orchester ertönt, die Quadrillen formen sich und nun kommt die Aera der Coketterie, welche man die Eitelkeit des Herzens nennen könnte. Die anerkannte Schönheit schreitet jetzt stolz in ihrem Ruhme einher. Nach ihr kommt die weniger bewährte Schönheit, welche ohne einen begründeten Anspruch auf Herrschaft, durch geheimere Mittel, durch allerhand Verführungskünste jene zu erreichen trachtet. Alle wollen gefallen und herrschen. In diesem Augenblicke hat der bevorzugte Mann, wenn dies der Fall, nicht mehr Rechte, als die anderen. Man strebt Allen zu gefallen, denn man bedarf Aller; alle Stimmen haben in der Urne dasselbe Gewicht. Man ist liebenswürdig und gefällig gegen den Studenten, den Ladendiener, man nimmt wohlgefällig das auf dem Munde eines jungen Schreibers zitternde Compliment auf und verschmäht keine Huldigung. Man will zugleich reizend und graziös erscheinen und bietet alle Mittel auf; man verleiht seinem Körper die wellenförmigsten Bewegungen, seinen Augen die bezauberndsten Blicke und seiner Stimme die melodischsten Beugungen. Wie reizend ist sie! diese wohlklingenden Worte hört man in den Herzen der Männer ertönen, gleichwie die Glücklichen, denen in den Augenblicken des Entzückens vergönnt ist, die Harmonien der himmlischen Chöre zu vernehmen. Man muß eine Eroberung beginnen, eine andere zu Ende bringen, einer Nebenbuhlerin den Rang ablaufen. Man muß die Galerie seiner Anbeter vermehren, die auf dem Balle in der Jugend die glänzende Escorte einer Dame bilden und später in ihrer Einsamkeit in der Erinnerung das Andenken ihrer schönen Tage zurückrufen.

Gefallen ist die Losung dieser Stunde.

Aber die Nacht schreitet vor und die Gefühle des Herzens treten wieder in ihre alten Rechte. Man ist in die Aera der Leidenschaft getreten. Jetzt ist das Loos des Abends geworfen, die Urtheile sind gesprochen, die Meinungen unveränderlich. Ueberdies fangen auch die kleinen Künste der Eitelkeit an, den Interessen des Herzens gegegenüber als sehr erbärmlich zu erscheinen. Die verstohlenen Unterredungen in den Tanzpausen, die zarten Besorgnisse, die liebende Aufmerksamkeit, die Vorwürfe kommen der Liebe zu Hülfe und verleihen ihr ihre alte Macht wieder. Aber ich spreche hier nicht von der Tänzerin, die kein mächtigeres Interesse an einem Balle findet, als das des Tanzes, von ihr, die nur tanzt, um zu tanzen. Für sie ist das Interesse des Abends gar bald erschöpft, sie ist nur stets unschlüssig, ob sie Ananas- oder Vanillen-Eis vorziehen soll, für sie bringt der Tanz Ermüdung und Erschöpfung mit; nach einigen Stunden hat sie Blei in ihren Füßen und sie kann ihre marmornen Augenlider nicht mehr erziehen; es überwältiget sie der Schlaf. Endlich tritt ihr Mädchen ein, wirft ihr den Mantel über die Schulter und sie holt sich auf dem Nachhausewege den Schnupfen.

Ich spreche hier von anderen Tänzerinnen. Nachdem man sich versichert hat, daß der Onkel beim Spiel sitzt, oder die Mutter sanft eingeschlummert, so erlaubt man sich, ein wenig öfter die Contretänze mit dem bevorzugten Tänzer zu wiederholen. Von nun an würde ein Walzer mit einem Andern als eine Untreue erscheinen. Die Liebe hat sich in ihre Herrschaft eingesetzt; die Musik ist wonniger, berauschender, das Bouquet welkt am Gürtel. Armes Ballbouquet! Was müssen die Blumen von dieser Sonne denken, die sich in so großer Nähe der Erde befindet und so glänzende Strahlen ausströmt, von diesen Wohlgerüchen, die sie nicht für die ihrigen erkennen können? Aber statt daß sie der feuchte Thau anfrischte, wie der Thau der Natur, versengt und verzehrt er sie, und der Sturm auf einem Felsen wäre nicht so gefährlich für sie gewesen.

In diesem Augenblicke ist Jedermann mit sich selbst beschäftiget, man verfällt in eine Art Einsamkeit und Freiheit. Die Musik wird immer rauschender, die glänzenden Paare fliegen, wie von einem Strudel fortgerissen, im wirbelnden Tanze dahin; die Kronleuchter und Lichter verbreiten einen glänzenderen Schimmer. Die Tänzerin fühlt sich leichter in ihrem ätherischen Tanze, ihr Leib scheint elastischer; sie erröthet unter dem Blicke, wie die Blume in der Sonne; die Blätter fallen von dem Blumenbouquet ab; sie schmiegt sich an den Arm ihres Tänzers, der sie bald sanft leitet, bald mit ihr der Erde entschwebt; die Haare gerathen in Unordnung; die Worte sind glühend, ein Feuerhauch berührt ihren weißen Schwanenhals und die Musik harmonirt, als eine zweite, äußere Sympathie, mit ihren Gefühlen; sie sieht Niemand, und Niemand sieht sie mehr.

Ein schimmernder Kristallfunken, eine Blume, ein Gazetuch, ein vorübergehender Parfüm, eine fliehende Note, welche vergängliche Elemente! Und gleichwohl ist dies die Stunde feierlicher Schwüre und Bekanntschaften, welche mit dem Bande eines Contretanzes anfangen und mit einem Bande für das Leben endigen; es ist die Stunde jener denkwürdigen Tänze, jener verhängnißvollen Walzer, die man gleich einer zum Fegefeuer verurtheilten Seele sein ganzes Lebelang zu tanzen verdammt wird!

Lieben ist die Losung dieser Stunde.

Kommen wir nun auf die Frage zurück, ist auch in unserer Stadt hinreichende Gelegenheit gegeben, um diesem allgemeinen Lebensprincipe, dem Tanze, zu huldigen? — O ja, und namentlich seit dem Jahre 1831, von dem sich unsere wohlthätige Constitution und Communalgarde da-

Digitized by Google

tirt, hat sich eine ordentliche Tanz- und Associationswuth kund gegeben. Nicht genug, daß fast jede Compagnie den Winter durch 6 — 7 sogenannte Kränzchen giebt, haben sich noch Extra-Vereine gebildet und sich verschiedene Corporationen zu gemeinschaftlichen Tanzvergnügungen unter sich vereinigt. So haben wir außer den öffentlichen Tänzen Sonntags und Feiertags, außer den Kirmes- und Festschmaus-Tänzen, außer den Communalgardenkränzchen noch die Tunnelgesellschaft, den Bürgerschützenverein, die Eintracht, Terpsichore, Fortuna verschiedene Familien-Vereine, dann die verschiedenen Corporationen und Handwerker-Bälle, wie Schneider-, Buchbinder-, Schmiedte-, Markthelfer-, Marqueur- und andere Bälle, und ist die Corporation oder Zunft nicht zahlreich genug, um das zu einem Balle nöthige Personal in sich zu fassen, so treten Assimilationen und Vereinigungen ein, so wie sich die Kärner, Lampenputzer, Schleußenreiniger zu einem gemeinschaftlichen Tanzvergnügen verbunden haben. Daß die Communalgardenkränzchen einen edleren, tieferen Zweck haben, als blos um des Tanzes und Vergnügens willen, ja daß sie gleichsam einen constitutionellen Zweck haben, ist leicht zu beweisen. Die gegenseitige Ständeverschmelzung, das Nivelliren der Rangunterschiede, des Geld- und Aristokratenstolzes können bei so gemeinschaftlichen fröhlichen Zusammenkünften besser herbeigeführt werden, als bei den Exerzierübungen in Reih und Glied und auf der Wache; man lernt sich hier gegenseitig besser kennen, beurtheilen, der Austausch der gegenseitigen Ansichten und Meinungen geht bequemer und leichter von statten, und daß so ein Kränzchen mit diesen seinen Folgen auf die Wahlen den vortheilhaftesten Einfluß haben muß, liegt klar am Tage.

Aber wenn auf der einen Seite der Bürger sich einer nicht genug zu preißenden Verfassung erfreut, so sind nicht weniger auch die Säle und öffentlichen Vergnügungsörter, die sonst nur der hohen Elite, der Aristokratie geöffnet waren, gleichsam mit constitutionellisirt worden, indem sie von dieser Zeit ab ihre hohen Flügelthüren und die spiegelglatten Parquets dem Bürgerstande überhaupt geöffnet haben. Welcher Handwerksmann konnte sich wohl sonst rühmen, mit seiner Gattin in den Sälen des Hotel de Pologne, oder Hotel de Prusse figurirt zu haben? Jetzt gilt kein Platz zu vornehm, daß er nicht glaubte, Anspruch auf Eintritt zu haben. Der wahre Bürgerstolz und Bürger-Ehre sind erwacht, und mit ihnen das Bewußtsein, daß der Bürger die Stütze des Staates ist, der von der Adel- und Geldaristokratie keine Zurücksetzung zu dulden braucht.

Alt und Jung beeilte sich daher auch, um mit Anstand in diesen ungewohnten Räumen auftreten zu können, die nöthige Fertigkeit — im Tanzen zu erwerben, und nichts ungewöhnliches war es damals, daß so mancher steife Handwerksmann mit seiner noch jugendlich sich gerirenden Gattin, die vielleicht im Leben keinen Contre oder Allemande getanzt hatten, noch auf ihre alten Tagen bei dem ersten Tanzmeister — Unterricht nahmen, um Andern nicht zurückzustehen oder nicht Anlaß zum Lachen zu geben. Daß aber dergleichen Vergnügungen mit ihrem wetteifernden Kleiderluxus hin und wieder auf Kosten des häuslichen Wohlstandes mitgemacht werden, möchte wohl nicht zu bestreiten sein, so wie auf der andern Seite hinwiederum durch sie jungen Leuten, zwar zum Nachtheil der hiesigen Musiker, Gelegenheit geboten wird, viel billiger und noch dazu anständiger zu tanzen, als früher, da ihnen 7 vergnügte Tanzabende kaum höher zu stehen kommen, als was sie sonst in einem einzigen Abende vertanzten.

Lehrten uns die geschichtlichen Ueberlieferungen nicht, daß die Sünde durch einen Apfel in die Welt gekomm, ich würde glauben, es sei dies durch den Tanz geschehen, zumal da der Tanz selbst noch als wahres Erbübel der Damen angesehen wird. Die Frauen sind die größten Freunde des Fortschritts, denn sie fürchten nichts mehr, als das Sitzenbleiben, und schon als ein gutes Omen wird es von ihnen angesehen, wenn sie gleich beim Anfang den ersten Tanz, die Polonaise, tanzen, und kein Ehemann ist so steif, so hölzern oder so lieblos gegen seine Gattin, daß er es versäumen sollte, mit ihr wenigstens diesen ersten Tanz zu tanzen, wenn er sich auch für alle übrigen an den Spieltisch zurückziehen sollte. Die Abbildung bedarf wohl weiter keiner Erklärung und ich schließe mit Erwähnung einer Unsitte, die sich die meisten unserer jungen Herrchen heutzutage zu schulden kommen lassen, und welcher durch diese wenigen Zeilen vielleicht in etwas zu steuern, ich von mehreren achtbaren Damen aufgefordert worden bin. Manche Dame würde diese Ungebührniß auf frischer That zu bestrafen keinen Anstand nehmen und mit Empörung dergleichen Leute im Kreise stehen lassen, wenn es nicht eben beim Tanze wäre, wo sie, aus Furcht sitzen zu bleiben, lieber stillschweigend diese Ungebührniß duldet, als dem Vergnügen des Tanzes entsagt. Eine achtbare noch jugendliche Dame theilte nämlich unsere heutigen modernen jungen Tänzer ein 1) in Händedrücker, 2) in Herzdrücker, und als ich meine Verwunderung über diese sonderbare Eintheilung ausdrückte, begann sie: „Unsere heutigen jungen Herren haben die fast stereotype Gewohnheit, jeder Dame ohne Ausnahme, mag sie frei, Braut oder verheirathet sein, während des Tanzes eine Art stummer Liebeserklärung zu machen, welche darin besteht, daß sie der Tänzerin Hände mehr als schicklich pressen, oder wohl gar sie selbst an sich drücken, von andern Unschicklichkeiten gar nicht zu reden. Geschähe es nicht beim Tanzen, dieser allgemeinen Schwäche der Frauenwelt, wo ihre Eitelkeit mit in das Spiel kommt, so würde diese Ungebührniß gewiß zu manchem heftigen Auftritt Anlaß geben."

Digitized by Google

No. 5. (Sonnabend, den 28. Januar.) 1843.

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Unser goldnes Zeitalter.
(Beschluß.)

Moralisten haben oft, um die dürftige Menschheit und sich selbst zu trösten und vom Neide fern zu halten, dargestellt, daß der Reiche doch hienieden nur ein unglückseliges Wesen sei, im Vergleich mit der darbenden Tugend. — Das mag nun Alles recht hübsch und wahr sein, obgleich es in dieser sündigen Welt nur sehr wenige Menschen geben dürfte, die einige Neigung in sich fühlen, die Tugendhaften um ihren obligaten Hunger zu beneiden. In Bezug auf unsern Millionär jedoch, ist dieser Moralgrundsatz durchaus unhaltbar. Er hat Alles, was er sich nur wünschen könnte, um glücklich zu sein. Sehr viel Geld, ein palaständliches Haus, ausgestattet mit allen Erzeugnissen des verschwenderischen Luxus und der Ueppigkeit, eine elegante Equipage, höchst vornehmen Umgang, den Ruf eines Kunstkenners und Kunstmäcen, ein Millionenbewußtsein, was so viel ist als ein gutes Gewissen, nebst einem sehr guten Magen für Trüffelpasteten und Austern, eine eigene Loge im Theater, und da er außerdem wohlthätig ist, und den Armen bedeutende Summen zuweist, wie man oft in den Zeitungen lesen kann, für sich und seine ganze Familie dereinst reservirte Sperrsitze im Himmel. — Seine Töchter haben theuren Unterricht in der Bildung gehabt, denn es ist an ihnen wahrlich nichts gespart worden. Sie spielen Clavier wie Lißt, tanzen wie die Taglioni, improvisiren wie Corinna, malen wie Raphael, sind genial wie Madame Dudevant und Göthe's Kind Bettina, und, wie der Herr Präsident neulich versicherten — höchst geistreich; schön versteht sich von selbst — der Vater ist Millionär! — Unter 500,000 Thalern oder einem äquivalenten hohen Geburts- oder Rangtitel werden sie auch an keinen Mann losgeschlagen werden. — Seine Frau ist eine sehr musterhafte Gattin, die, trotz ihrer sehr schwachen Nerven, sich bestrebt, ihre geliebte, ungeheuer reiche Großtante, deren Universalerbin sie sein wird, zu überleben. Kurz, wollt ihr eine glückliche, zufriedne Familie sehen, so blickt auf diese gebildete Millionengruppe; Ihr findet keine glücklichere in der Naturgeschichte der Reichen!

Wir wollen das Bilderbuch, das noch bunte Figuren der verschiedensten Species reicher Wirbelthiere in Fülle enthält, nicht weiter durchblättern. In den Facettenaugen unsrer zersplitterten Civilisation brechen sich die Phänomene des Reichthums in so mannigfaltigen Nüancirungen der Farbe und Gestalt, daß wir tausend und eine Nacht dazu gebrauchen dürften, um alle Erscheinungen durchzumustern, und wahrlich, diese sind nicht so ergötzlich, wie jene bunten Zaubermährchen des kindlichen Orients. Um unser goldnes Zeitalter ganz zu verstehen, brauchen wir die wenigen, hier vorgeführten Bilder nur, des Reliefs wegen, auf den dunklen Riesenschatten zu halten, welchen das, man darf sagen, imposante Elend

Digitized by Google

von Myriaden enterbter Kinder eines Vaters und einer Mutter, über unsre Erde wirft, und wir werden dann auch den Dämon kennen lernen, der den festen Standpunkt schon gefunden zu haben scheint, die Welt aus ihren Angeln zu heben.

Die goldnen Millionen, die ein Einziger besitzt, werfen ein grausenvoll falbes Licht auf die Millionen hinsterbender Menschen, die nichts besitzen, keine Scholle, um darauf ihren Hoffnungsanker zu stützen, nicht einmal die Paar Quadratschuhe Erde, die ihrem Leichname einst eingeräumt werden müssen.

Die Lehre vom Besitze mag auf raffinirte Mittel sinnen, das gestörte Gleichgewicht unter den Menschen, wenn nicht zu versöhnen, doch durch kluge Theorieen zu rechtfertigen. Die Dichter späterer Jahrhunderte aber könnten vielleicht singen von den eisernen Tagen, welche folgten unserm goldnen Zeitalter. —

Verlieren und wiederfinden.

Blitz und Donner folgten einander in demselben Augenblicke. Bewußtlos stürzten die beiden Kinder nieder. Vater und Mutter hielten sich die Hände vor den Augen, denn sie waren wie geblendet; auch vernahmen sie nicht, was sie einander zuriefen: Eingeschlagen! gewiß eingeschlagen!

Es war an einem Septembertage des Abends. Der Feuerschein dauerte nach dem Verhallen des Donnergeschmetters fort, und alsbald ließen vor dem Hause die herbei eilenden Leute den Ruf ertönen: Feuer! Feuer! hier hat der Blitz gezündet!

Das Unglück hatte den armen Schulmeister Lebrecht getroffen; eigentlich seine Scheune, die an das kleine Wohnhaus stieß, worin die kürzlich eingebrachten Wintervorräthe sich befanden. Mit der Schnelligkeit des Windes griff die Flamme unter dem Strohdache um sich. Die bebenden Eltern retteten nichts, als ihre betäubten Kinder, welche draußen, vom Regen überströmt, ins Bewußtsein zurückkehrten, um die Zerstörung ihrer liebsten Habe auch mit anzusehen.

Mit Gott ergebener Fassung stand Meister Lebrecht da und blickte auf die prasselnden Flammen; mit Geberden der Verzweiflung rang seine Frau die Hände und rief: Alles aus! Alles, Alles verloren!

Sie war, während der Vater in ein hinter dem Brande geschützt stehendes Haus die Kinder aus dem Regen brachte, von der vorigen Stelle verschwunden. Man hatte sie hinter den Fenstern des brennenden Hauses bemerkt, wahrscheinlich bemüht, liebgewordene Dinge zu retten. Niemand sah sie draußen wieder. Unkenntliche Ueberreste zog man des andern Tages aus der Asche des zerstörten Gebäudes hervor.

Mit allen diesen Verlusten war das Maaß des Unglücks für den armen Mann noch nicht voll. Seine Kinder, ohnehin schwächlich und siechend schon vom Beginn ihres Lebens, starben bald nach einander, und der geprüfte Hiob stand wieder ohne irdischen Besitz da, wie vor zehn Jahren, als er aus dem Kampfe für's Vaterland heimkehrte und Niemand zu Hause mehr am Leben traf von Allen, die er beim Ausmarsch in den heiligen Krieg noch Verwandte und Freunde genannt hatte. Die Meisten waren mit andern Heerestheilen gleichfalls ausgezogen in die blutige Entscheidung und als Opfer für die gerechte Sache gefallen.

Von demselben Standpunkte, wie damals, sah Lebrecht auch jetzt seine Verluste an, nämlich als weise Fügungen Gottes, und hoffte von derselben Hand, die ihm das Nächste, Liebste und Nöthigste der irdischen Habe genommen habe, anderweitigen Segen und fernere Hilfe.

Hatte nicht damals eben die Verlassenheit, worin sich Lebrecht befand, den guten Erfolg, daß er sich lange und genau prüfte, zu welchem Geschäft er am meisten Trieb und Kraft besäße? Wär' er jemals auf das bedeutungsreiche Feld der Lehrerthätigkeit hinüber getreten, wo er seitdem von der gestreuten Saat schon oft mit Rührung und Freude geärntet hatte, wenn er in jener Einsamkeit nicht seinen wahren Beruf hätte fühlen und erwägen können? Sollte er nicht eine ähnliche Wirkung von dem neuen Umschwunge seines Geschicks erwarten?

Die Leute im Dorfe hatten viel über das Unglück des Schulmeisters zu sprechen und zu bemerken. War die verbrannte Frau, obgleich einst schön von Gesicht und Gestalt, nicht eine Ruthe, womit der himmlische Meister eins seiner Kinder züchtigte? Hatte ihre an Geiz grenzende Habsucht nicht dem Manne zuletzt alle Freude geraubt, die er in seinem Hause suchen und finden wollte? Setzte es nicht, nach des Meisters disweiligem Geständnisse, langes Keifen und Schelten, wenn ein neues Buch ins Haus gekommen war, das er doch brauchte, oder wenn er einem guten Kinde zu Weihnacht beschéert hatte, was er seinem Herzen und der Armuth zu Gefallen that? Welcher Unfriede mit der ganzen Nachbarschaft lastete auf dem Hause des Lehrers, der die Religion der Liebe und des Friedens der Jugend ins Herz pflanzte? Kein neues Kleid, keine Haube, kein Möbel kam ins Dorf, ohne den Neid jener Frau zu erregen. Sie war ein rechtes Haus-

Digitized by Google

kreuz für den armen Mann geworden, als ihre eingebrachten Sparpfennige bei den kranken Kindern für Arzeneien aufgegangen waren, die das Gift nicht fortschaffen konnten, was die unschuldigen Würmchen aus der Mutterbrust einsaugen mußten. Ja, ja, der Meister hatte das eiserne Kreuz doppelt, so lange die lebte! eins aus dem Kriege und aus dem Kruge, wo er von der Wirthin, die ihn nicht aus den Augen ließ, zur geschwinden Heirath überredet wurde. Von diesem schweren Kreuz ist er nur durch den himmlischen Funken erlöset. Gott helf' ihm weiter!

So und ähnlich, zuweilen noch härter, drückte man sich in der Nachbarschaft über die Verunglückte aus, ohne den bekannten Spruch zu erwägen, daß man von den Todten nur das Gute, das sie an sich hatten, besprechen dürfe. Die Meisten aber meinten es mit dem abgebrannten Wittwer ganz gut.

Fast Jeder im Dorfe bedauerte ihn, daß er aus den verflossenen Amtsjahren, wie er selbst sagte, nichts mehr gerettet hatte, als sich selbst und seine Erinnerung. In mehreren Familien gab man sich Mühe, ihn zu trösten und sein Hauswesen wieder auf- und einzurichten. Die Männer im Dorfe wandten einige Muße von der Feldarbeit an, die verbrannten Gebäude unter Leitung eines Sachverständigen herzustellen. Die Frauen steuerten Betten und Hausrath zusammen. Die Jungfrauen schnitten die beste Leinwand ihrer Brautlaken an und fertigten dem Abgebrannten zierliche Wäsche. Die Kinder zertrümmerten nach heimlicher Abrede ihre Sparbüchsen und kauften dem geliebten Lehrer ein neues Wort Gottes, schöner im Goldschnitt glänzend, als das vorige gewesen war. Und einige Leute, die an nichts reich waren, als an mancherlei Werken der Zunge, wandten diese zu den sinnreichsten Rathschlägen an, wie der Meister wiederum zu einer Frau, und zwar zu einer für ihn recht passenden, gelangen könnte. Kurz: Alte und Junge gaben ihm zu erkennen, daß er eines bessern Looses, als sein bisheriges gewesen war, für würdig geachtet wurde.

Und er fand es, nachdem er durchs Feuer der Trübsal bewähret war. Er hatte nach dem Brande seinen Aufenthalt in einem Hofe, wo ihm schon vor zehn Jahren eine willkommene Aufnahme bereitet gewesen war. Dieselbe Sonne der Freundschaft lächelte ihm dort wieder, und Lebrecht vergaß in ihren Strahlen — zwar nicht, daß ihn der eiserne Hauskreuzorden gedrückt hatte, aber doch allen Gram aus der vergangenen Zeit. Er war nur bemüht, den guten Menschen zu zeigen, daß ihre Absicht, ihn zu trösten, nicht fehlschlage.

Doch den mannigfachen Erschütterungen, die seine Nerven erlitten hatten, erlag die Natur auf eine Weile. Ein hitziges Fieber überfiel den Geprüften und raubte ihm einige Wochen hindurch Vernunft und Bewußtsein. Dieses Uebel, am meisten quälend für die Umgebung, sollte der Strom der Unterwelt sein, aus dem er Vergessenheit aller frühern Leiden trank. Als er Herz und Bewußtsein aus der Krankheit erhob, lag eine neue Welt voll heiterer Hoffnungen vor ihm und gewährte die lieblichsten Aussichten. Es war die Lebensgefährtin, seiner würdig, gefunden.

Zu der Familie, in der er sich aufgenommen befand, gehörte eine Tochter, die er, da sie sich meist bei einem entfernt wohnenden Bruder aufhielt, bisher wenig gesehen hatte. Aber schon vor jenen zehn Jahren hatte Lebrecht, bei seinem ersten Eintritt in diese Familie, auf das damals sechzehnjährige Mädchen starken Eindruck gemacht, was er nicht ahnete, da der freundliche Engel bald unsichtbar wurde, der ihm die ersten Tage nach der Rückkehr aus dem Kriege mit den schönsten Blüthen des Friedens geschmückt hatte. Jetzt, während der Krankheit Lebrechts, hatte die Tochter die Eltern besucht und war, aus unverändert gebliebener Neigung, des Leidenden sorgsamste Pflegerin geworden.

Als er nun nach langem Genesungsschlafe wie aus schweren Träumen erwachte, stand eine liebe, holde Gestalt pflegend vor ihm und begrüßte ihn im wiedergeschenkten Leben mit derselben herzgewinnenden Freundlichkeit, wie einst nach wiedererrungenem Landesfrieden. Der Unterschied von Ehmals und Jetzt war nur, daß die Pflegerin durch die vollständige Entwickelung ihres Frühlings anmuthreicher — und er, der Gepflegte, durch ein Leben voll Entbehrungen liebebedürftiger geworden war. Nach und nach kehrten seine Erinnerungen zurück. Manches vormals Dunkele wurde jetzt ihm klar — und er sah ein Leben der Tröstung vor sich, in welchem er das beste Gedeihen seines fernern Wirkens hoffen durfte. Die Herzen Beider verstanden sich in den ersten Augenblicken des neuen Findens und waren verbunden auf immer.

Der nicht mehr arme und bedauerte Lebrecht nahm und genoß die Zeit der Genesung als die schönste aus seinem bisherigen Leben, verständigte sich hernach bald mit den Eltern des guten Mädchens und feierte, ehe ein Jahr nach dem starken Schlage des Unglücks verging, ein Fest des Wiederfindens, wie es nur unter biedern, liebenden Menschen möglich ist. Gemüth und Gesundheit erfreuten sich von nun an einer Frische und Munterkeit, wie sie der Jugendbildner bedarf, wenn der schöne Zweck seines Berufes erreicht werden soll.

Lebrecht blieb Inhaber des eisernen Kreuzes; allein

Digitized by Google

die außerordentliche Klasse, das große Hauskreuz, war ihm abgenommen auf immer. Als er, gedrungen von einem Herzen voll Vaterlandsliebe, den hochheiligen funfzehnten October 1840 unter den vielen tausend gerührten Herzen vor dem königlichen Schlosse in Berlin mitfeiern, vertrat bereits ein talentvoller Sohn im Heimathsdörfchen des Vaters Stelle. Aus dem eigenen Leben aber führte er oft den Beweis, daß Verlieren und Wiederfinden bisweilen in wundersamer Verknüpfung stehen, und daß man wohl daran thut, auch bei großen Verlusten das Herz dem Troste geöffnet zu behalten.

Laurette
oder
das rothe Siegel.

Regimentsbegebenheit, frei nach dem Französischen des de Vigny
von
Friedrich Herrmann Langguth.

I.
Bekanntschaft auf der Heerstraße.

Auf der gradlinigen, langweiligen Heerstraße von Artois nach Flandern machte ich im März 1815 eine Bekanntschaft, welche ich seitdem nicht wieder vergessen habe. Während der vier Tage und Nächte meines Marsches fiel der Regen in Strömen herab, aber ich war durch gute Kleider vor ihm geschützt, jung, voll Muth, ich sang und war lustig und guter Dinge.

Meine Kameraden waren auf eben diesem Wege unter dem Gefolge Ludwigs XVIII. voraus, ich sah sie am äußersten Horizonte, Napoleons Uhlanen mit den dreifarbigen Wimpeln ihrer Lanzen überwachten am andern Horizonte Schritt für Schritt unsern Rückzug. Ein verlornes Hufeisen hatte mich so lange aufgehalten; ich eilte drum, was nur die Kräfte meines Pferdes hergeben wollten, und so schnell es das schlechte Wetter nur immer zuließ, meiner Schwadron nach.

Bei meinem Dahinreiten dachte ich darüber nach, daß jeder Bürger und andere Unterthan seinen eigenen Willen habe, nur der Soldat eine Maschine sei, welche nach dem Willen der Obern bald rechts, bald links, bald schnell, bald langsam gedreht werde. Als ich so dachte, richtete ich ganz zufällig meine Augen auf der Straße hin und erblickte ungefähr eine Viertelmeile vor mir einen schwarzen Punkt, welcher eben so, wie ich, in der Richtung von Lille aus weiter fortging. Ich eilte, diesen Punct zu erreichen, und, da ich in noch ziemlicher Entfernung genau einen Wagen unterscheiden konnte, so hoffte ich — denn mein Magen mahnte mich an eine wichtige Pflicht — es werde der Karren einer Marketenderin sein.

Endlich sah ich ganz deutlich, daß es ein kleiner, weißer, mit Wachsleinewand überdeckter, von einem Maulesel gezogener Karren sei, der immer bis an die Axen im Kothe stak. Der nebenher gehende Mann war ungefähr ein Funfziger, von starker, großer Gestalt, trug einen tüchtigen Schnurrbart und ging etwas gebückt. Unter einem blauen, abgetragenen Mantel schimmerte die Epaulette eines Infanterieofficiers hervor. Er blickte mich von der Seite unter seinen dicken starken Wimpern an, nahm eine Flinte vom Wagen, ging damit auf die andere Seite des Esels, so daß dieser ihm gleichsam zum Bollwerke diente. Nachdem ich seine blaue Kokarde gesehen, begnügte ich mich damit, ihm meine rothen Aufschläge zu zeigen; darauf legte er seine Flinte wieder bei Seite mit den Worten: „Das ist etwas anderes, ich hielt Sie für einen jener Füchse da hinter uns. Wollen Sie einmal trinken?"

„Sehr gern" — antwortete ich — „in 24 Stunden nichts genossen."

Er reichte mir nun seine am Halse hängende, mit einem silbernen Deckel beschlagene Kokosnuß, auf die er sich etwas einzubilden schien, welche einen schlechten, weißen Wein enthielt; ich trank und gab sie ihm wieder.

„Auf die Gesundheit meines Königs!" sagte er und trank auch. — „Er hat mich zum Officier der Ehrenlegion gemacht, darum muß ich seiner gedenken." — Ich betrachtete ihn immer, ohne ihn zu fragen, weil ich alle Neugier verabscheue. Eine Viertelmeile sprach Keiner von uns; endlich machte er einmal Halt, seinen Esel ein Wenig ruhen zu lassen. Ich hielt auch an, um das Wasser aus meinen Stiefeln zu schütten. Da brach er das Schweigen mit den Worten:

„Wissen Sie, was ich hier im Wagen habe?" — „Nein." — „Eine Frau." — „So?" erwiederte ich und setzte meinen Marsch fort. Er folgte mir. — „Sie kostet mir wenig, diese häßliche Brünette" — nahm er hierauf das Wort — „und der Esel, den ich sehr gut brauchen kann, wird auch mit durchgeschleppt."

Ich bot ihm mein Pferd an, wenn er müde wäre, aber er dankte dafür, indem er sagte, er sei ein schlechter Reiter, da er doch jährlich nur einmal, bei der Musterung, auf ein Pferd komme. „Auch wissen Sie z. B. gar nicht," — sagte er hierauf — „daß ich Marineofficier gewesen bin." — Ich antwortete nicht darauf und er setzte hinzu, nachdem er mich eine Zeit lang stillschwei-

Digitized by Google

gend betrachtet hatte: „Sie sind nicht neugierig, Sie erstaunen nicht darüber? Warten Sie, Sie sollen gleich erstaunen, wenn Sie erfahren, wie ich den Seedienst verlassen habe."

„So thun Sie dies" — antwortete ich — „dies wird uns die Zeit verkürzen und den Regen und schlechten Weg vergessen machen."

Der gute Bataillonschef schickte sich nun auf eine feierliche Weise dazu an, indem er ganz eigenthümlich mit den Achseln zuckte, als wollte er seinen Tornister zurecht rücken. Er trank noch einmal aus seiner Flasche und begann in feierlichem, gutmüthigem Tone also.

II.

Geschichte der versiegelten Ordre.

Wissen Sie denn zuerst, daß ich aus Brest gebürtig und damit angefangen habe, in meinem neunten Jahre Soldatenjunge zu werden, und schon halbe Ration und halben Sold erhielt. Da ich aber das Meer liebte, so verbarg ich mich einmal in einer schönen Nacht, als ich zu Brest auf Urlaub war, in den untern Schiffsraum eines nach Indien bestimmten Handelsschiffes. Man bemerkte mich erst auf hoher See, und der Kapitän zog es vor, mich lieber zum Schiffsjungen zu machen, als mich in's Meer zu werfen. Als die Revolution ausbrach, hatte ich mein Glück gemacht und war Kapitän eines kleinen Handelsschiffes, welches funfzehn Jahre lang Kaperei trieb. Als nun in Folge der Kämpfe die königliche Marine der Officiere beraubt war, requirirte man die Kapitäns der Handelsschiffe; ich erhielt das Commando über die Kriegsbrigg Marat.

Den 28. Fructidor (16. September) 1797 erhielt ich Ordre nach Cayenne zu fahren, um 60 Soldaten und einen Gefangenen zu deportiren. Meine Weisung lautete, den Mann mit Schonung zu behandeln. Der Brief des Directoriums, welcher die Ordre enthielt, war mit drei Siegeln, deren mittleres ein großes rothes Siegel war, versehen, den ich aber erst unmittelbar, nachdem ich die Sonnenlinie passirt, erbrechen sollte.

Dieser Brief sah wunderbar aus und war so wohl versiegelt, daß ich keinen Buchstaben darin lesen konnte; er jagte mir Furcht ein, ich verwahrte ihn unter dem Glase einer Uhr, welche über meinem Bette, das, wenn es zugemacht wurde, mein Sopha und zum Beispiel auch mein Tisch war, hing. Ich sah das rothe Siegel gar nicht gern an. Als ich eben damit beschäftigt war, diesen Brief aufzuheben, trat mein armer Gefangener in meine Kajüte. Er führte an der Hand eine hübsche Kleine von ungefähr 17 Jahren, er konnte ungefähr 19 Jahre zählen. Ein schönes Kind, nur etwas blaß und darum unmännlich; doch er war ein Mann, und zwar einer, der sich bei Gelegenheit besser betrug, als es viele Alte gethan haben würden. Er hielt seine Frau, welche heiter und lustig war, unter dem Arm. Ach! sie waren wie ein Paar Turteltäubchen. Dies machte mir zum Beispiel ungeheuren Spaß, ja Spaß; nun gut, ich sagte: „Gut, meine Kinder! hübsch von euch, ihr macht Visite beim alten Kapitän. Ich führe euch weit fort, desto besser, da werden wir einander wohl kennen lernen. Um Verzeihung Madame, daß ich meinen Rock nicht anhabe, im Negligée bin, aber das blos darum, weil ich diesen verteufelt großen Brief hier annagle. Seid so gut, helft mir ein Wenig dabei!"

Das thaten denn auch die guten Kinder; der junge Mann nahm den Hammer, die kleine Frau die Nägel und sie schlugen mir dieselben ein, wie ich es wünschte. Die kleine, gute Frau fragte immer mit lieblicher Stimme: „Rechts! links, Kapitän?" alles scherzend und lachend. Ach Gott, noch immer höre ich die wohltönende Stimme: „Rechts, links, Kapitän!" Sie lachte über mich, die kleine, gute Seele! — Dann sprang sie ihrem Manne an den Hals; ach, Beide waren so edel, so gut, so liebenswürdig! Wir wurden daher alsobald Freunde.

Die damalige Ueberfahrt, begünstigt von dem schönsten Wetter, war die herrlichste während meines ganzen Seedienstes. Ich ließ die beiden jungen Leute täglich mit mir speisen. Hatten wir das Dessert beendigt, blieben Beide noch ein wenig sitzen, einander liebkosend, herzend und küssend; ach, die guten Leute! Sie betrachteten sich einander so zärtlich, als wenn sie sich noch nie gesehen hätten. Das freute mich. Sie befanden sich ganz wohl und waren mit Allem, was man ihnen gab, vollkommen zufrieden. Aber, verstehen Sie, mein Ansehen als Kapitän behauptete ich immer. Sie schliefen in einer Hängematte, wo sie wie einer Wiege geschaukelt wurden. Ich fragte sie nicht nach Namen, Stand, Herkommen, wozu auch? Ich brachte sie auf die andere Seite des Meeres, wie ein Paar Paradiesvögel.

Nach einem Monat war ich mit mir einig, sie wie meine Kinder zu behandeln. Wenn ich sie rief, kamen sie gesprungen, das machte mir Spaß, viel Spaß. Er arbeitete an meinem Tische, Notabene, meinem Bette, half mir auch zuweilen den Breitengrad mit berechnen, er war geschickt, sie saß auf einem kleinen Fäßchen und nähete.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— In einer niederrheinischen Zeitung befindet sich jetzt unter andern folgender Artikel: Ein herrliches Leben in unsern Zeitungen! Hier betteln zehn bis zwölf mildthätige Vereine um Geld, Kleider und allerlei Unterstützungen, dazwischen rufen zwanzig bis dreißig Annoncen zu Vergnügen und Sehenswürdigkeiten. Mit der Armenunterstützung und Mildthätigkeit will's bei aller Mühe nicht vorwärts. Die Armuth wächst den Leuten immer mehr über den Kopf und schwillt an zu tausendköpfigen Hydern, welche den Wohlstand ganz zu verschlingen drohen. Und doch vertheilen sie jährlich viele tausend Thaler, Geld und Suppen und Kleider und Holz und gute Lehren und fromme Schriften. Aber sie nähren nur die Armuth damit, sie füttern gleichsam den Kuckuk groß, der die Grasmücke verschlingt, wenn sie ihn groß gefüttert. Unsere Mildthätigkeit, unsere Armenunterstützung ruht auf ganz verkehrten Principien. Die Suppe, die ihr vertheilt, macht nur den Appetit auf Fleisch und Brod rege, das Holz wärmt die Kälte, das Geld, das unter die Armen käglich fällt, ist wie ein Tropfen auf heißen Stein. Man wird daran erst recht die Noth gewahr. Die wahre Mildthätigkeit, die wahrhafte Unterstützung muß von dem Grundsatze ausgehen, den Armen, Elenden, Niedergedrückten Gelegenheit und Anregung zu geben, sich selbst zu helfen und zu erheben. Gebt ihnen statt der Suppe Arbeit, sich eine Suppe und noch mehr zu verdienen, gebt ihnen statt des Geldes die Mittel zum Gelde. Arbeit ist die moralische, kräftige Wurzel alles Wohles und Heiles der Menschheit. Statt eurer Suppen und spärlichen Gelder gebt den Armen Arbeit und redlichen Lohn dafür und die Faulen zwingt zur Arbeit, so braucht ihr nicht so viel Armenbeamte, welche die Hälfte des Geldes verzehren, und ihr macht auch wirklich glückliche, moralisch tüchtige Menschen und erlegt die Hydra der Armuth. Durch den bisherigen verkehrten Schlendrian bekommt sie immer nur mehr Köpfe.

— Wien, vom 12. December. Die groben Insubordinationsverbrechen gegen Offiziere haben sich in unserer Armee auf bedauerliche Weise vermehrt, so daß man in den letzten zwei Jahren allein sieben solcher Fälle zählt; dennoch würde es ein arger Irrthum sein, hiernach den vortrefflichen Geist und die Disciplin des österreichischen Heeres in Zweifel ziehen zu wollen. Vielmehr scheint in letzterer Beziehung ein übertriebener, mitunter schroffer Diensteifer der Vorgesetzten Anlaß zu den vereinzelten beklagenswerthen Verbrechen geworden zu sein, wie sich auch neuerlich ein solches in Welz bei Linz, wo der Stab des Palatinal-Husarenregiments in Garnison liegt, ereignet hat. Bei den Uebungen auf der Reitbahn waren ein paar Mann gestürzt, und als der eine davon aufsaß und den Dienst nicht vollkommen leistete, wurden ihm auf der Stelle vom Rittmeister, Ritter von L., 25 Stockschläge dictirt. Als der Husar nach Ueberstehung der Strafe üblicher Weise, um sich zu bedanken, kam, versetzte er dem Rittmeister eine Ohrfeige, wurde aber auch von ihm sogleich zusammengehauen. In diesem schauerlichen Momente traten vier Mann aus der Reihe und von ihren Säbelhieben wurde der Escadronchef in Stücke gehauen. Weiter hat sich der blutige Exceß nicht ausgedehnt. Die Verbrecher sind hier zur Untersuchung eingebracht worden. Neueren Berichten zufolge soll jedoch die ganze Sache eine bloße Erfindung sein.

— Ida Frick nennt in einer Besprechung des Lustspiels: Dr. Wespe, die Ehe im Leben des Weibes ein ehernes Thor; „erst wenn es geöffnet ist, sieht die Eintretende, wohin sie kommt; ehe und bevor es geöffnet wird, träumt noch jede ein Eldorado hinter der geheimnißvollen Pforte und nur die — Eingesperrten wagen zuweilen einen Befreiungsversuch." Dagegen behauptet Prof. Buchta in Berlin in seiner Vertheidigung des bekannten preußischen Entwurfes zu einem Ehescheidungsgesetze: „die Furcht vor dem Einsperren sei grundlos und nur etwa mit der gleichzustellen, welche Kinder vor dem Schornsteinfeger fühlen."

— Die Chinesen wollen uns Europäern gar nichts Eigenthümliches von wichtigen Erfindungen übrig lassen; nicht genug, daß sie gleich uns die Buchdruckerkunst, das Schießpulver erfunden haben, scheinen sie auch den Magnetismus zu kennen und denselben auf eine eigenthümliche Art anzuwenden, auf die bei uns noch Niemand gekommen ist. „Ich bemerkte, sagte nämlich ein Reisender, der sich lange in China aufhielt, „daß die meisten Personen unter den Händen der Barbiere schliefen und ich konnte mir diese merkwürdige Erscheinung lange nicht erklären. Eines Tages endlich sah ich, wie ein Mann sich auf einen Sessel setzte und der Barbier, statt an das Einseifen zu gehen, sich vor den Mann stellte, erst die Hände desselben in die seinigen nahm und dann ihm mehrmals über die Achseln und über das Gesicht strich, bis der Mann in sanften Schlummer sank oder gar fest einschlief. In diesem Zustande handhabte er den Kopf, den er zu rasiren hatte, ganz nach Willkür und gab ihm leicht jede Stellung, wie sie ihm nothwendig erschien. Nach Beendigung der Operation schüttelte der Barbier den Rasirten leise und weckte ihn so. Später merkte ich mehr auf die Barbiere und überzeugte mich, daß sie fast immer so zu Werke gingen, und ihre Kunden auf diese Weise in magnetischen Schlaf versetzten." — Das Verbrechen des Hochverraths wird in China noch ärger bestraft als bei uns. Die Hochverräther selbst werden nämlich gefoltert und alle ihre männlichen Verwandten im ersten Gliede enthauptet, die weiblichen dagegen als Sclavinnen verkauft. Auch trifft Jeden Todesstrafe, der sich auf dem Wege des Kaisers, wenn derselbe eine Reise unternimmt, betreten läßt; dieselbe Strafe wird an dem vollzogen, der ein Gemach des Kaisers betritt.

(Ein berühmter Proceß.) Roman- und Bühnendichter haben nicht selten ihre Helden die Geliebte aus dem Grabe rauben und dieselbe dann wieder lebendig werden lassen; auch gehört der seltsame Proceß, den wir in Nachstehendem erzählen, der Hauptsache nach zu den berühmten, aber so viel wir wissen, ist derselbe noch in keiner Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle enthalten und zwar, weil man erst kürzlich die Documente darüber wieder aufgefunden hat. Die Tochter des Parlamentspräsidenten De Lasaille in Toulouse liebte den jungen Georg von Goran, ihr Vater gab aber seine Zustimmung zu ihrer Verheirathung nicht, weil er sich von ihr nicht trennen wollte. Goran war Soldat, er sollte auf zwei Jahre nach Indien gehen und erst nach seiner Rückkehr die Hand der Geliebten erhalten. Fast sein ganzes Regiment wurde vernichtet; er selbst gerieth verwundet in Gefangenschaft und konnte erst nach vier Jahren in die Heimath zurückkehren, wo auch er für todt gehalten wurde. Er erfuhr dort, daß seine ehemalige Geliebte einen Herrn von Boissieur geheirathet habe, aber vor einigen Tagen be-

Digitized by Google

graben worden sei. Goran war untröstlich, verließ in der ersten Nacht das Haus seiner Mutter, begab sich auf den Gottesacker und vermochte den Todtengräber durch eine bedeutende Summe, ihm das Grab der Geliebten und den Sarg zu öffnen, damit er die theuern Züge noch einmal sehe. Er kniete vor dem geöffneten Sarge nieder, er gedachte der Worte, welche die Geliebte bei dem Abschiede zu ihm gesagt hatte: „Und wäre ich todt, ein Kuß von Dir würde mich wieder ins Leben zurückrufen," er drückte seine Lippen auf den kalten Mund der Leiche und — stieß dann einen Schrei aus, der schauerlich über den weiten Kirchhof schallte. Der Todtengräber sprang auf und eilte hinzu, aber schon hatte Goran den Körper der Geliebten in den Armen und entfloh mit ihr. — Am 14. October 1716, fünf Jahre nach diesem Ereignisse, kniete der Herr von Boissieur auf dem Grabe seiner Frau, wie an jedem Todestage derselben, als er in seinem stillen Gebete durch das Rauschen eines seidenen Gewandes gestört wurde. Er drehte sich um und wer beschreibt sein Staunen, als er seine längst gestorbene Frau blühend vor sich stehen sah? Die Dame, die den Knieenden nicht bemerkt hatte, erkannte ihn jetzt und entfloh. Er folgte ihr, konnte sie aber nicht erreichen, da sie am Thore in einen Wagen stieg. Sofort begab er sich aber zum Polizeidirektor, um ihm zu erzählen, was ihm begegnet war. Das Grab der Frau von Boissieur wurde geöffnet, und man fand wirklich den Sarg leer. Nachforschungen ergaben bald, daß die Vermißte die Gattin des Herrn von Goran sei, mit dem sie bisher in Indien gelebt habe, und erst vor einem Monate von dort zurückgekommen sei. Boissieur forderte seine Frau zurück und es entstand ein Proceß, in welchem die Rechtsbeistände beider Partheien allen Scharfsinn und Beredtsamkeit aufboten. Das Gericht hatte zu entscheiden, wem die Frau angehöre, dem Herrn von Boissieur, der sie begraben, oder dem Herrn von Goran, der sie aus dem Grabe geholt hatte. Es entschied für den Herrn von Boissieur. Die Frau wendete sich an den König, mit der Bitte, in ein Kloster treten zu dürfen. Auch dies wurde abgeschlagen, dagegen erhielt sie die Weisung, binnen 24 Stunden sich zu ihrem Gatten zu begeben. Der Herr von Boissieur veranstaltete ein großes Gastmahl zur Feier der Rückkehr seiner begrabenen schönen Frau, und als alle Gäste versammelt waren, erschien diese, weiß gekleidet und mit allen ihren Juwelen geschmückt. Boissieur stand auf, um ihr entgegen zu gehen.

„Mein Herr," sprach sie mit ruhiger Stimme, „ich bringe Ihnen zurück, was Sie verloren haben," — mit diesen Worten sank sie, eine Leiche, zusammen.

Denselben Abend starb Goran, der sich mit der Geliebten vergiftet hatte, in den Armen seiner Mutter.

(Die Stadt Napoleons.) In dem Berichte des Grafen Montalivet, welchen derselbe am 25. Febr. 1813 dem Corps legislatif über den Zustand des Kaiserreichs erstattete, heißt es unter der Rubrik „Verschiedene Bauten in den Departements:" „12,500,000 Francs sind für die Erbauung der neuen Stadt Napoleon in der Vendee und zur Eröffnung der dahin führenden Wege veranschlagt worden. 7,500,000 Francs sind bereits darauf verwandt worden." Hier möchte man wohl fragen: „Was ist aus diesem Unternehmen geworden?"

(Vorschlag zu einer Hagestolzensteuer.) In einer der letzten Sitzungen der belgischen Repräsentantenkammer nahm sich Herr Savart sehr warm des weiblichen Geschlechtes, zumal der unverheirathet bleibenden Frauenzimmer an. Es muß, sagte er, den Hagestolzen eine Steuer auferlegt werden, denn sie wollen nicht heirathen. Die Mädchen dagegen haben Alle, sobald sie das zwanzigste Jahr erreicht, wie Jedermann weiß, keinen größeren Wunsch, als sich zu verheirathen; heirathen sie trotzdem nicht, so ist es nicht ihre Schuld und sie kann man nicht für die Ehelosigkeit zahlen lassen, da dieselbe für sie ein Unglück ist.

(Flucht vor Gesangbuch und Liturgie.) Die Gemeinde Kornthal im Würtembergischen hat in ihrem Eifer gegen das neue Gesangbuch und die neue Liturgie beschlossen, nach Palästina zu ziehen und sich dort anzusiedeln, aber auch ihren Geistlichen mitzunehmen, da sie von der Liturgie des englischen Bischofs in Jerusalem gleichfalls nichts wissen will. Es wäre seltsam, wenn das Land, von welchem einst die zur Einigung bestimmte Lehre des Heilandes ausging, nun dazu dienen müßte, alle Abweichungen und Umwandlungen des Christenthums in sich aufzunehmen!

(Die medicinischen Partheien.) Die Homöopathie (sagt die „Litterary Gazette") ist gut, wenn man nicht krank, die Hydropathie empfehlenswerth, wenn man keinen Wein hat, die Allopathie ein unmöglicher Versuch, widerliche und theure und unverdauliche Dinge flaschenweise zu verdauen. Ueber allen Partheien als einziger Hort steht die Natur. Wer sie nicht lebelang durch die Sünden der Civilisation beleidigt, den läßt und macht sie stets wieder gesund bis an sein seliges Ende.

— In Hannover und anderwärts verkündeten die Regierungen: „Nur Reiche können Jura studiren, denn Juristen müssen hier lange vom Eigenen zehren, da wir keine Aemter für sie haben." — „Werdet nicht Theologen, wenn ihr nicht ein Dutzend und mehre Jahre auf eine Pfarre warten wollt!" sagte das Weimarische Oberconsistorium und noch manches andere. — „Studirt nicht Medicin!" schreit man in den Städten; „denn wir Bürger müssen alle krank und niemals gesund werden, sollten wir alle Aerzte anständig ernähren!" — „Laßt die unfaßliche Philosophie unangefaßt!" rufen die praktischen Leute; „denn ob ihr eingekantet, eingefichtet, eingekrauset, eingeschellingt oder eingehegelt seid, irgendwie seid ihr eingerammt und könnt euch nicht helfen!" — „Fort mit der Philosophie!" rufen auch die Orthodoxen, weil sie Alle auf andere Weise einrammen möchten. — „Was wollt ihr Philologen denn noch mit Griechisch und Latein?" fragt man in allen Gewerbschulen und im Lebensverkehr; „von dem, was wir vergessen müssen, wollen wir nichts mehr hören!" — Wir hätten also jetzt die Nahrungslosigkeit in allen Facultäten, was sollen denn nun die Studirlustigen machen? — Vor allem die Selbstständigkeit studiren; — „hilf Dir selber, so hilft Dir Gott!"

— Da es jetzt so oft vorkommt, daß Damen Feuer fangen, wozu ihre Kleidung viel beiträgt, so hat man in England ein Mittel erfunden, solche Kleider unverbrennlich zu machen. Man verfertigt nämlich ein sehr elegantes Zeug, das im Feuer verkohlt, aber nicht zündet, und welches zu Ueberzügen angewendet wird. Für darunter entstehendes Feuer schützen sie freilich nicht.

Digitized by Google

(Unerfreuliches für junge Tänzerinnen.) Man liest im Münchener Landboten: „Giebt es zwar in München noch viele Liebhaber des Tanzes, so hat seit einigen Jahren und, was zu wundern ist, auch bei jungen, lebensfrohen Leuten diese Liebhaberei bedeutend abgenommen und man sieht auf Bällen sehr viele junge Männer, welche lieber im Rauchzimmer eine Cigarre rauchen als im Ballsaale irgend eine Schöne mit einem Walzer beglücken." — Also auch kein Tanz mehr!

(Ein neuer Verein.) In Kaufbeuern hat sich neulich ein Verein gegen das zu lange Verweilen der Männer in den Gasthöfen rc. gebildet. Die Gattin eines dortigen Chirurgen hat denselben in's Leben gerufen, dem bereits 48 Bürger beigetreten sind. Dieser neue Verein nennt sich: „Frühnachhausekommungs-Verein."

— Mehrere bedeutende Fabrikanten des Zollvereins haben sich auf der letzten Leipziger Messe das Wort gegeben, statt wie bisher fremde Etiketten auf ihre guten deutschen Fabricate zu machen, künftig zu schreiben: „ächt sächsisch" oder „ächt deutsch" u. s. w., weil sie hoffen, In- und Ausland würden endlich so weit gekommen sein, daß sich der Deutsche seiner Arbeit nicht mehr zu schämen brauche.

— Der ächte Hamburger hat nur Sinn für sein Hamburg, seinen Handel und Gewerbe. Der reiche Handelsherr gilt hier allein, und wer dem Handel in die Hände arbeitet, ist hier Etwas; die Andern sind alle Nichts. Ein Hamburger Karrenschieber sagte seinem Sohne, der sein Glück in der Fremde gesucht hatte, und als stattlicher Officier, geschmückt mit einem halb Dutzend Orden, vor ihn trat: „Geh, Pauli! mit Deiner bunten Jacke, Du könntest jetzt Stangenherr (erster Karrenschieber) sein!"

— Zu Montpellier wurde am 7. Dec. ein Kerl zum Tode verurtheilt, welcher zwei Mordthaten, fünf Mordversuche, 19 Straßenräubereien und 31 Raubversuche und zwar im Verlaufe weniger Jahre begangen hatte.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die Sackpaletots sind immer noch sehr beliebt und zeichnen sich in ihrer neuesten Façon nur durch reichere Broderie und durch weitere Aermel aus. Der Frack hat ein wenig beschränktere Schöße und größere Kragen; die Revers immer noch glatt anliegend. Die Hauptstoffe zu Westenzeugen bleiben immer noch Sammet, Atlas und Cachemire.

Damen-Mode. In dem Schnitte und der Façon der Kleider scheint sich eine kleine Umgestaltung vorzubereiten; es handelt sich nämlich darum, das Leibchen so lang zu machen, daß es die Hüften ganz umfaßt. Wenn dieser Versuch gelingt, wie es den Ansch in hat, so müssen alle Kleider geändert werden, welche die Damen noch tragen wollen. So sahen wir auf einem Balle ein Kleid, von façonnirtem Atlas mit goldenen Knöpfen und Blondengarnitur. Das Leibchen war sehr lang, etwas gesteift, die Aermel drapirt und der Rock an der Seite offen über einem Unterkleide von Atlas. Die meisten anderen Kleider waren in dem Schnitte nach dem bis jetzt noch herrschenden Geschmacke, mit sehr tief, namentlich an Röcken, ausgeschnittenem Leibchen, das meist eine Schneppe bildete und oben doppelte Revers hatte, welche mit Spitzen garnirt waren. Die Aermel waren eng und sehr kurz, oder länger, bis an den Ellenbogen mit Spitzen-Engageanten, oder endlich sehr kurz und künstlich drapirt. Der Ausputz auf dem Rocke war ungemein verschieden; die doppelten, die dreifachen Röcke stehen noch immer sehr in Gunst.

Die Anzüge zum Ausgehen würden höchst gleichförmig sein, wenn die Ueberwürfe nicht wären, welche sich ungemein verschiedenartig zeigen. Der Camail, der Ueberziehrock, der kleine Mantel verhüllen das Kleid, sonst würde man nichts als glatte Leibchen und enge Aermel sehen. Die Aermelfrage ist noch immer streitig; die Bauschärmel, geschmacklosen Andenkens, sind nach ihrer Herrschaft nie so geschmäht worden, als die engen Aermel geschmäht werden, die im Ganzen doch bequem sind und sehr gut aussehen.

Die sehr großen Pelerinen passen nicht zu allen Kleidern, dagegen stehen sie zu manchen Kleidern ganz vortrefflich, nämlich zu Kleidern von Tuch, von Merinos und Tartan. Man darf selbst drei Pelerinen tragen, die erstere reicht dann eine Hand breit tiefer als die Taille, die zweite trifft gerade bis an den Gürtel und die dritte ist dann im Verhältniß wieder kürzer. Ist das Kleid von Tuch oder Merinos, so sieht eine matte Borte am Rande der Pelerine sehr gut aus; ist das Kleid von schottischem Zeuge, so kann ein schmaler Sammetstreifen die Borte ersetzen.

Die Fransen und Troddeln verlieren täglich mehr von der Gunst, die sie erlangt hatten, und man meint, man müsse sie an Vorhängen und Draperien lassen, nicht aber auf die Kleidungsstücke übertragen wollen.

Die Sammethüte werden vorzugsweise mit Federn und bunt ausgeputzt. Die Plüschcapoten sehen mit einem kreuzweis über einander gehenden Bande recht gut aus. Es zeigt sich auch eine neue Form von Zugcapoten; der Kopf wird durch ein gefüttertes Band dicht zusammengezogen und der Schirm ist ebenfalls in kleine ganz gleiche Falten ohne Zwischenräume der ganzen Länge nach gelegt. Namentlich stehen solche Capoten den jungen Mädchen recht gut. Man sieht eine unbeschreibliche Menge von Kopfputzen, ferner Marquisenhäubchen mit einem Blumenbüschel an jeder Seite und Häubchen für junge Frauen, mit einem Querstreifen von farbiger Gaze, die trefflich zu Gesicht stehen.

Die Façon der Kleider hat sich bisher noch nicht geändert und man putzt sie vorn noch immer mit Band, mit Falten, Querstreifen u. s. w. aus.

In verschwenderischer Menge werden die Spitzen verbraucht auf Ballkleidern und zwar unten herum, vorn herauf, am Leibchen und an den Aermeln. Auch als Volants verwendet man sie auf Kleidern von reichen Stoffen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 5. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 6. (Sonnabend, den 4. Februar.) **1843.**

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Vierter Jahrgang. **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Probepredigt *).

Erzählung von Gustav Nieritz.

Am Freitage vor dem Sonntage Oculi des Jahres 1785 befand sich ein nicht mehr ganz junger Mann in dem niedern Stübchen eines unansehnlichen Häuschens, welches in der Abendstraße der Sudenburg, einer Vorstadt Magdeburgs, gelegen war, unter der Scheere. Wie Simsons Haupthaar unter den Händen der treulosen Delila, also fiel auch das blonde des besagten Mannes unter dem Schneidewerkzeuge einer Frau, die zwar weder an Jugend noch an Schönheit einer Delila ähnelte. Sie war eine hohe Fünfzigerin und ihr blasses Gesicht mit nicht wenigen Kummerfalten gezeichnet. Außerdem befanden sich noch fünf jüngere Personen in dem Stübchen, welche sich mit Instandsetzung von männlichen Bekleidungsgegenständen beschäftigten. Christel legte einen Busenstreifen in zierliche Fältchen; Hannchen plättete die nur erst an dem Ofen getrockneten Manschetten; Elise stopfte einige kleine Oeffnungen in einem Paare baumwollener schwarzer Strümpfe zu; Röschen putzte zwei große Zinkschnallen mit Branntwein und Trippel, und Volkmar ein Schuhpaar mit einer Composition von Ruß, Seife und Bieressig blank. Auf dem hölzernen Gange aber draußen bleuten Theobalds eifrige Fäuste einen schwarzen Anzug durch, an welchem nur Fäden, jedoch keine Wolle mehr zu sehen waren. Bereits prangten zwei gesteifte, kleinen Tonnen ähnelnde Locken an den Schläfen des jungen Mannes. Eben sollten dessen Hinterhaupthaare in einen schwarz gewesenen, nun vergilbten Beutel geborgen werden, als er das Schweigen brach. „Zum vier und dreißigsten Male" — hub er seufzend an — „halte ich nun an. Gerade so vielmal, als ich Jahre alt bin."

„Das ist eine gute Vorbedeutung" — erwiederte die Mutter, richtete aber dabei den Blick in Thränen auf gen Himmel.

„Meinen Sie, liebe Mutter?" antwortete der Candidat des heiligen Predigtamtes. „Ich glaube vielmehr, daß ich zu den vielen abschlägigen Antworten noch eine mehr bekommen werde."

„Das kann — das darf nicht geschehn!" eiferte die Haarkünstlerin. — „Keinen Gott im Himmel müßte es mehr geben, wenn Deine aufopfernde Liebe und Treue für mich und diese Waisen nicht endlich belohnt würden. Ja, Gott muß Dir lohnen, was Du an uns thust und bereits gethan hast. Zehn ganze, lange Jahre schon hast Du mit Verleugnung Deiner Gesundheit und —".

„O still, liebe Mutter!" bat der Candidat — „Gott widerstehet dem Haffärtigen und nur dem Demüthigen gibt er Gnade. Nichts als ein unnützer Knecht bin ich, und wenn ich meine, Alles gethan zu haben, so war es blos meine Schuldigkeit."

*) Aus dem Hessenboten.

Digitized by Google

Endlich war der Anputz vollendet. Aermlich, aber reinlich kleidete er den jungen Mann, den die körperliche Fülle eben nicht drückte. Als er von seiner Mutter Abschied nahm, fiel ihm diese bewegt um den Hals. „Deinen Ausgang segne Gott" — sprach sie sanft weinend. Und die sechs Kinder, die verwaiseten, welche der Bruder seines Vaters hinterlassen hatte, umringten ihren Ernährer, reichten ihm die Hand und sprachen andächtig nach: „Herr Vetter, Ihren Ausgang segne Gott."

Der Candidat ging, mit dem Ausdrucke eines schmerzlichen Lächelns auf dem blassen Gesichte. Nach fünf Minuten trat er in ein anderes Stübchen, das an Beschränktheit dem seinigen nicht nachstand. Die ältliche Frau, welche ihm hier zuerst aufstieß, empfing ihn mit dem Ausdrucke der Verwunderung: „Ei, Herr Magister! so zeitig und schon so geputzt?"

Bei diesen Worten erhub sich rasch eine Jungfrau von etwa 26 Jahren, die in emsiger Arbeit an einem Stickrahmen gesessen hatte. „Du hier, mein Karl!" — rief sie freudig — „zu so ungewöhnlicher Stunde?"

„Besieh mich doch, liebe Johanna!" bat der Candidat eilig — „ob ich etwa einen Schmutzfleck im Gesichte, oder ein Loch in den Strümpfen, oder eine aufgeplatzte Naht an mir trage. Jedermann, der mir begegnet, beschaut mich mit sonderbarem Blicke von oben bis unten, lächelt und bleibt wol gar kopfschüttelnd stehen. Gern wäre ich deshalb sofort wieder heimgekehrt, wenn dies nicht eine üble Vorbedeutung hätte."

„Ich sehe nichts an Dir" — betheuerte Johanna, den Geliebten von allen Seiten musternd. „Nur schöne, rothe Bäckchen hast Du heute, die Dir ganz allerliebst stehen."

„Das macht die Scham" — versetzte der Candidat, der sich jetzt zum Gehen anschickte. „Halt mich nicht auf, meine Johanna! Ich will wieder einmal die Runde machen und um die Frühpredigerstelle in der Domkirche anhalten."

„Amen!" sprach die Jungfrau andächtig.

„Nicht wahr, Du hast die ewige Brautschaft längst schon satt?" fragte der Candidat etwas bitter. „Diene ich — wie Jacob um Rahel — nicht bereits sieben Jahre um Dich? Nicht verdenken kann ich es Dir, wenn Du endlich das verstickte und verstrickte Leben satt bekömmst."

„Schäme Dich, Karl, also zu sprechen" — schalt Johanna. „Deinetwegen nur wünsche ich einen glücklichen Erfolg Deines Vorhabens. Du reibst Dich noch auf, bleibst Du länger in Deinem Joche."

„Und Du stickst Dich noch auf" — erwiederte jener und ging nach genommenem Abschiedskusse.

„Der Herr Magister Sonntag wünscht den Herrn Rathsmann zu sprechen" — meldete nach zwei Stunden eine Magd ihrem Herrn, welcher nebst einem Andern bei einem guten Frühstücke saß. „Sag ihm, er solle sich ein wenig gedulden" — versetzte der Rathsmann, indem er seinem Gaste das Weinglas wieder füllte. „Ein Nebenbuhler von Ihnen" — fuhr er lächelnd fort — „doch nur von der Frühpredigerstelle und nicht von meiner Tochter. Er ist ein armer Schlucker, ein Rennthier und Hungerleider, der sich mit einer Stickermamsell seit Jahren schleppt und nebenbei eine Mutter und sechs fremde Kinder zu erhalten hat. Wenn wir den Menschen ja zur Probe lassen, so geschieht es nur, damit Ihnen die Stelle desto gewisser zu Theil werde. Denselben auszustechen dürfte Ihnen nicht schwer fallen, wovon Sie sich sogleich selbst überzeugen können; überdies, so oft er schon gepredigt hat, ist er in der Regel stecken geblieben."

Der Rathsmann und der Bewerber um die Frühpredigerstelle, welcher mit seiner ansehnlichen Gestalt und seinen hochrothen Pausbacken den draußen harrenden Candidaten allerdings in den Hintergrund stellte, fuhren noch geraume Zeit fort, ihre Eßlust zu stillen und ihre Köpfe durch den Geist des Weins zu erleuchten, bevor dem geduldigen Magister die Erlaubniß zum Eintritte ertheilt wurde. Nachdem derselbe in aller Demuth sein Gesuch vorgebracht und dasselbe mit mancherlei Gründen zu bevorworten gesucht hatte, ward ihm die übliche, leidige Tröstung zu Theil, wobei sich der Bittstellende von seinem Nebenbuhler mit den Augen fast durchbohrt sah. Trocknen Mundes und zweifelnden Herzens verließ endlich der arme Candidat den Rathsmann, um andern Ortes seine Bewerbung unermüdlich zu wiederholen, eine Zeitverplitterung, welche er, den daraus entstehenden Ausfall am täglichen Brote zu decken, durch eine Nachtwache wieder ersetzen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Georgina.

Miß Georgina Rearton, die Tochter eines verarmten Kaufmannes, zog trotz ihrer mehr als bescheidenen Kleidung durch ihre seltene Schönheit die Blicke der gesammten vornehmen Herrenwelt in London auf sich, besonders die des Sir Heinrich B., der, um die Tochter

Digitized by Google

zu gewinnen, dem Vater Geld zur Eröffnung eines neuen Geschäftes vorzuschießen sich erbot. Leider starb der schon bejahrte Mann bald; Georgina stand arm und schutzlos in der Welt und hatte nichts als die Liebe Heinrichs, der ihr feierlich gelobte, nach Ablauf ihrer Trauerzeit sie zu heirathen, so daß sie ihn bereits für ihren Gatten ansah. Die Trauerzeit verging indeß und Heinrich sprach nicht mehr von der Heirath. Er kam seltener und immer seltener, wurde kälter und immer kälter und erklärte endlich brieflich, daß er aus Familienrücksichten sich genöthigt sehe, das Verhältniß mit ihr abzubrechen. In dem Briefe befand sich eine ansehnliche Geldsumme in Banknoten, die aber das Mädchen in ihrem grenzenlosen Schmerze nicht beachtete. Der Diener, welcher sah, daß Georgina das Geld nicht berücksichtigte, steckte dasselbe zu sich, während das Mädchen halb ohnmächtig auf einen Stuhl sank. Sie kämpfte eine lange Zeit mit der größten Armuth und fühlte sich oft versucht, ihrem Leben ein Ende zu machen. Eines Abends, als sie in solchen trüben Gedanken an der Themse auf und ab ging, begegnete sie dem Diener Heinrichs, der sie fragte, ob sie seinen Herrn nicht noch einmal sehen wollte. Die Antwort Georgina's läßt sich leicht errathen und Tom, der Diener, versprach, sie am nächsten Abende an einen gewissen Ort im Wagen abzuholen. Er hielt Wort und brachte das Mädchen in ein verdächtig aussehendes Haus, in welchem Männer und Mädchen tranken und sangen und endlich ein Höllenlärm und eine Schlägerei entstand, der die Polizei ein Ende machte, welche alle Mädchen, darunter auch die ohnmächtige Georgina, fortbrachte. Aller Betheuerungen ungeachtet wurde die Unglückliche nebst den Andern zur Deportation verurtheilt und auf ein Schiff, die Amphitrite, gebracht, welche mehrere hundert Mädchen von schlechtem Rufe nach Neu-Süd-Wales tragen sollte.

Heinrich befand sich während dieser Zeit im Seebade zu Boulogne. Eines Tages in einem entsetzlichen Sturme erkannte man von da aus ein großes Schiff, das vergebens mit dem Winde und den Wogen kämpfte und endlich ganz in der Nähe des Badeplatzes unterging. Alles am Strande beeilte sich, von den Schiffbrüchigen so viele als möglich zu retten. Vergebens; schon wurde es Nacht, schon warfen die Wogen Leichen an den Strand, meist todte Frauen; nur zwei Matrosen retteten sich auf einem Brete und durch sie erfuhr man, daß das verunglückte Schiff die Amphitrite sei. Heinrich war Einer der Eifrigsten unter den Rettenden und brachte auch glücklich ein Mädchen auf's Land, das noch zu leben schien. Man eilte mit Laternen hinzu und als Heinrich im Lichte derselben die Züge der Geretteten sehen konnte, sank er erschüttert neben ihr auf die Knie nieder. Ein Arzt öffnete der Unglücklichen sofort eine Ader, aus welcher schwarzes Blut quoll; Reibungen mit Aether erweckten wieder einige Wärme in ihr; die Unglückliche schlug die Augen auf, — aber nur, um sie nach wenigen Secunden für immer zu schließen. —

Die so schöne Schiffbrüchige, die in Heinrichs Armen starb, war Georgina.

Der Conscribirte.

Im Jahre 1813, als von Seiten Napoleons die letzten Truppenaushebungen stattfanden, die mit einer Strenge bewerkstelligt wurden, welche vielleicht die erste Veranlassung zu seinem Sturze war, weigerte sich der Sohn eines armen Landmannes in einem kleinen Orte, in dem kaiserlichen Heere zu dienen, weshalb er aus seiner Heimath entfloh. Nachdem die erste Aufforderung nutzlos blieb, wurden gegen die Aeltern des Entflohenen die schärfsten Maßregeln ergriffen; endlich ließ der Präfect, überdrüssig, daß die Sache keinen Erfolg hatte, eines Morgens den Vater des Flüchtlings zu sich berufen. Der Landmann erschien gebührendermaßen in der Präfectur, wo zuvörderst der Secretair, dann der Präfect selbst alle ihre Beredtsamkeit verwandten, den Vater des Delinquenten für das Interesse des Kaisers zu gewinnen, und von ihm herauszubringen, wohin sein Sohn sich geflüchtet hatte. Alle ihre Bemühungen blieben indeß fruchtlos, der Landmann konnte mit einer Auster verglichen werden, welche, so wie man sie berührt, ihre Schale schließt und ihr Inneres verbirgt. Von Ueberredungen gingen der Secretair und der Präfect zu Drohungen über.

„Wir werden Euch schon zwingen, Euren Sohn zu liefern," sprach der Erstere.

„Es wäre mir selbst lieb, wenn ich wüßte, wo er wäre, mein Herr," antwortete der Bauer.

„Ich muß ihn haben, sage ich Euch, todt oder lebendig," tobte der Präfect.

Der Vater kehrte voll Verzweiflung in seine Wohnung zurück, denn er wußte in der That nicht, wo sein Sohn sich befand. Er sah voraus, was sein Schicksal sein würde. Und wirklich erblickte er am andern Morgen, als er sich gerade auf seinen Acker begeben wollte, einen Gensd'armen, welcher längs der Hecke daher gesprengt

Digitized by Google

kam und von dem Präfecten beordert war, bei ihm in Quartier zu liegen, bis sein flüchtiger Sohn gestellt worden sei. Der arme Mann war nun genöthigt, den Gensd'armen zu ernähren und zu kleiden, wie auch den Unterhalt seines Pferdes zu bestreiten; und so gab er, um dies bewerkstelligen zu können, nach und nach den ganzen kleinen Sparpfennig weg, den er durch jahrelange, mühselige Arbeit sich erübrigt hatte; dann verkaufte er das goldene Kreuz und die silbernen Ohrgehänge seiner Frau, und als auch das Geld dafür aufgezehrt war, veräußerte er endlich seinen Acker, ja sogar sein Haus.

Bevor das Letztere und das kleine dazu gehörige Land verkauft wurde, fand zwischen Mann und Weib ein ernster Streit statt; er beschuldigte sie, daß sie wisse, wo ihr Sohn sich verborgen halte. Der Gensd'arme war genöthigt, sich ins Mittel zu legen, denn der verzweifelnde Bauer hatte bereits einen seiner schweren Holzschuhe erfaßt, um denselben seinem Weibe an den Kopf zu schleudern.

Von diesem Tage an sandte der Gens'darme, welcher mit dem Unglück der armen Leute Mitleid fühlte, sein Pferd auf die Gemeindewiese, um dort zu grasen. Einige Nachbarn traten zusammen, um für Hafer und Stroh zu sorgen, er bestritt die Kosten für seinen Unterhalt fast täglich aus seinem eigenen Beutel, ja er sorgte sogar für die Bedürfnisse der armen Familie. Der unglückliche Bauer hatte gedroht, sich aufhängen zu wollen.

Endlich, als es eines Morgens an Holz fehlte, um das Mittagsessen für den Gensd'armen zu kochen, begab sich der Vater des Delinquenten frühzeitig in einen benachbarten Forst, um dort die den Bäumen entfallenen dürren Zweige aufzulesen. Als er Abends heimkehrte, gewahrte er in einem Sumpfe einen dunklen festen Körper, und bemerkte, als er näher kam, den Leichnam seines entflohenen Sohnes. Er war allem Anscheine nach vor Hunger gestorben, denn zwischen seinen Lippen befanden sich noch Gras und Kräuter, durch die sich zu sättigen er wahrscheinlich versucht hatte.

Der Bauer lud den Leichnam auf seine Schultern, und trug ihn, ohne ihn Jemand zu zeigen und ohne ein Wort zu sprechen, drei Stunden weit. In der Präfectur angelangt, fragte er nach dem Präfecten, und als er hörte, daß derselbe sich auf einem Ball befand, wartete er auf seine Rückkehr. Als der Präfect Morgens um zwei Uhr heimkehrte, fand er den Bauer vor seiner Thür.

Sie haben meinen Sohn verlangt, Herr Präfect, hier bringe ich ihn," rief er. So sprechend warf er ihm den Leichnam vor die Füße und entfloh.

Der unglückliche Bauer und sein armes Weib durchzogen fortan als Bettler das Land.

Laurette
oder
das rothe Siegel.
(Fortsetzung.)

Einst, als sie wieder so zusammen saßen, sagte ich zu ihnen: „Kinder, wisset Ihr was, so bilden wir eine recht nette Familie; ich will Euch nicht ausforschen, aber wahrscheinlich habt Ihr so wenig Geld, daß Ihr nicht wisset, wovon leben; mit schweren Arbeiten könnet Ihr Euch auch nicht ernähren, dazu seid Ihr zu zart und schwächlich, aber ich habe mir etwas gespart, ich würde es gern mit Euch theilen, meine Brigg verlassen, und mit Euch gemeinschaftlich leben, gewiß, es langt zu. Ich bin ja so ganz verlassen auf der Welt, das kränkt mich, und wenn Ihr mich liebt, wie ich glaube, so lasset Ihr Euch gewiß den gutgemeinten Vorschlag gefallen. Wir brauchen nicht Alles, und ich vermache Euch Alles, wenn ich einmal, wie man sich vornehm ausdrückt, das Zeitliche segne."

Sie sahen sich einander an, als ob sie an der Wahrheit meiner Worte zweifelten. Die Kleine warf sich weinend an den Hals ihres Mannes; dieser drückte sie fest an sich und setzte sie auf seinen Schooß. Sie sprachen nun leise mit einander. Ach, ihr schönes Haar fiel in Locken auf ihren blendendweißen Nacken; das gute, hübsche Kind! Der junge Mann küßte ihr, der fortwährend Weinenden, von Zeit zu Zeit die Stirn; das schmerzte mich in der Seele. — „Gefällt Euch mein Vorschlag?" fragte ich endlich.

„Aber, Kapitän" — sagte der Mann — Sie sind sehr gut, aber Sie werden nicht mit Verbannten leben, und...." er schlug schweigend die Augen nieder.

„Ich?" — sagte ich — „ich weiß zwar nicht, was Sie verbrochen haben, aber viel ist es gewiß nicht, Sie armer Unschuldiger, ich sehe es Ihnen an. Ich habe gewiß schon mehr verbrochen. Aber so lange Sie unter meinem Kommando leben und ich unter Admirals-Kommando, drehe ich Ihnen, wenn es befohlen wird, zum Beispiel, den Kopf um, wie einer Taube. Anders, wenn ich die Brigg verlasse."

„Ich glaube nur," erwiederte er kopfschüttelnd — „es möchte für Sie gefährlich sein, wenn Sie uns zu kennen scheinen. Ach! ich habe oft gar schlechte Minu-

Digitized by Google

ten! Wenn ich an die Zukunft denke, wenn ich an die arme Laura denke! Ach Gott, was soll aus diesem armen Kinde werden?" — Er drückte sie fest an sich. — „Nicht wahr, mein Kind," — fuhr er fort — „so war es Recht, daß ich es dem Kapitän gesagt?"

Ich stand auf, nahm meine Pfeife, denn ich fühlte meine Augen naß werden, und das schickte sich nicht für mich. Auch er unterdrückte Thränen. Sie erhob sich mit ganz verweintem Gesichte.

„Sie denken ja gar nicht mehr an den Brief" — sagte sie zu mir. — Das fuhr mir wie ein Blitz durch den Kopf, denn hatten wir die Linie passirt, so hätte ich mich in's Meer stürzen müssen, denn das Directorium spaßt nicht bei dem Worte „Gehorsam." Aber ich hielt noch gleichen Schritt, denn wir hatten noch eine volle Woche Zeit.

Wir sahen dann alle Drei zugleich auf den verdammten, rothgesiegelten Brief, mir wurde es schwarz vor den Augen.

Mir ward fast unheimlich zu Muthe, als die untergehende Sonne, welche ihre letzten Strahlen auf diesen Brief warf, alle drei Siegel fast wie Blutflecken malte.

Meine beiden Liebenden gingen auf das Verdeck und ließen mich mit dem unheimlichen Briefe allein. Endlich ging ich auch zu ihnen auf das Verdeck. Es war eine herrliche Nacht, die schönste meines ganzen Lebens, auf Ehre. Ich stellte Betrachtungen mit mir selbst an über Dies und Jenes, und war froh, von Niemand unterbrochen zu werden. Als ich so die Augen über das Verdeck hingleiten ließ, gewahrte ich durch eine kleine Ritze Licht; diese Wahrnehmung würde mich, — da ich jedem Passagier streng untersagt hatte, Licht in seiner Kajüte zu haben — gewiß in große Hitze gebracht haben, allein, da es bei meinen lieben Deportirten war, blieb ich ruhig, bückte mich ganz tief, um durch die Ritze hindurch zu sehen.

Die junge Frau lag auf den Knien und betete ihren Abendsegen. Ach, welch engelreine, reizende Gestalt! Ihr Mann saß auf einer Tonne, den Kopf auf die Arme gestützt und sah ihr zu. Sie erhob ihr Antlitz, wie gen Himmel, und ich sah ihre großen blauen Augen, welche wie der heil. Magdalene mit Thränen gefüllt waren. Während sie betete, erfaßte er in der Stille ihr langes Haar und küßte es unbemerkt. Nach Beendigung des Gebetes machte sie das Zeichen des Kreuzes; er ebenfalls, aber so, als ob er sich schäme. Für einen Mann ist es auch sonderbar. Sie begab sich zur Ruhe, er blieb in seiner früheren Stellung. Endlich sagte sie: „Nun, lieber Freund, noch nicht schläfrig?"

Nach einer langen Pause sagte er endlich: „Ach, theure Laura! je näher wir Amerika kommen, desto ängstlicher wird mir! Gewiß, die Zeit unserer Ueberfahrt ist die glücklichste meines Lebens!"

„So kommt es mir auch vor" — sagte sie darauf — „ich wollte, wir kämen gar nicht an."

„Und doch seufzest Du immer weinend zu Gott, das kränkt mich! Aus einem Paradiese habe ich Dich Engel gerissen, um Dich vielleicht — — in eine Hölle zu schleppen!"

„Glaubst Du so wenig an meine Liebe?" — sagte sie darauf mit sanfter Stimme — „kenne ich etwa nicht die Pflichten einer Frau, weil ich erst siebenzehn Jahre zähle? Muß nicht eine Frau Freude und Leid mit ihrem Manne theilen? Thue ich dies etwa verdrossen? Ich begreife daher nicht, warum Du nicht aufhörst, mein Herz mit Deinen Zweifeln zu beängstigen. Bei Dir habe ich den Himmel, dort hatte ich die Hölle!"

Der junge Mann seufzte tief auf und küßte mit Herzlichkeit die ihm dargebotene Rechte seiner kleinen Frau. Diese streichelte darauf mit ihrem Alabasterhändchen dem jungen Manne beruhigend die Stirn und trocknete seine feuchten Augen mit ihren wie ein Tuch zusammengerollten Haaren.

„Wir werden" — sagte sie hierauf — „wie Paul und Virginie Pflanzungen anlegen, ich werde Unterricht im Zeichnen und in der Musik geben und Du, mein Engel, Du lehrest die Wilden schreiben, nicht wahr?"

Bei dem Worte „schreiben" ballte er krampfhaft seine Rechte zusammen und sagte zerknirscht: „O warum lernte ich schreiben? Nur die Thoren schreiben! Ich glaubte ihrer Preßfreiheit; o ich Thor! O warum schrieb ich jene fünf oder sechs elenden Verse, die mein Unglück zur Folge haben! Mir geschieht schon Recht! Aber was hast Du guter Engel Böses verbrochen? Kaum vor vier Tagen meine Frau geworden, trifft Dich das herbe Geschick, vom Vaterlande verbannt zu werden und ich, ich allein bin Schuld daran! O! das schmerzt mich tief!"

Sie verbarg ihr Gesicht unter die Decke, ich sah ihre Thränen von oben, er konnte sie nicht sehen. Schnell trocknete sie dieselben und sah wieder, um ihn aufzuheitern, mit lächelndem Antlitz hervor. Das war eine Frau! Sie war zu gut für diese Erde!

„Sind wir nicht reich?" — sagte sie scherzend nach einer Pause — „da siehe, ich habe ja noch einen Louis d'or; und Du?"

Er lachte auch wieder. Die guten Kinder!

Nun kamen sie auf mich zu sprechen, auf meine

Digitized by Google

Güte gegen sie und Gott weiß, auf was Alles, daß ich ganz weich wurde; ich stampfte, um dem Gespräche ein Ende zu machen, mit dem Fuße auf und gebot, das Licht auszulöschen. Schnell geschah es; ich hörte sie aber noch lange heimlich mit einander plaudern. Nun merkte ich wohl, daß er einem der fünf Directoren mochte ein wenig auf das Füßchen getreten sein, daß aber vielleicht ein Anderer mir den jungen Mann auf die Seele gebunden haben mochte. Doch ward ich wieder unruhig, als ich in meiner Kajüte beim Lampenlichte die drei großen Siegel sah. Ich konnte mir meine Gemüthsstimmung gar nicht erklären. Ich hängte meinen Mantel darüber und wir Alle dachten nicht mehr daran. So verging die Zeit unter fröhlichen Scherzen, die schönste Zeit meines armen Lebens!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multipliciren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit steht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann Jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnöthigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es, und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen, in dreißig Jahren 10,950 Groschen. Facit 456 Thlr. 6 gGr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein Anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multiplicirt sich in einem Jahre zu 730 Stunden und in dreißig Jahren zu 21,900 Stunden. Facit 612 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr, als 456¼ Thlr., wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen, oder 10,800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte Jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahr wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

— Zweien Herren, die in einem schönen, mit stolzen Pferden bespannten Wagen saßen, begegnet ein bescheidner Fußgänger und kann sich nicht enthalten, die herrlichen Thiere zu betrachten und still zu bewundern, so daß er von den Herren, die ihm obendrein unbekannt sind, die geringste Notiz zu nehmen vergißt. Dies nehmen die Herren sehr übel und lassen den Reisenden deshalb grob an, indem sie sich sogar nicht schämen, ihn zu fragen, warum er sie nicht beachte. Anfangs etwas betroffen über ihr unhöfliches Benehmen, faßt er sich jedoch schnell und gibt ihnen zur Antwort: „Weil ich die Pferde lieber sehe als die Esel." Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

(Trauer.) Kürzlich besorgte sich ein reicher Irländer, welcher Wittwer geworden war, mehrere Tonnen Dinte, um am Sterbelager der geliebten Gattin in seinem schönen Parke das Wasser der Springbrunnen schwarz zu färben.

(Corbeil.) Hier fiel vor einiger Zeit ein Unglück erheiternder Art vor. Ein Pole wurde von einer im schnellsten Galopp vorüberjagenden Diligence überfahren. Auf sein jammervolles Hilfsgeschrei eilt sogleich eine Menge herbei, der entsetzte Conducteur springt vom Wagen, man trägt ihn in ein benachbartes Haus, und ein Arzt, gleichfalls ein Pole und ein Freund des unglücklichen Opfers, ist glücklicher Weise bei der Hand, um dem Verwundeten beizustehen. — Sechs Wochen wurde diesem im einsamsten Krankenzimmer die größte Pflege gewidmet; nach dieser Zeit forderte er von der Administration der Diligencen einen Schadenersatz von 20,000 Franken für sein abgenommenes Bein, oder bedrohte sie mit einem kostspieligen Processe. — Die Administration, um der größeren Bekanntmachung des Unglücks vorzubeugen, bot ihm 10,000 Franken, welche er anzunehmen sich entschloß. Und er that wohl daran. Denn das verlorene Bein, welches sein leibeigenes bereits nach der Schlacht bei Praga ersetzt hatte, war von Holz und ungefähr 6 Franken werth. Ein neues zu diesem Preise anzuschaffen, hielt nicht schwer, und so blieb ihm von dieser glücklichen Unglücksspekulation ein kleiner Rest von 9994 Franken, wofür er, wie man sagt, mehrere Actien zur Diligencen-Entreprise von Lafitte & Caillard erstanden. (Ulmer Schnellpost.)

(Stöcke aus Leder.) Man macht jetzt in Stockholm Stöcke aus gepreßtem Leder. Sie sind so fest wie die aus spanischem Rohr, werden äußerst elegant beschlagen, und wer nicht weiß, aus was sie bestehen, wird es nur entdecken, wenn er den Stock spaltet.

— Die durchschnittliche Tiefe der See, sagt ein englisches Journal, ist von vier zu fünf englischen Meilen. Wenn die in dieser befindlichen Wasser sich nur um ein Viertheil vermehrten, so würden sie die ganze Erde überströmen, mit Ausnahme einiger Hochgebirge. Wenn die Wassermasse des Oceans nur um ein Achttheil stiege, so würden schon beträchtliche Strecken des gegenwärtigen Festlandes aufhören Land zu sein, und die Jahreszeiten auf der ganzen Erdoberfläche eine Veränderung erleiden. Die Ausdünstung würde sich so gewaltig mehren, daß es unaufhörlich regnen würde, und diese Regengüsse würden die ganze Vegetation zerstören. Wollte man im Gegentheil annehmen, daß sich die Wassermasse des Oceans um ein gleiches Quantum verminderte, so würden der Maranhon, der Mississippi, diese Meere unter den Flüssen, zu unbeträchtlichen Bächen werden; die kleinern Gewässer würden ganz verschwinden; die Atmosphäre

Digitized by Google

würde ihr nöthiges Bedürfniß von Feuchtigkeit nicht mehr aufbringen; die ganze Natur würde eine Einöde und Wüste werden; die Vögel würden, unfähig, sich auf ihrem Gefieder zu erhalten, zur Erde herabfallen; die andern Thiere würden auf dem dürren, lechzenden Boden umkommen, und der Mensch selbst, das Meisterstück der Schöpfung, würde verdorren und verschmachten wie das Gras zu seinen Füßen.

— Gleich nach dem Friedensschlusse wurde zum Troste der Unterthanen öffentlich angeschlagen, daß der Staat bemüht sein werde, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen. — Wenige Wochen darauf wurde eine neue Steuer ausgeschrieben. Ein Landmann raisonnirte fürchterlich. Ein anderer tröstete ihn mit den Worten: „Esel, sie müssen uns ja erst ausziehen, damit sie zu den Wunden kommen können.“

(Antrag eines Sclavenhändlers an einen Hamburger Kaufmann.) Ein von einem berüchtigten nordamerikanischen Sclavenhändler an Herrn Heinrich Flindt in Hamburg gerichteter Brief, worin jener die Schamlosigkeit hat, diesen zur Theilnahme an einer Expedition zum Negerhandel aufzufordern, ist von dem Empfänger des Briefes vorzüglich wegen der enormen Vortheile, die dieses schändliche Geschäft abwirft und die dazu anreizen, veröffentlicht. — Diesem Briefe ist nämlich ein Conto über die Unkosten der Expedition und den muthmaßlichen Gewinn angehängt. Die Unkosten für Ankauf eines zur Aufnahme von 250 Negern passenden Schiffes nebst Ausrüstung, Ankauf der zum Austausch gegen Neger geeigneten Waaren, der Gagen an den Kapitän, die Steuerleute und Schiffsmannschaft ꝛc. veranschlagt der Sclavenhändler auf 37,000 Dollars und den geringsten Ertrag per Kopf auf 374 Dollars, also für 250 Neger auf 96,500 Dollars, so daß in einem Zeitraume von etwa 4 Monaten ein reiner Gewinn von 56,500 Dollars erzielt wäre. — Merkwürdig ist in diesem Briefe des Sclavenhändlers noch, daß er von den Negern immer wie von einer Waare redet. Er sagt z. B. 250 Stück Neger und an einer andern Stelle gar 250 Colli. — Habgierige Menschen können wohl durch einen so bedeutenden Vortheil zu einem solchen, alles menschliche Gefühl empörenden Geschäft gereizt werden, und daher ist es sehr gut, daß die zur Unterdrückung des Sclavenhandels vereinten europäischen Mächte die Wegnahme jedes Sclavenschiffes, Befreiung der Neger und harte Strafe für die Unternehmer, für den Kapitän hie und da sogar die Todesstrafe angeordnet worden ist. — Welche Strafe wäre auch hart genug für diesen Auswurf der menschlichen Gesellschaft, wenn man bedenkt, daß sehr häufig die Sclavenschiffe in der Erwartung, daß ein Theil der Neger auf der Reise sterben, nicht Proviant genug am Bord haben, und falls nicht so viele sterben, als erwartet worden, so viele Neger, als nöthig ist, um für die übrigen hinreichenden Proviant zu behalten, über Bord geworfen werden.

(Offenherzigkeit.) Ein armer Bergmann in den besten Jahren, der außer seinem Wochenlohn kein weiteres Einkommen hatte, war in ein Mädchen verliebt und wollte heirathen. Er ging zu dem Berghauptmann, entdeckte diesem sein Vorhaben und bat um den Consens zur Heirath.

Der Berghauptmann, der selbst noch unverheirathet war, suchte ihn von seinem Vorhaben abzubringen, und fragte ihn: „Glaubst Du denn, daß Du eine Frau ernähren kannst? Wie hoch stehst Du Dich denn des Jahres?“

„Herr Berghauptmann,“ antwortete der Heirathslustige, „das Jahr ist lang, und ich kann es nicht gleich genau sagen, wie viel ich in einem Jahre verdiene. Aber das weiß ich, daß ich alle 14 Tage, wenn Löhnungstag ist, zwei Thaler erhalte.“

„Höre, mein Sohn, ich will Dir etwas sagen. Ich kenne Jemanden, (er meinte sich selbst) der alle 14 Tage, wenn Löhnungstag ist, wohl fünfzehn Mal zwei Thaler bekommt, und dessen ungeachtet sich nicht getraut, eine Frau zu ernähren. Was sagst Du dazu?“

Der Bergmann schüttelte den Kopf und antwortete: „Herr Berghauptmann, das muß ein rechter Hundsfott sein, der mit so vielem Gelde noch keine Frau zu erhalten sich getraut.“

Lächelnd erwiederte der Berghauptmann: „Nun, weil Du Deiner Sache so gewiß bist, so sollst Du Dein Mädchen heirathen. Ihr mögt sehen, wie ihr fertig werdet!“ — Er setzte sich hin und fertigte den Consens aus.

Das ewige Mißjahr.

Dem ein verschwendrisch Weib beschieden,
Der Arme hat fürwahr,
Auch in der besten Zeit hienieden
Ein theures Jahr.

Guter Grund.

Gewiß, es bleibt doch immer ärgerlich,
Wie unsr're jungen Herrn den Mädchen nahe treten.
D'rum malen viele Mädchen täglich sich
Auf ihr Gesicht ein zartes Schamerröthen.

(Raucher-Höflichkeit.) Zwei Herren in einem Wagen begegnen einem Handwerksburschen, welcher sein Pfeifchen schmauchend des Weges zieht. Der ältere Herr läßt halten und ruft: „Heda! ich sehe, Du rauchst, kannst Du mir nicht Feuer geben?“ — „O ja, Bruder, sehr gern,“ erwiederte der Angeredete, worauf der Herr zornig entgegnete: „Höre Du, ich bin der Amtmann von Sch...!“ Aber ohne sich im mindesten verblüffen zu lassen, antwortete der Handwerksbursche: „Schad't nix, Bruder, wenn Du auch der Amtmann von Sch. bist, ich gebe Dir doch Feuer.“

— Der Urgroßvater eines Löwen, sein Großvater, sein Vater — und sein Sohn werden jetzt in Halle in einer Menagerie gezeigt. Auch wird seine Gattin — und seine Geliebte vorgestellt. Gattin und Geliebte aber in abgesonderten Käfichen, weil, wie Herr Bellot, der Menageriebesitzer, behauptet, „die aus Eifersucht entstandenen ärgerlichen Auftritte zwischen Madam und Mamsell in einem Behältniß die größten Bedenklichkeiten erzeugt hätten!“

— In Ulm kündigt sich ein Herkules mit den Worten an: Ich besitze die größte menschliche Leibesstärke, die je erlebt wurde. Ich lasse mich von 100 Menschen mit Knütteln anfallen und besiege alle; ich breche den stärksten Eichenbalken an jeder beliebigen Stelle entzwei; ich stampfe auf dem festesten Boden ein 6 Schuh tiefes Loch in die Erde; ich halte einen von 6 Pferden gezogenen Wagen bei den Hinterrädern in seinem Laufe auf; ich trete in eine 3 Schuh dicke Mauer eine

Digitized by Google

Oeffnung, und würde selbst eine aus ihrem Laufe abgefeuerte Kanonenkugel zwingen, umzukehren, um rückwärts herauszufahren, wenn mir die Polizei nicht alle diese wahren Kunststücke — verboten hätte. So producire ich nur Gewöhnliches und bitte um Zuspruch. Preis des ersten Platzes 4 Gr.

— Der Fleiß hat unter dem weiblichen Geschlechte so überhand genommen, daß man heutzutage fast gar nicht mehr weiß, ob das Frauenzimmer den Strumpf, oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Gesellschaft bringt, und die Männer erzählen sich gegenseitig: Wir waren gestern 15 Frauen, 15 Männer und 15 Strümpfe beisammen. Kann man aber den Frauen ihren Fleiß wohl verargen, da sie durch das Stricken so mancher Verlegenheit entgehen? Sie können so manches übersehen und überhören, was sie gern übersehen und überhört haben möchten; die 5 Nadeln sind eben so viel Ableiter von Erörterungen und Entfärbungen und eine gefallene Masche ist eine Gelegenheit, aus einer Verlegenheit zu kommen, ein Gespräch fallen zu lassen, und ein neues anzuknüpfen.

(Der deutsche Michel.) Es ist wohl manchem unserer Leser noch unbekannt, auf welche Weise der Deutsche den jetzt so oft erwähnten Beinamen Michel erhalten hat. Der erste Mann, der schlechtweg der deutsche Michel genannt wurde, war Johann Michael Obertraut, ein wackerer Generallieutenant im Dienste des Königs von Dänemark. Er kam den spanischen und kaiserlichen Völkern gar oft dort über den Nacken, und diese pflegten dann immer zu sagen, wenn sie ihren Verlust beklagten, oder von ihrem Schaden sprachen: — Das haben wir dem deutschen Michel zu danken. „Wer hat's gethan?" war die Frage, wenn damals etwas Kühnes geschehen war, und die Antwort war gewöhnlich: „Der deutsche Michel hat's gethan!"

— Vor kurzer Zeit starb in einer englischen Stadt plötzlich ein junges Mädchen von 19 Jahren. Aerzte untersuchten sie und fanden, daß ein großes Blutgefäß gesprungen war, weil sie sich zu fest geschnürt hatte, um eine schlanke Taille zu erhalten. Die Geschwornen erklärten, das Mädchen sei an Koketterie gestorben.

Pariser Modenbericht.

Wir müssen von Balltoiletten sprechen, da man sich mit diesen vorzugsweise beschäftiget. Die leichten Kleider haben bisweilen zwei Röcke, von denen der zweite, tunicaartig, d. h. viel kürzere an jeder Seite offen ist und durch eine Bänderreihe oder durch Spitzenagraffen festgehalten wird. Oft haben diese Kleider jedoch auch nur einen Rock, der dann meist mit einer Blumenguirlande ausgeputzt ist.

Man trägt überhaupt dieses Jahr viele Blumen, namentlich Souvenirs, d. h. Bouquets am Leibchen, die à la jardinière oder zu deutsch aus verschiedenen, oft auch Feldblumen gemacht sind. Diese Blumencoiffüren sind theils von natürlichen, theils von künstlichen Blumen; den Vorzug gibt man den Guirlanden, den Halbkränzen und den Büscheln von leichten Blümchen, die ungefähr bis an das Ohr herabfallen und sich mit den langen englischen Locken vermischen. Junge Mädchen wählen meist eine eine einzige Blume, eine Camelie oder Rose oder ein ganz kleines Bouquet, das tief an der Seite angebracht ist.

Die neuen Kleiderfaçons sind allerliebst. Die Leibchen sind glatt und gesteift; die Stoffkleider, d. h. die Kleider von Atlas, Moire rc., haben Spitzengarnituren und Mancinis von Spitzen, der offene Rock muß natürlich auf ähnliche Weise garnirt sein, während man auf dem Unterkleide, das gewöhnlich von weißem Moire oder Atlas ist, Bandschleifen mit doppelten Schalen anbringt.

Die leichten Kleider haben Draperien mit regelmäßigen Falten; diese Draperien gehen, zusammenlaufend, um die Achsel herum und am Rücken hin. Die Aermel sind ungemein kurz und meist aus kleinen Bauschen geformt. Ist der Arm etwas hager, so verlängert man die Aermel durch Spitzenansatz. Hat das Kleid eine Guirlande oder Bouquets von Blumen, so müssen gleiche Blumen auch auf den Aermeln angebracht werden. Man trägt auch mehrere Volants von gleichen Spitzen, die fast glatt aufgelegt werden, zwei oder höchstens drei. Wenn die Spitzen sehr breit sind, so genügen zwei. Die Röcke sind sehr lang, doch ohne eine Schneppe zu bilden.

Das Haar trägt man etwas höher als bisher; es wird nicht mehr so tief am Nacken festgemacht. Meist hat man Flechten, die entweder künstlich durch einen durchbrochenen Kamm zusammengehalten, oder am Hinterkopfe von Blumen umgeben werden. Vorn am Gesicht hat man englische lange Locken, oder bauschige Haarschaalen.

Die gewöhnlichen Capoten sind von Sammet und gezogen, man putzt sie nur wenig aus und immer mit Sammet; Federn und Blumen sieht man an ihnen nie; die Bindebänder sind von verschiedener Farbe. Häufig haben sie einen Halbschleier von schwarzen Spitzen. Sehr gesucht sind auch die Capoten von wattirtem und gesteppten Atlas, die ein einziges Band um die Schirme herum haben, das hinten am Nacken eine Schleife mit großen Enden bildet.

Die modischen Handschuhe sind buchsbaumgelb. Manche Damen lieben aber die dunkeln Farben; für diese giebt es die Bronce, das Kaffee- und Chocoladenbraun. Die schwarzen Handschuhe gelten durchaus nicht mehr für modisch, außer die Fingerlosen von Sammet, die allerdings sehr schön aussehen.

Beiliegt eine **Carricatur:** Das befreite Deutschland oder Deutschland als einige untheilbare Republik, wozu der Artikel in Nro. 6 der Leipzig-Dresdner Eisenbahn nachzuiesen ist.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 6. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 7. (Sonnabend, den 11. Februar.) 1843.

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Probepredigt.

Erzählung von Gustav Nieritz.
(Fortsetzung.)

Ein Zeitraum von fünf Wochen war vergangen, der Magister Sonntag wirklich zur Probe bestimmt worden, er selbst mit Ausarbeitung seiner Predigt beschäftigt. Tiefe stille Nacht umfing ihn, als er bei dem Schein einer Lampe die letzte Hand an seine Arbeit legte. Die Kinder schliefen längst schon in der anstoßenden Kammer. Nur die Mutter, durch die Sorge um ihren heißgeliebten Sohn munter erhalten, waltete, auf den Socken leise umherschleichend, noch im Stübchen. Eine Tasse voll rauchenden Kaffees in der Hand, stand sie bereits eine geraume Weile hinter dem Stuhl ihres Sohnes, der ihre immer lauter gewagte Bitte zu trinken nicht beachten wollte. Endlich fiel ein heißer Tropfen ihm in den Nacken. Derselbe kam jedoch nicht aus der Tasse, sondern aus dem mütterlichen Auge — ein stilles Dankopfer für seine kindliche Treue. Karl sah auf, und die dargebotene Gabe annehmend, sprach er: „Geben Sie Achtung, liebe Mutter, ich bleibe gewiß wieder stecken."

„Du mußt Dir diesen Gedanken aus dem Sinne schlagen" — versetzte Frau Sonntag — „sonst wird er zur fixen Idee und am Ende zur Wirklichkeit."

„Kann ich denn dafür?" klagte Karl. „Sowie sich meine Augen zum Schlafe schließen, träume ich auf der Kanzel zu stehen. Mitten im Redeflusse unterbricht mich eine Stimme, von den Zuhörern unten ausgehend. Dann stammle ich, das Gedächtniß verläßt mich, und ich bleibe, wie gesagt, stecken. Ja, Mutter, wenn ich übermorgen predige, darf ich weder Sie, noch die Kinder, noch Johanna erblicken; sonst bin ich sogleich aus dem Concepte."

Die Mutter versprach dies und drängte ihren Sohn, sein Lager aufzusuchen.

Der Abend des nächsten Tages begann beinahe zu dämmern, als der Candidat Sonntag nach der Domkirche hinschritt. Das Herz drohte ihm zu zerspringen, so voll war es angsthafter Vorstellungen. Er begriff nicht, wie die Leute so ruhig auf dem Domplatze mit einander verkehren, wie zwei Reiter ihre Pferde courbettiren lassen und die Aeste der Bäume so ruhig verharren konnten. In ihm tobte der Sturm, und darum sollte es nach seiner Meinung auch außen also sein. An der offenen Seitenpforte harrte seiner der Küster, den der Probeprediger um diese Gefälligkeit gebeten hatte. „Gleich Dir mochte den hier Eingesperrten zu Muthe sein" — sprach er zu sich selbst, durch die hallenden Räume zur Kanzel hinschreitend — „als der grausame Tilly mit seinen Leuten draußen wüthete. Längst sind sie ihrer Angst baar, indeß die Deine wol noch 24 Stunden währen kann." Das hohe Kirchengewölbe, dessen schlanke Pfeiler von der untergehenden Sonne mit einem goldigen Scheine übergossen wurden, im Stillen mit der Kraft seiner Lunge

Digitized by Google

messend, hob sich seine Brust immer mächtiger empor. „Herr Wendel“ — bat er den Küster — „bleiben Sie hier stehen und horchen Sie, ob meine Stimme laut genug tönen wird, um überall verstanden zu werden.“ Unter heiligen Schauern schritt er hierauf die hölzernen Kanzelstufen hinauf. Nachdem der Candidat einen langen Blick auf die leeren Kirchenstühle umhergeworfen hatte, begann er mit voller Stimme: „Meine andächtigen Zuhörer in dem Herrn!“ Hier hielt er inne, als wollte er selbst sich belauschen. Und wirklich gab das Echo der menschenleeren Kirche die Endsilben seiner Worte mit hohlem Schalle zurück. „Haben Sie mich gut verstehen können, Herr Wendel?“ fragte er hinab. Und: „Wendel, endel, del,“ tönte es hier stärker, dort schwächer wieder.

„Sehr gut!“ versetzte der horchende Küster hinaufschreiend — „fast zu laut, Herr Magister!“

„Gister, ister, ster“ — spottete das Echo abermals, und der Candidat redete weiter.

„Lasset, meine andächtigen Zuhörer, den heutigen Sonntag, Misericordia Domini genannt, nicht fruchtlos an Euerm Herzen vorübergehen. Die Barmherzigkeit des Herrn ist's, welche Ihr mit Andacht und Dankbarkeit in Betracht ziehen sollet. Und wisset Ihr nicht, daß Gottes Güte uns zur Buße leitet? Willst Du die Buße noch, die Gott gebeut, verschieben? Nein — noch heute, weil Du lebst und seine Stimme hörest, noch heute schicke Dich, daß Du vom Bösen kehrest.

Wollet Ihr den Leuten zur Zeit der Sündfluth gleichen, welche aßen und tranken, freieten und sich freien ließen, und über welche der Tag des Verderbens schnell hereinbrach? Habet Ihr doch an Euern eignen Vorfahren ein warnendes Beispiel, als der schreckliche Tilly diese Stadt belagerte. Am Morgen des 10. Mai 1631 lachten die Einwohner noch und freueten sich des in Aussicht gestellten Friedens und am Abend desselbigen Tages hatte der Sensenmann 30,000 von ihnen dahin gemähet. Darum, Ihr Mörder, die Ihr Eure Hände in Menschenblut getaucht habt — Ihr Diebe, Meineidigen, Götzendiener — Ihr Säufer und Ehebrecher, Ihr Gottesleugner und Spötter, Ihr bösen Väter, Mütter und Kinder, Ihr Lügner und Verleumder — Alle, Alle, deren Gewissen von Sünden beschwert ist — machet Euch auf und ergreifet die allbarmherzige Hand Eures Gottes, auf daß er Euch erlöse von Eurer Strafe und der Hölle ewiger Pein.“

„Herr Wendel, haben Sie jedes meiner Worte, auch die schwächer gesprochenen, verstanden?“

„Leider Gottes,“ — brummte eine fremde Stimme — „besser, als mir lieb ist.“

Betroffen sah der Candidat hinab. Der Küster war verschwunden. Statt seiner lehnte eine lange Gestalt in blauem Reitermantel mit scharlachrothem Kragen an den Kirchenständen. Als sie bemerkte, daß der Prediger sich anschickte, die Kanzel zu verlassen, rief sie mit unwilligem Tone hinauf: „Fahre der Herr nur in seinem Sermone fort. Es ist nicht fein, den armen Sünder zwischen Thür und Angel stecken zu lassen. Hat der Herr das Höllenfeuer angeschürt, mag er auch zusehen, wie er es wieder auszulöschen vermag.“

Diese Rede war nicht geeignet, den Probeprediger länger auf der Kanzel zu belassen. Als er, unten angelangt, bei dem fremden, langen Manne vorübergehen wollte, hielt ihn dieser mit dem Worten an: „Herr! der Küster wird bald wieder da sein. Er läßt dem Herrn sagen, daß er nur zur Uhr hinauf gestiegen ist. Unterdeß möchte ich gern einige Fragen von Ihm beantwortet haben. Ich bin kein Mann von der neueren Zeit. Deshalb nehme der Herr es mir nicht übel, wenn ich ihn mit Er anrede. Er kann ja eben so zu mir sprechen. Doch zur Sache. Meint Er im Ernste, daß der Tilly dort oben schwarz angeschrieben worden sei, weil er und seine Leute einst hier etwas unglimpflich verfahren haben? Es war ja Krieg und der Tilly handelte blos im Auftrage seines Herrn und Kaisers.“

„Aber nicht im Auftrage desjenigen Herrn“ — versetzte der Candidat — „dessen erstes und größtes Gebot die Liebe ist.“

„Also würde Er den Tilly nicht absolvirt haben, wenn dieser zu Ihm in die Beichte gekommen wäre?“

„Diese Frage kann ich deshalb nicht beantworten, weil ich nicht weiß, ob des Sünders Seelenzustand ein wahrhaft reuevoller und bußfertiger gewesen sei.“

„Ich hätte schon Lust bei ihm in die Beichte zu gehen. Dort sehe ich einen Beichtstuhl. Wie wär's, wenn Er gerade jetzt meine Beichte anhören wollte? Nicht immer verspürt man die Lust dazu und darum muß man dieselbe nie ungenützt vorübergehen lassen.“

„Dies darf ich nicht“ — versetzte der Candidat — „indem ich noch nicht ordinirt bin.“

„Was kümmert mich die menschliche Weihe, wenn Er nur die göttliche empfangen hat? Ich bitt' Ihn, mach' Er keine Umstände weiter.“

Dem frommen Candidaten schauerte es hier. „Nein“ — sprach er ernst — „nur der geweihte Diener des Herrn darf Beichte hören und die Absolution ertheilen. Außerdem würde diese heilige Handlung zum Gespött.“

Digitized by Google

„Ich will Ihm meine Meinung hierüber offen sagen“ — versetzte der Fremde. „Gleich wie der Doctor den menschlichen Leib studirt haben muß, so der Geistliche die Seele, auf daß er sie zu heilen vermag von ihren Fehlern und Sünden. Er ist Candidat des heiligen Predigtamtes, hat demnach die Seele und deren Krankheiten studirt, nur den Doctorhut noch nicht erhalten. Nun bin ich zwar auch kein Doctor oder Arzt. Allein wenn mir Jemand seine Noth klagt, daß ihm nicht wohl sei, so höre ich ihn willig an, suche ihm auch zu rathen, wie ich weiß und kann. Thut dies doch jede alte Frau, deren erfahrener Rath manches Recept eines hochgelehrten Doctors beschämt. Ich will Ihm jetzt meine Seelennoth klagen. Darf Er nicht absolviren, kann Er mir doch wenigstens guten Rath, vielleicht auch Trost verschaffen. Also, nicht länger gezaudert, Herr, oder ich will Ihm zeigen, mit wem Er hier zu thun hat.“

Trotz alles innern Widerstrebens sah der Candidat sich doch gezwungen, dem Unbekannten in den Beichtstuhl zu folgen, welchen Beide nach einer ziemlichen Weile erst wieder verließen.

(Fortsetzung folgt.)

Recept, um in der Welt sein Glück zu machen.

1. Ein modischer Anzug, so viel als möglich auffallend; einige Ringe mit falschen Steinen an den Fingern, die Seitenhaare gelockt und ein wenig parfümirt; das Schnupftuch von Seide und mit dem Zipfel aus dem Sacke hervorguckend; die Halsmasche großartig, die Handschuhe und der Hut stets neu, oder doch neu scheinend. (Ein Stecher an einer Lyoner-Kette im Knopfloche gefangen, kann auch nicht schaden, wenn man die Brillen ignorirt.)

2. Ein Gems- oder Bocksbart gut cultivirt, je wilder, je schöner, eine glimmende Cigarre, um dem Nebenmann den Rauchqualm mit Grazie in's Gesicht zu blasen; eine lederne gepreßte Brieftasche, welche einen reichlichen Gehalt ahnen läßt; eine Hand voll Silberstücke (am besten neu), die man gelegentlich aus der Tasche zieht, um mühselig einiges Kupfergeld daraus auszufischen. (Sollte sich ein Goldstück dabei befinden, um so besser.)

3. Ein nichtssagendes und doch viel versprechendes Lächeln, ein häufiges Greifen mit der Hand an den Mund, um die Ringe sehen zu lassen; das Vorspreitzen eines der wattirten Füße, um den mit Sonnenglanzwichs geputzten Halbstiefel zu zeigen; das Spielen mit einer packfongenen ciselirten Schnupftabakdose zwischen den Fingern.

4. Das kurze Absprechen bei einer fremden Behauptung oder ein vornehmes Ignoriren derselben mit sarkastischem Lächeln begleitet; das Auskramen von Wissenschaften in der Oberfläche; Hindeutungen, daß man große und einflußreiche Connexionen habe, bedeutende erworbene oder verlorene Summen für ein Bagatell erklärend.

5. Das Schmeicheln bei dem schönen Geschlechte, vorzüglich bei älteren Personen; das Einstimmen, wenn diese ihre Bekannten und Freundinnen herunterreißen; das Erzählen scandaleuser Historien, das weibliche Geschlecht betreffend.

6. Ein Bischen Musik, ein Bischen fremde Sprachen, und ein Bischen Declamation. Es ahnen lassen, daß man es mit den Sittengesetzen nicht so genau nehme, und viele weibliche Herzen getäuscht habe, — wenn von Männern und vom Muthe die Rede ist, — bramarbasiren.

7. Mit Gleichgültigkeit eine namhafte Summe im Spiele verlieren; fidel tanzen können; einige auswendig gelernte erhabene Gedanken gelegentlich an den Mann bringen; ruhmredig sein, und verdienstvolle Männer verkleinern.

Da nun der größte Theil der Menschen ist, wie er ist, nicht wie er sein soll, so wird jeder, der dieses mein Recept befolgt, in der Welt gewiß sein Glück machen, und je unverschämter und listiger ein solcher Geck ist, um so größer wird auch der Lohn seiner schönen Verdienste sein.

Abwechslung ergötzt.

„Was ist das, varietas delectat,“ fragte unlängst die Köchin des Advokaten N** in Wien, einen Schreiber desselben.

„Abwechslung ergötzt,“ gab er ihr zur Antwort.

„Ja, ja, das ist wahr,“ replicirte sie hierauf und ihre Augen funkelten ganz freudig. Dies fiel dem Schreiber auf, und er fragte sie um die Ursache dieses freudigen Ausrufes. Da entdeckte sie ihm ganz vertraulich, daß sie gesonnen sei, ihren alten Liebhaber abzudanken, und nach ihrem eigenen Ausdruck mit einem Neuen anzubandeln. Ferner gestand sie ihm, daß sie in dem edlen Briefstyl nicht sonderlich erfahren sei, und bat ihn, ihr gegen ein gutes Honorar zwei Briefe, nämlich einen Ab-

Digitized by Google

sagebrief und einen Einladungsbrief zu schreiben, wobei sie zugleich den Speiseschrank öffnete und ihrem Vertrauten und Secretair ein tüchtiges Stück Rehbraten offerirte, welches derselbe dankbar aus ihren schmalzigen Händen annahm, und welches späterhin auf die Katze geschoben wurde, daß sie es nämlich gefressen habe. Nun begehrte aber der Schreiber, der sich ganz bereitwillig erklärte, die beiden Briefe zu concipiren, von ihr die nöthige Information, und fragte zugleich um die Ursache ihrer plötzlich veränderten Gesinnung. „Wissen Sie, mein lieber Musje Trottelhueber," erwiederte sie, „ich habe gegen meinen ersten Liebhaber gar nicht das Geringste einzuwenden, indem er ein ordentlicher und fleißiger Mensch und auch nicht übel von Person ist, aber ich mag ihn doch nicht mehr, weil — weil — weil ich es eigentlich selbst nicht weiß, warum ich ihn nicht mehr mag." „Nun, wenn es so ist," meinte Musje Trottelhueber, „so ist das eine sehr trifftige Ursache." „Auch ist," referirte sie weiter, „der Andere ein recht scharmanter und artiger Mensch, der mir sehr gut gefällt und mich mit seiner Lieb' ordentlich bombardirt, darum will ich ihn auch nicht länger schmachten lassen." Dieses nahm sich nun der Schreiber zur Notiz, schnupfte eine starke Prise Schwarzen mit Lewante, verfügte sich in die Kanzlei an seinen Schreibtisch und schrieb sodann folgende zwei Briefe, die ich hier im Original mittheile, weil ich Gelegenheit hatte, sie zu lesen. Der Absager lautete folgendermaßen:

Mein lieber Friedrich!

Obwohl das bewußte Verhältniß zwischen uns Beiden schon einige Zeit Statt findet, so ist es mir doch sehr leid, gewisser anderer Verhältnisse wegen, Ihnen sagen zu müssen, daß wir zwei für einander nicht mehr passen, weshalb ich mir Ihre Besuche, so wie alle Aufpassungen von nun an, ein für allemal verbiete.

Ihre

Freundin

Susanna B**.

Der Ansager aber lautete, wie folgt:

Mein lieber Friedrich!

Ich weiß nicht, warum Sie so kindisch sind, und sich gleichsam vor mir fürchten. Ich bin Ihnen recht gut, das wissen Sie ja schon längst, darum kommen Sie nur ungenirt am Sonntag Abends um 7 Uhr, wenn meine Herrschaft im Theater ist, zu mir, wo wir dann ganz ungenirt zusammen plaudern können.

Ihre

Freundin

Susanna B**.

Nun brachte Musje Trottelhueber diese beiden Concepte der Köchin, die ihr besonderes Wohlgefallen darüber äußerte, und sogleich beschloß, sie in's Reine zu schreiben. Dieses geschah und alsobald brachte sie ihrem Secretair die Briefe, damit dieser sie versiegle und die Adressen mache. Allein der Zufall, der zuweilen ein recht durchtriebener Spitzbube ist, wollte, daß er die Briefe verwechselte und über jedem eine unrichtige Adresse schrieb. Dazu kam noch obendrein, daß jeder von den Liebhabern Friedrich hieß, wovon der Eine ein ehrlicher Schlossergeselle, der Andere aber ein der Bartentfernungskunde beflissenes Individuum war. Die Briefe wurden nun durch die Hausmeisterin bestellt, die zum Lohne einen Arm voll 36 Zoll langer Buchen-Scheiter erhielt und die zärtliche Susanna konnte den Sonntag Abend gar nicht erwarten. Sie schmückte sich wie eine Bauernbraut, hatte aus der Speisekammer einen Braten und aus dem Wirthshause einen Guldenwein in Bereitschaft und war voll Sehnsucht und Wonne. Endlich wurde geklingelt, sie hüpfte wie eine Silphide hin zur Thüre, öffnete und — — lag dem Schlosser, ihrem ersten Liebhaber in den Armen. Sie konnte sich vor Schreck und Erstaunen kaum fassen, endlich öffneten sich ihre holden Lippen und sie frug ihren Adonis ganz schnippisch, was er wolle. „Aber Suserl," antwortete er treuherzig, „was fragst denn so kurios, hast mich denn nicht bestellt, ist das nicht Deine Schrift? (hier zeigte er ihr den Brief) aber sag' mir nur, warum Du mich in Deinem Brief per Sie titulirst? sind wir nicht auf Du und Du?" Da erkannte die Holde in dieser zufälligen Verwechslung einen Wink des Schicksals, seufzte, lächelte, weinte auch mitunter vor Aerger ein Bischen, aber bald gefaßt, brachte sie Wein und Braten herbei und erneuerte mit ihrer alten Amour den Bund der Liebe auf frische sechs Wochen. Den Musje Trottelhueber soll sie aber den andern Tag einen Stockfisch geheißen haben. — Die verliebten Köchinnen sind aber auch heutzutage wirklich wie ausgewechselt, darum darf man sich nicht wundern, wenn sie mit ihren Liebhabern so gerne abwechseln. Da kenne ich Eine, die richtig alle vierzehn Tage einen andern Dienst, aber auch mit jedem Dienst einen andern Liebhaber hat. — Von derselben ist mir erst vor Kurzem auch ein Brief zu Gesichte gekommen, den sie an ihren 23sten Liebhaber, einen Bäckergesellen, geschrieben hat: und den ich der Originalität wegen ebenfalls mittheile. Er lautet folgendermaßen:

Mein lieber Franz!

Sie verzeigen daß ich Ihnen mit meine par zeilen belestige, aber ich bin Ihnen ser von herzen gut.

Digitized by Google

Ich schicke Ihnen hir einen Dabag beitel, er hat mich 5 Gulden kost. Wenn sie mich auf den Sondag ausfiren wollen, so sagen Sie es mir auf den Samstag, ich werde mich gewiß nopel anziehen, denn das Gewant in den Sie mich alle Dage sehen, ist nicht alles was ich hab, denn ich habe sehr schöne Gleider und sie werden mit mir keine Shand aufheben die ich bin

Ihre

getreye Freundinn
Nina S**,
Köchin.

Ist das ein zärtliches Billet-doux, nicht wahr? Ja die Köchinnen! Hernach wundern sich die Herrenleute, wenn die Suppe so oft versalzen ist.

Laurette
oder
das rothe Siegel.
(Fortsetzung.)

An einem schönen Morgen erwachte ich und war erstaunt, keine Bewegung des Schiffes zu merken. Wir waren in eine ruhige Oberfläche und zwar unter dem 1sten Grade der Breite und dem 20sten der Länge eingefahren. Alle Segel hingen schlaff am Mastbaume, wie leere Ballons. „Nun," sagte ich zu dem Briefe, „werde ich Dich bald lesen können" und blickte ihn von der Seite an. Doch wartete ich bis zum Untergang der Sonne; da öffne ich die Uhr, ziehe den Brief hervor, zerbreche mit einem Daumenstoße alle drei Siegel auf einmal und zerreibe das häßliche, große Siegel zu Pulver, alles mit einer Art Aufwallung, die mir unerklärlich war. Nachdem ich den Brief gelesen, rieb ich mir die Augen, weil ich glaubte, nicht recht gelesen zu haben. Ich lese wieder, ich lese nochmals, aber es bleibt dabei. Nun fing ich an, ihn von unten herauf zu lesen. Meine Knie zitterten, der Angstschweiß brach mir aus, deshalb wasche ich mein Gesicht mit Rum, aber Alles half nichts. Ich ging an die frische Luft auf das Verdeck. Laurette war diesen Tag so heiter und vergnügt, daß ich sie gar nicht anzusehen wagte. Das gute Weibchen!

„Komm geschwind" — sagte sie zu ihrem Manne — „und sieh hier den Sand auf dem Grunde."

Ihr Mann lief wohl schnell hinzu, stützte sich auf sie und schien in's Meer zu blicken, betrachtete aber nur sie mit wehmüthiger Miene. Der kleine Engel war doch so froh, aber der junge Mann theilte nicht die Lustigkeit seiner lieben Laurette. Ich war verblüfft; was ich wollte, weiß ich nicht mehr. So viel weiß ich, als mich Beide durch ihre Liebkosungen erweichten, rief ich ihn durch eine Geberde, die ich machte, zu mir. Sie umklammerte ihn fest, als sie mich ansah und sagte zu ihm: „Gehe nicht hin zum Kapitän, er sieht ganz blaß aus."

Das mag wohl der Fall gewesen sein; aber ich wußte auch, warum ich blaß war. Er kam dennoch zu mir auf die Schanze. Sie betrachtete uns, an einen Mast gelehnt und verwandte kein Auge von mir. Wir gingen lange Zeit auf und nieder in die Länge und Breite, ohne ein Wort zu sagen. Er sah mich immer scharf an; ich wollte reden, meine Stimme erstickte; ich versuchte es wiederum, aber es schnürte mir die Kehle zu; bei meiner Ehre, ich konnte nicht sprechen! Doch endlich ermannte ich mich.

„Erzählen Sie mir, junger Freund" — begann ich — „was haben Sie denn gethan? Was haben Sie denn den fünf Hunden von Advokaten, die den König jetzt spielen, in den Weg gelegt? Man scheint Ihnen zu Leibe gehen zu wollen; es ist drollig! mein Seel, sehr drollig!"

Er schlug die Augen nieder, lächelte, der gute Mann! und sagte zu mir:

„Mein Gott, Kapitän! gar nicht viel; drei Strophen in einem Lustspiele über das Directorium ist mein ganzes Verbrechen. Die Verse waren leider nicht einmal gut; jedoch verhaftete man mich, verurtheilte mich den andern Tag zum Tode, begnadigte mich wieder und schickt mich nun lebenslänglich in's Exil."

„Es ist eigen," — sagte ich — „die Directoren sind verdammt empfindliche Kameraden; denn sie geben mir in dem Briefe hier den Befehl — — Sie — zu — erschießen!"

Er antwortete nicht, lächelte und machte durch seine standhafte Haltung seinen 19 Jahren alle Ehre. Er betrachtete seine Frau, trocknete den Schweiß von seiner Stirn; ich that dasselbe; hatte ich doch auch Tropfen in den Augen!

„Diese Hunde" — sagte ich nun — „wollten die Hinrichtung nicht auf dem Lande vornehmen, sie meinten, auf meinem Schiffe nähm es sich gräßlicher aus. Für mich ist es schmerzlich! Ach! Sie sind vielleicht ein ganz guter Mensch, aber ich muß den Befehl vollziehen; er ist in aller Form Rechtens ausgestellt."

Er verneigte sich gegen mich und sagte: „Ich verlange durchaus nicht, Kapitän, daß Sie meinetwillen gegen Ihre Pflicht handeln sollen. Nur mit Laurette möchte ich noch einmal sprechen. Ich bitte Sie, Kapitän,

Digitized by Google

beschützen Sie dieselbe stets in dem Falle, wenn sie mich überleben sollte."

„Gern" — sagte ich — „wollen Sie es, so will ich sie wieder nach Frankreich zu ihrer Familie bringen." — Darauf drückte er meine beiden Hände herzlich und sagte:

„Sie leiden heftiger, als ich, Kapitän! Doch muthig an Ihr Werk! Erhalten Sie nur meiner armen Laurette das Wenige, was ihr vielleicht noch bleibt, oder was ihr die Mutter vielleicht noch geben dürfte; retten, beschützen Sie ihre Ehre! Sorgen Sie für ihre Gesundheit, nicht wahr? Sie deckt sich Nachts immer die Brust bloß und bekommt dann Krämpfe, halten Sie sie daher ja warm. Ach Gott, Du arme Laurette! Wie gut, wie unendlich gut bist Du!"

Ich wurde fast weich, runzelte deshalb die Stirn und versuchte, in heiterem Tone mit ihm zu sprechen. Endlich sagte ich zu ihm:

„Wohlan, mein Freund! ich gebe Ihnen den Rath, sagen Sie ihr nichts davon! Ich will die Sache so abmachen, daß sie nichts gewahr wird, nicht wahr? Jetzt aber sein Sie ruhig, sie blickt mich starr an."

Durch eine Verbeugung gab er mir die Billigung meines Rathes zu erkennen. Ich drückte ihm noch einmal die Hand derb und ließ ihn gehen. O das war hart für mich! — Er hielt Wort und verschwieg das Geheimniß; ich merkte es aus allen Bewegungen. So kam nun allmählig die Nacht heran. Diesen Zeitpunkt hatte ich mir zur Execution ausersehen. Ach Gott! dieser einzige gräßliche Augenblick peinigt mich noch heute!" —

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Im Vergleich mit seinen großartigen Wasser-Kommunikationen, sind die Landstraßen China's erbärmlich. Der Engländer Barrow behauptet, daß sich in dem ganzen ausgedehnten Kaiserreiche kaum eine Straße befinde, welche für etwas mehr als einen Fußsteig gelten könne. Der hohe Werth des Bodens, der Mangel an Zugvieh, der fast ausschließliche Gebrauch von Sesseln und Sänften zum Transporte der Reisenden, und von coolies oder Lastträgern zum Transport von Waaren, machen eine größere Breite derselben theils schwer ausführbar, theils unnöthig. Die Chinesen wenden auf diesen schmalen Wegen ein ganz eigenthümliches Transportmittel an. Sie befestigen nämlich auf beladenen Schiebkarren ein Segel, welches beim günstigen Winde wesentlich zu ihrem Fortgange beiträgt, und man kann ganze Flotten dieser Fahrzeuge auf den Straßen so dahin gleiten sehen.

(Zur Warnung.) Jüngst wurde nachfolgender Fall vor das Pariser Handelsgericht gebracht. Eine allerliebste Schauspielerin vom Variétés-Theater, Dem. Ozy, hatte von einem ihrer „Freunde," dem Grafen Valcourt, vor etwa einem Jahre einen kostbaren Schmuck als Andenken an manche süße Stunde erhalten. Leider präsentirte sich dieses Andenken in etwas altmodischer Fassung, und Dem. Ozy gab also den Schmuck dem Juwelier des Herrn Grafen zum Abändern. Aber man denke sich den Schreck der Guten, als der Juwelier sich weigert, den Schmuck wieder herauszugeben, und zwar aus dem ganz gemeinen Grunde: weil der Herr Graf vergessen, die 30,000 Franken dafür zu zahlen, ehe er seine große Reise angetreten habe, die ihn auf mehrere Jahre fern von Frankreich halten wird. In der Sitzung des Tribunals verlangte Herr Janisset, der Juwelier, eine Vertagung der Angelegenheit, der Advokat der Dem. Ozy drang indeß auf möglichste Beschleunigung der Sache, da dieser Diamantschmuck nach seiner Angabe „zu den Gegenständen gehöre, die Dem. Ozy zur Ausübung ihrer Professien brauche." — Unter den Theaterdamen hat dieser traurige Vorfall die außerordentlichste Bewegung hervorgebracht, und dem Code der Schauspielerinnen ist der Paragraph beigefügt worden: Lasse niemals geschenkten Schmuck bei dem Juwelier umfassen, von dem er gekauft worden ist, wenn Du nicht gewiß weißt, daß er auch bezahlt würde.

(Zürich.) Man klagt von hier aus im „Telegraphen," daß sich die Nationaltrachten immer mehr verlieren. Das kommt von dem überall mehr und mehr überhand nehmenden Bestreben der untern Stände, sich wenigstens im Aeußern den höhern gleichzustellen. Nichts hübscheres als eine junge Magd in der schönen Züricher oder Berner Nationaltracht, die, mit einem großen Blumenstrauß in der Hand, die Geburt eines Kindes ihrer Herrschaft deren Verwandten und Freunden ansagt. Wie in den alten deutschen Reichsstädten einzelne Häuser Namen haben, so hat in Zürich fast jedes Haus den seinigen. Da heißt eines „zum Winkel," ein anderes „zum Feuermörser," „Rosenthal," „Engelburg" u. s. w. In der „Gleichgültigkeit" findet man vielleicht das zärtlichste Ehepaar, und eine Adresse, wie: „An Jungfer N. N. in der Hoffnung," muß sich gefallen lassen, wer das Haus „zur Hoffnung" bewohnt. In den kleinen Orten am Zürichersee, die von jeher Opposition gegen die Stadt machten, erhalten sich die ältern Sitten. Es würde einer Frau Schande machen, wenn ihr der Mann während der Ehe ein Kleid anschaffen müßte. Sie bekömmt so viele Kleider zur Ausstattung, daß sie lebenslang genug daran hat, und wenn sie hundert Jahr alt würde. Ihr armen, geplagten Ehemänner, die ihr euren Frauen alle vier Wochen neue Kleider schaffen müßt, wie mögt ihr diese Schweizer Collegen beneiden.

(Die Einschläferer.) Im Jahre 1786 verbreitete eine Bande Bösewichter auf eine ganz eigenthümliche Weise Schrecken durch einen großen Theil von Frankreich, die sogenannten endormeurs (Einschläferer), die meist in sehr anständiger Kleidung erschienen, sich gewöhnlich Reisenden unterwegs oder in Gasthäusern anschlossen und ihnen etwas (natürlich Opium) beibrachten, das einen unüberwindlichen Schlaf erzeugte. In diesem Schlafe plünderten die Uebelthäter ihre Opfer aus. Eine der frechsten Thaten dieser Einschläferer ist folgende. Ein Mann befand sich in einem Volksgedränge in Paris und rief mit ei-

Digitized by Google

nenmale aus, man habe ihm seine goldene Dose gestohlen. Auch bezeichnete er einen ziemlich schlecht gekleideten Mann als den Dieb, der jedoch hartnäckig leugnete. Beide wurden zu dem Polizeicommissar geführt. Hier beschrieb der angeblich Bestohlene seine Dose genau, gab an, daß sie ganz vorzüglichen Schnupftaback enthalte, und verlangte, daß der Beschuldigte durchsucht werde. Dies geschah, und die Dose wurde gefunden. Kaum hatte der Bestohlene dieselbe wieder, als er dem Polizeicommissar, dessen Sekretair und dem anwesenden Commissar eine Prise bot. Alle nahmen von dem Taback, und nach kurzer Zeit schliefen sie ein. Der Bestohlene und der Dieb, welche die Sache verabredet hatten, nahmen sogleich alles Werthvolle, das sie fanden, mit sich und entfernten sich ruhig.

— Der Gouverneur des Staates Illinois hat einen Preis von 200 Dollars auf die Habhaftwerdung des Mormons-Propheten J. Smith gesetzt. Dieser Gründer einer neuen Sekte und der Stadt Neuvou hat nämlich in letzter Zeit sehr viele höchst sonderbare Visionen gehabt, die auch sein hoher Priester mit ihm theilte. Beiden war der Erzengel Gabriel erschienen und hatte ihnen „den Segen Jakobs“ verheißen. Als aber der Prophet zu den Frauen sich begab und ihnen anzeigte, daß der Herr sie ihm zur Belohnung seines Glaubens als geistige Gefährtinnen beigegeben, da verweigerten einige, welche bereits im Wege der Ehe einen zeitigen Lebensgefährten erworben, diese geistige Vermählung, bis endlich der Prophet Gewalt brauchte; er wurde in Folge dessen von den beschimpften Ehemännern zur Rede gestellt. Der Prophet hatte seitdem die Flucht ergriffen, aber es sind der Jäger nicht wenige, die auf ihn Jagd machen. Uebrigens hat sich herausgestellt, daß der Prophet eine Menge geistiger Frauen besaß.

— Im „Berliner Figaro“ meint Jemand: Für Etymologen und Sprachforscher wäre es gewiß nicht uninteressant, zu ermitteln, welche Bewandtniß es mit der Redensart „es ist alle geworden“ habe. Man hört selbige so oft angewendet, ohne daß man jetzt weiß, in welchem Zusammenhange sie mit dem Verbrauchtsein stehe. Als D. Iron dieses las, meinte er, man solle sich darüber nicht den Kopf zerbrechen, die Redensart sei unerklärbar. „Es ist alle geworden,“ das habe er zwar oft empfunden, aber nie sich erklären können, wie es zugegangen.

(Seltsamer Kerker.) Wie alle Kurden, so haben auch die Yezdi einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen, soll aber ein Yezdi eingekerkert werden, so sind dazu weder Gefängnisse noch Wächter nöthig; es genügt, auf der Erde um den Gefangenen einen Kreis zu ziehen. Lieber würde der Arrestant vor Hunger sterben, als den Zauberkreis überschreiten, deshalb wartet er geduldig den Augenblick ab, wo der Kreis wieder ausgelöscht, und er in Freiheit gesetzt wird.

(Warum ist es um Berlin so sandig?) Es erklärte neulich ein Holzhauer einem seiner Genossen die Ursache, warum es um Berlin so sandig sei, durch Folgendes:

Des jeht janz natürlich zu, deß hier in unse Jegend so ville Sand is. In der jrauen Vorzeit war es hier nich so jrau, sondern jriene und vull Heiden; später wurden de Heiden ausjerottet, aber det Griene unten rum blieb stehn, besondersch war die Stelle sehr hibsch, wo jetzund Berlin und Umjegend befindlich, sie lag Dir da, wie 'n jriener Bogen Pappier. Uf eenmal regnete es Tinte vom Himmel und des Mandate oder der Befehl, daß Adam und Eva bei Vermeidung der Exmission durch den Erzengel Michael, das Paradies meiden sollte, war über und über auf den jrienen Fußboden jeschrieben zu lesen. Nu kam der Deibel mit de Streisandbichse und streite so dicke Sand druff, deß der Erzengel sein jrienes Mandate drunter wechzog. Eenige Jahre druff kamen de Völkerwanderer, und bauten Berlin und Köln uf den Deibel seinen Streisand.

— In London hatte man für die Weihnachtszeit eine große Pantomime „das Reich der Geister“ vorbereitet, zu welcher 50 neue Dekorationen und 100 neue Maschinen gebraucht werden. Maschinen und Dekorationen kosten gegen 10,000 Pfd. St. (circa 70,000 Thlr.). Ein Dampfschiff wird producirt und zehn wirkliche Kanonen werden abgefeuert. So erzählen englische Blätter, es klingt aber sehr nordamerikanisch!

— In der Nähe von Newyork predigt ein amerikanischer Prophet den Leuten unter freiem Himmel vom Untergang der Welt, den er auf den 23. April 1843 angesetzt hat. Wenn der Mann Recht hat, so bestelle ein Jeder, der es noch nicht gethan, sein Haus bei Zeiten und schweige hernach.

— Der Augsburger Volksfreund erzählt einen komischen Vorfall bei einem Leichenbegängniß, welches kürzlich in einem Städtchen unfern Würzburg Statt hatte. Würdevoll und ernst hatte der Zug, die Schuljugend voran, den Kirchhof erreicht, die Träger mit der Bahre näherten sich bereits dem Grabe, als plötzlich der Ruf: ein Hase, ho, ho, ein Hase! die versammelte Menge in eine ungewöhnliche Bewegung versetzte. Freund Lampe, wahrscheinlich von Jagdhunden verfolgt, hatte geglaubt, im Beinhause ein sicheres Asyl zu finden und sich daselbst verborgen. Der Flüchtling war der lieben Schuljugend preisgegeben und nur weniger Augenblicke bedurfte es, um die Ruhestätte in einen Spektakelplatz umzuwandeln. Der Ernst der feierlichen Handlung war dahin, bis endlich der Hase, welcher wie gebannt nicht das Weite suchen wollte, oder vielleicht zu ermüdet und eingeschüchtert war, erhascht wurde und so das Treibjagen ein Ende erreichte. Anderen Tages erhielt die liebe Schuljugend Stockprügel und der Lehrer von derselben aus Erkenntlichkeit — den Hasen.

— Während in England das Ansehen des Papstes immer mehr Raum gewinnt, sind die Nordamerikaner im Begriff, einen nordamerikanischen Papst zu wählen. Den dortigen Katholiken ist der zu Rom gar zu weit weg. Ueberhaupt bereiten sich in Nordamerika wichtige kirchliche Dinge vor. Zwischen den dortigen Protestanten und Katholiken herrscht eine große Spannung und die Presbyterianer haben erklärt, sie könnten die römisch-katholische Kirche als eine christliche nicht anerkennen.

— Ein Schneidermeister zu ** empfahl seine Geschicklichkeit den Kleiderbedürftigen mit dem Zusatze, er habe in Paris und London gearbeitet und zugleich die französische und englische Sprache erlernt. Ein Schuhmacher, der solches las, fand diese Anpreisung nachahmenswerth und machte nun bekannt, er habe zwei Jahre in Paris sein Geschäft betrieben und während der Zeit auch reiten gelernt.

Digitized by Google

(Der Engländer im Eilwagen.) Die Anekdoten von reisenden Engländern sind bereits zahllos, aber sie mehren sich noch fortwährend, denn die Insulaner sind in Seltsamkeiten unerschöpflich. Vor einiger Zeit reiste ein noch junger, aber ernster Mann im Eilwagen von Frankfurt nach Stuttgart. Ihm gegenüber saß ein Engländer mit seiner Frau, der, sobald es dunkel wurde, mit der größten Ruhe ein Feuerzeug in die Hand nahm, Feuer anmachte und ein Licht anzündete.

„Herr," sagte der deutsche Reisegefährte des Engländers, Sie werden ein Unglück anrichten, den Wagen in Brand stecken."

„Oh no!" antwortete der Engländer, indem er sich in seine Ecke legte, aber das brennende Wachslicht in der Hand behielt. Die Engländerin schlief bereits, oder stellte sich, als schlafe sie; ihr Herr Gemahl schloß ebenfalls bald die Augen und an seinem ziemlich lauten Athmen war zu erkennen, daß er schlafe. Die brennende Kerze dagegen ließ er nicht los; die Finger hielten dieselbe instinktmäßig fest. Der Deutsche machte still das Fenster auf und durch die eindringende Luft erlosch das Licht. Gleich darauf erwachte der Engländer, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als sein Feuerzeug zur Hand zu nehmen, Feuer anzumachen und seine Kerze wieder anzuzünden.

„Können Sie nicht ohne Nachtlicht schlafen?" fragte der Deutsche.

„Oh no!" entgegnete der Engländer, der sich wieder in die Wagenecke legte und sehr bald von Neuem eingeschlafen war. Nach wenigen Minuten blies der deutsche Reisende das Licht aus. Der Engländer erwachte von Neuem und griff nach dem Feuerzeuge, zum Glück war man aber eben an einer Station angekommen und der Conducteur erschien am Wagenschlage. Hier entstand eine Discussion über die eigenmächtige Beleuchtung des Postwagens; der Conducteur gab dem Engländer Unrecht und verbot ihm, wieder Licht anzuzünden. Da erklärte derselbe, er würde lieber den Wagen verlassen, als diesem Verbote gehorchen. Und wirklich, er ließ sein Gepäck abpacken und nahm den Arm seiner Frau.

„Sie werden hier in dem Städtchen ein schlechtes Nachtsquartier finden," sagte man ihm; „nehmen Sie lieber Ihren Platz wieder ein und entsagen Sie Ihrem Lichte." — „Oh no!" antwortete der Engländer seinem Reisegefährten, indem er sich von dem Wagen entfernte: „Sie mit meiner Lady nicht im Finstern sein dürfen."

— Vom „Piloten" werden die „Lieder eines Erwachenden" kurzweg folgendermaßen recensirt: „Ueber diese Lieder, die ein Graf Moritz von Strachwitz herausgab, bemerken wir nur: es wäre besser, der Herr Graf hätte fortgeschlafen."

— In einer Gesellschaft stritt man sich über den Gruß durch Hutabnehmen und besprach die Vereine gegen denselben, welche sich nach öffentlichen Blättern an mehreren Orten gebildet haben. Ein Schuhmacher vertheidigte sie sehr eifrig, ein Hutmacher aber, den es verdroß, sagte zu ihm: Gut, ich stimme Ihnen bei, aber etwas muß an die Stelle treten und ich schlage daher vor, künftig vor einander die Stiefel auszuziehen, statt den Hut abzunehmen.

Pariser Modenbericht.

Die Toiletten sind in diesem Winter in hohem Grade graziös; es gibt in den Ballgarnituren keine bestimmte, feststehende Mode und Alles hängt demnach von dem guten Geschmacke ab. Im Allgemeinen läßt sich indeß sagen, daß die bauschigen Garnirungen gesuchter und beliebter sind, als die glattaufgesetzten Volants, die Querstreifen rc. rc.

Unter mehreren reizenden Anzügen, welche auf einem Balle glänzten, bemerkte ich ein Kleid von rosa Pour de Soie, auf welchem sich ein schürzenartiger Auspuß von englischen Spitzen in drei Volants befand; der letzte, d. h. der dem Gürtel nächste, war etwas weniger breit, als die beiden andern. Der untere Volant ging rings um das Kleid herum. Ueber dem eigentlichen Rocke befand sich eine Tunika von rosa Moire, die bis an den ersten Volant reichte und vorn an jeder Seite der Schürze in den Gürtel aufgenommen war. Eine kleine Pelerine von Moire, mit schmaler Spitze garnirt, ruhte auf dem glatten und geschnürten Leibchen; auch die außerordentlich kurzen Aermel waren mit Spitzen garnirt.

Die Hüte werden von vollem oder von Halbsammet gemacht, und haben einen glatten Schirm ohne Bandauspuß darauf; eine Sammetrolle, eine hängende Feder, ein Paradiesvogel ist der einzige erlaubte Auspuß. Die Bindebänder, die unter dem Schirme angemacht werden und die am Gesicht, denn man trägt nur noch wenige Blumen unter dem Hute, stechen immer grell von dem Hute ab.

An den Morgenhüten trägt man einen Halbschleier von schwarzen Spitzen, der etwas auf das Gesicht fällt. Die Atlascapoten sind in kleinen Rauten gesteppt.

Im Allgemeinen sind die Coiffuren etwas höher in der Mitte des Kopfes als im vorigen Jahre. Die englischen Locken werden sehr lang getragen; unter dem Hute genügen drei dicke Locken, im bloßen Kopfe aber muß man einen dicken Büschel Locken haben, was besonders bei blondem Haar gut aussieht. Bei schwarzem Haar wählt man gern glatte Scheitel. Sowohl mit diesen als zu den englischen Locken sind die durchbrochenen Kämme sehr beliebt. Sie müssen schön, aber nicht zu auffallend sein.

In dem jetzigen Augenblicke sind die länglichen Brochen am gesuchtesten und im Allgemeinen sind sie mehr verziert als früher; an einigen befinden sich kleine Eicheln, die auf das Leibchen fallen.

Die Kragen sind sehr klein und von Spitzen mit mehreren Streifen; die Manschetten, ebenfalls meist von Spitzen, macht man doppelt, so daß man die eine Hälfte auf den Aermel zurückschlagen kann, während die andere auf die Hand fällt; die beiden Hälften werden durch einen Einsatzstreifen oder ein Band von einander getrennt.

Die Ballkleider haben noch immer zwei oder auch drei Röcke; selbst die Aermel folgen diesem Gesetze und es sieht allerdings nichts hübscher aus, als ein ausgeschnittenes Kleid mit körbchenartig durch Blumenbänder aufgenommenen Röcken und doppelten Aermeln, die durch Blumen und Diamantherzen oder Banddahlien aufgenommen sind.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 7. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/38. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 8. (Sonnabend, den 18. Februar.) 1843.

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Probepredigt.

Erzählung von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung u. Beschluß.)

Blaß und verstört kam der Candibat Sonntag heim. Den ängstlichen Fragen seiner Mutter wich er so lange aus, bis die Kinder zu Bett gebracht worden waren. Dann hob er unter einem tiefen Seufzer an: „Ach, meine gute Mutter! Welch ein schweres, wichtiges Amt das eines Seelsorgers sei, habe ich jetzt erst aus einer Probe erfahren, welcher ich als Neuling kaum gewachsen war. Als ich vorhin im Dome den Klang meiner Stimme untersuchte, zwang mich ein Unbekannter seine Beichte anzuhören. Sie war schrecklich. Der Fremde bekannte, wie er in seinem Leben gegen fast alle zehn Gebote gar gröblich, absonderlich gegen das zweite, dritte, fünfte, sechste und siebente gesündigt hätte. Nicht nur Einzelne — Hunderte, nein Tausende hatte er durch seine Leute berauben, ganze Dörfer abbrennen, unzählige Menschen tödten lassen, ja selbst mit eigner Hand getödtet! Diese schrecklichen Thaten gestand der Fremde gar nicht mit derjenigen Zerknirschung ein, welche sich für die Größe solcher Verbrechen geziemt hätte, und darum mußte ich ihm auch noch zu bedenken geben, wie nur dem reuevollen Sünder die göttliche Gnadensonne scheinen könne. Zuletzt that er mir sogar den Antrag, sein Beichtvater zu werden, der ihm und seinen Leuten vorpredigen könne, im Fall, daß ich die Frühpredigerstelle nicht erhielte. Nun rathet mir, liebe Mutter, was ich thun soll? Jedenfalls war der Mann der Anführer einer zahlreichen Räuberbande und mithin der allgemeinen Wohlfahrt sehr gefährlich. Da ich noch nicht ordinirt bin, so kam das mir im Beichtstuhle anvertraute Geheimniß meine Zunge unmöglich binden, und Pflicht wäre es, die Obrigkeit von der Gegenwart dieses schädlichen Menschen in Kenntniß zu setzen. Allein mein Gefühl sträubt sich wiederholt dagegen."

Frau Sonntag pflichtete ihrem Sohne bei, welcher hierauf klagte, daß der Vorfall mit dem Fremden sehr störend für seine Vorbereitung auf die morgende Probepredigt geworden sei und er nun um so mehr das Schlimmste befürchten müsse.

Der gefürchtete Sonntagsmorgen kam. Wiederum stand der Candibat Sonntag inmitten der Seinen, die ihm mit gepreßtem Herzen alles Glück zu seiner Probepredigt wünschten. Die Kinder nahmen so feierlich Abschied von ihm, als sollte er zum Tode geführt werden. Auch die Braut war zugegen, die ihren Bräutigam mit einem Paar Ueberschlägel beschenkte und dabei den Wunsch aussprach, daß er sie fortan alle Sonntage brauchen möchte. Der Beschenkte aber warf einen schmerzlichen Blick auf das eingestickte Kreuz und den Kelch, und meinte, daß er den Leidenskelch zu leeren und sein Kreuz

Digitized by Google

zu tragen jedenfalls auserlesen sei und er sich durchaus keine Hoffnung auf die begehrte Stelle mache.

„Dem Zweifler gebührt nichts!“ — sprach die Mutter verweisend, und der Sohn trat seinen sauern Gang zur Domkirche an. Sie war noch öde und leer. Der Candidat verfügte sich in die Sacristei, wo er den Priesterrock anlegte und Johanna's Gabe, die Ueberschlägel, umband. Als die Glocken festlich erklangen, dünkte es ihm, als tönten die Posaunen des jüngsten Gerichts in die Ohren. Da jene schwiegen, erhob die Orgel ihre ernste Stimme und bald fiel der Gemeinde andächtiger Gesang ein. Die Lieder schlichen für den Harrenden mit Schneckenlangsamkeit vorüber und gleichwohl kam es ihm noch unerwartet schnell, als der Küster den letzten Vers anzeigte und die Sacristeithür öffnete. Gleich wie der Tod schritt der Magister durch die Reihen der Gläubigen zur Kanzel hin, das muthlose Auge starr zu Boden geheftet. Bald stand er oben; der Gesang verstummte; noch ein lauter, schwerer Athemzug — und des Redners Stimme erhob sich zum Gebete, welches, obschon kurz wie jedes derartige, dennoch seine Wirksamkeit nicht verfehlte und den Betenden mit höherm Muthe erfüllte. Ohne Unterbrechung gelang demselben der Eingang seiner wohl ausgearbeiteten Predigt, in deren Concept er während des Kanzelliedes nochmals blickte. Dabei konnte er sich nicht entbrechen, einen schnellen Blick nach dem Rathsbetstübchen hinüber zu werfen, in welchem diejenigen versammelt sich befanden, welche über sein künftiges Schicksal ihr Urtheil abzugeben hatten. Einer der Rathsherren schlief sanft; drei andere plauderten mit zusammengesteckten Köpfen; ein fünfter musterte die anwesende Gemeinde und nur ein sechster sang andächtig mit. Von ihnen versetzte er sich im Geiste in das Stübchen seiner Wohnung, wo in dieser wichtigen Stunde die Seinen gewiß heiße Wünsche für das Gelingen der Probepredigt zu dem Höchsten sendeten. Er sah Braut und Mutter auf den Knien liegen — die Kinder um sie herum — und — die Stelle des gemeinsamen Gebetes verscheuchte die weiteren Bilder seiner Phantasie. Der Text war verlesen, das Thema aufgestellt und der Redner in der Darlegung des ersten Theiles begriffen. Immer ruhiger — freudiger ward sein Gemüth. Die Worte flossen ihm ja glatt wie Honigseim von den wieder gerötheten Lippen. Deutlicher zeigten sich seinem geklärten Blicke die Köpfe seiner Zuhörer unten, bis zuletzt — o Schrecken! seinen Augen eine blaue Gestalt mit einem feuerrothen Kragen begegnete. Ganz wider die übliche Gewohnheit lehnte sie an den Kirchenstühlen der Frauen und hielt den starren Blick auf den Prediger geheftet, dem dieser Blick zum versteinernden Medusenhaupte wurde. Sofort war das Gedächtniß weg — rein weg! Seine Stimme verging; dafür schien die des fürchterlichen Blaumantels wiederum die Worte ihm zuzurufen: „Fahre der Herr nur in seinem Sermone fort. Es ist nicht fein, den armen Sünder zwischen Thür und Angel stecken zu lassen.“

Er, der Candidat, aber ließ Niemand stecken, sondern blieb vielmehr selbst stecken. Hilfeflehend schaut er empor zum Domgewölbe, auf daß der Herr selbst ihn erleuchten wolle. Ach, ein neues Truggebilde spiegelt sich ihm vor! Dort, auf der obersten Emporkirche und in dem fernsten Winkel hangen acht Köpfe über des Kirchenstandes Lehne herab. Sechzehn angsterfüllte Augen haften auf den seinen. Immer glühender, schmerzender bohren sie sich in sein Herz hinein. „Bedenk, o Sohn,“ — klagt das blaue Augenpaar der Mutter — „wie sauer Du mir geworden!“ — „Soll ich ferner die ewige Braut bleiben?“ das dunkelbraune Johanna's. „Vater, lieber Vater! uns hungert sehr!“ rufen die der sechs Kinder. „Bleibe nicht stecken!“ vereinen sie sich alle zur gemeinsamen Bitte. In ihrer Angst um den stockenden Redner vergessen sie ganz ihre Gegenwart vor demselben zu verbergen. Den verzweifelnden Blick zieht er gewaltsam herab, ihn seinem Concepte zuzuwenden, dessen Blätter unter seinen zitternden Fingern um und um fliegen. Da streift sein Auge die Ueberschlägel, das hineingestickte Kreuz und den Kelch, und — „Darum, o Menschenkind!“ ruft er, in seine Predigt sich zurückfindend — „in Zeiten mache den Ueberschlag Deiner Sünden! Täglich erneuere Dich im Geiste Deines Gemüthes und ziehe den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ Einmal den Fluß seiner Rede wiedergefunden, bleibt er in demselben bis an das Ende. Und obschon der Blaumantel immer höher und drohender vor ihm aufzuschießen schien, so daß er zuletzt mit dem abschreckenden Antlitze wie dicht vor dem Redner stand: so ließ dieser sich dennoch dadurch nicht irre machen. Alle seine dringlichen Ermahnungen und Bitten richtet er an den Furchtbaren, bis er, in Schweiß gebadet, endlich das Amen spricht.

Noch unterwegs umringen den Heimkehrenden die Seinen. „O wie schön“ — jauchzen sie — „hast Du gepredigt! Fast kein Auge blieb trocken. Stolz sind wir auf Dich geworden.“

„Bin ich nicht wiederum stecken geblieben?“ versetzte der Belobte mit Zerknirschung.

Gerade dies machte eine besonders ergreifende Wirkung“ — meinte Johanna und trocknete sich die Freudenzähre in dem blitzenden Auge.

Digitized by Google

Acht Tage später saß der Candidat unter den Seinen. Ein versiegeltes Schreiben des Stadtrathes lag vor ihm auf dem Tische, das er mit unruhigem Auge betrachtete.

„Fasse Muth“ — sprach Frau Sonntag — „und entsiegle. Deine Berufung zur Frühpredigerstelle ist das Schreiben, oder es wäre die größte Ungerechtigkeit.“

„Lösen Sie selbst das Siegel“ — bat der Candidat — „aus Ihrem Munde will ich Leben oder Tod vernehmen.“

Die mütterlichen Finger bebten sichtlich, als sie das Wachs von dem Papiere entfernten. Unruhig flog das Auge über die wenigen Schriftzüge hin; doch schon in der nächsten Secunde wurde dasselbe von einem vollen Thränenstrome verdunkelt. Das Schreiben entsank der Hand, welche hierauf das Antlitz der getäuschten Frau verhüllte.

„Hab' ich es nicht prophezeit?“ fragte der Candidat schmerzlich. „Theure Johanna“ — wendete er sich zu der Geliebten — „fliehe fortan die Nähe eines zum Unglück Gebornen, der auf jedem Wege zum Glücke stecken bleiben muß. Ade, du hehres, heiliges Predigtamt, das mich ungeschickten Jünger von der Kanzel ausschließt.“ Betrübt ließ er das Haupt auf die Brust sinken. Umschlungen von großen und kleinen Armen, benetzt mit heißen Zähren der Seinen, saß der Candidat still und stumm im Stuhle.

Zweimal bereits war laut an die Thüre gepocht worden, ohne daß es die Familie in ihrer gemeinsamen Trauer vernommen hatte. Jene that sich jetzt auf und herein trat die lange Gestalt im blauen Reitermantel. Die kecken schwarzen Augen über der Habichtsnase blitzten feuriger und der Mund des Ankömmlings nahm den Ausdruck eines spöttischen Lächelns an, als die tragische Scene ihm bemerkbar wurde. „Und wenn ich es nicht schon aus sicherer Quelle wüßte“ — hob er an — „so würde mir es dieser Anblick verrathen, daß der hochweise Magistrat einen Flachkopf diesem Herrn vorgezogen hat. Desto besser für mich, sage ich hierauf. Vielleicht gehet der Herr nun um so williger auf mein früheres Anerbieten ein, das ich hiermit nochmals wiederhole. Schlage sich der Herr die leidige Frühpredigerstelle aus dem Sinne und werde Er dafür mein Hofprediger mit einem doppelt so guten Einkommen. Und wenn der Herr alle diese großen und kleinen Anhängsel mit sich nehmen will“ — er deutete auf die beiden Frauen und die sechs Kinder — „so sollen auch sie Platz bei mir finden.“

Hier erhob der Candidat sein Antlitz ein wenig und murmelte dumpf vor sich hin: „O ja, das glaub' ich selbst — in der Hölle ist Platz für Viele.“ Dann versank er wieder in sein Dahinbrüten zurück.

„Ich habe bereits den Contract aufgesetzt“ — fuhr der Blaumantel ruhig fort, indem er ein Papier hervorzog. „Der Schuft von Gastwirth besaß nur ein Gläschen voll rother Tinte — indeß thut dies nichts zur Sache.“ Er hielt dem Vernichteten den Bogen mit den blutrothen Schriftzügen hin. Diesen überlief jetzt die Galle. Zorngeröthet rief er dem Fremden zu: „Und wer sind Sie, mein Herr, daß Sie es wagen in dies Haus des Jammers mit so viel Unbescheidenheit einzudringen?“ „Wer ich bin?“ fragte jener gelassen — „Der Teufel bin ich, der sich jedoch bekehren und fromm werden will. Darum eben begehre ich den Herrn da zu meinem Beichtvater und verspreche ihm dafür siebenhundert Thaler jährliches Einkommen, freie Wohnung und Heizung.“ —

„Nicht auch freies Geleuchte?“ fragte der Candidat bitter. „Dem Teufel dürfte dies gar keine Ausgabe mehr machen, denn der Hölle Flammen leuchten sicher auch. Hebe Dich weg von mir, Du Versucher!“ fuhr er heftig fort — „Du bist mir ärgerlich!“ Er breitete die Arme nach den Seinen aus. „Herbei, ihr meine guten Engel“ — sprach er zärtlich — „stehet mir bei, daß ich die listigen Anläufe des Teufels besiegen möge.“

„Mein Herr“ — hob Frau Sonntag furchtsam an — „verzeihen Sie meinem armen, schwergebeugten Sohne seine sonderbaren Reden. Er befindet sich in einer großen Aufregung, die ihn die Worte nicht ruhig überlegen läßt. Wollen Sie uns nicht deutlicher sagen, wer Sie sind und aus welcher Absicht Sie sich hierher bemühten?“

„Ja, mein Herr!“ — bekräftigte der Candidat seiner Mutter Rede — „wir müssen erfahren, wer Sie sind. Sie haben mir Dinge offenbart, die Sie als einen für die öffentliche Sicherheit höchst gefährlichen Menschen bezeichnen. Da ich nicht ordinirter Geistlicher bin, so hat das im Beichtstuhle abgelegte Geständniß für mich keine bindende Kraft und ich muß meiner Obrigkeit“ —

„Dieser Mühe kann ich den Herrn überheben“ — fiel der Fremde lächelnd ein. „Wer ich bin, steht in diesem Contracte geschrieben. Wünscht der Herr meinen übrigen Anputz, die Pferdefüße und sonstigen Attribute meiner teufelischen Majestät zu sehen, so“ —

Er warf den Mantel zurück. In der reich gestickten Uniform eines vornehmen Officiers, die Brust mit mehreren Orden geschmückt, stand der Fremde in soldatischer Haltung vor dem Erstaunten da. — „Karl Clemens, Freiherr von Teiffel, königl. preußischer Oberst und Besitzer der Herrschaft Wiebingen“ — lasen jetzt die Augen der Mutter von der auf den Tisch geworfenen Schrift des Fremden.

Digitized by Google

„Oberst von Teiffel" — sprachen die verwunderten Lippen Aller nach.

„Aber, gnädigster Herr" — begann der Candidat mit furchtsamer Stimme — „haben Sie nicht selbst sich des Raubens, Sengens und Brennens, des Mordens sogar angeklagt?"

„Allerdings. Auch ist etwas Wahres an meiner Selbstanklage. Den ganzen siebenjährigen Krieg habe ich mitgemacht. Daß ich beim Kampfe nicht der Letzte mit meinen Leuten gewesen sei, kann sich der Herr vorstellen. Mancher Feind hat unter meinem Säbel geblutet, ja sein Leben ausgehaucht. Mehr als ein Regiment Oesterreicher und Reichstruppen habe ich mit meinen Leuten zusammengehauen oder in den Fluß gejagt. Wir nahmen, wo wir etwas fanden, ohne erst lange zu untersuchen, ob wir das Recht dazu hatten. Die Feinde aus ihrer gesicherten Stellung zu vertreiben, mußte ich mehrmals ganze Dörfer, einzelne Mühlen und sonstige Gebäude in Brand stecken."

„Ja, das ist etwas ganz Anders!" — sprach hier Frau Sonntag mit erleichtertem Herzen.

„Ja, das ist etwas ganz Anders!" — riefen der Candidat, seine Braut, die Kinder.

„Gewiß!" nickte der Oberst. „Auch habe ich mich in früheren Jahren über alle Bedenklichkeiten hinweg zu setzen gewußt. Allein, da man nun alt wird, fragt man sich doch zuweilen in einer einsamen Stunde, ob nicht diese oder jene That hätte unterbleiben können. Eine solche Stunde war es, die mich in den Dom führte, wo Seine paar Worte auf der Kanzel über den alten Tilly etwas ungestüm an mein Herz pochten. Die Stille und Einsamkeit des hehren Gotteshauses, die abendliche Dunkelheit, die geschichtliche Erinnerung an die blutigen Greuel des dreißigjährigen Krieges — alles zusammen trieb mich Ihm ein offenes Bekenntniß abzulegen und seine Meinung darüber zu vernehmen. Damit Er aber nicht den Obersten von Teiffel absolvirte, wo er vielleicht dem gemeinen Reiter nicht vergeben hätte, verheimlichte ich Ihm meine näheren Umstände. Und nun — die Pfarrerstelle in meinem Wiebingen ist erledigt; ich bin Kirchen- und Schulpatron — Seine Probepredigt hat mir gar wohl gefallen — war es doch, als hielte er sie absonderlich auf mich — schlage er dem Magistrate und der Frühpredigerstelle hier ein Schnippchen und ziehe der Herr mit mir. Und wenn auch" — der Oberst warf einen lächelnden Blick auf die erröthende Braut und die entzückten Kinder — „das Dutzend noch voll werden sollte, so finden sie Platz in dem geräumigen Pfarrhause. Wird der Herr nun endlich den Contract unterschreiben wollen?"

Was hierauf erfolgte, male der Leser sich selbst aus. — Als die Kinder unter Freudenthränen dem Obersten die Hände küßten, sprach dieser freundlich: „Ei, wer hätte das gedacht, daß die lieben Engelein es mit dem Teiffel noch so gut meinen würden?! Nun, ihr sollt Euch nicht in ihm getäuscht haben."

Die merkwürdige Brautfahrt.

Als im Jahre **1544**, nach Bethlens Tode, Georg Rakotzy der ältere sich eigentlich zum Vermittler zwischen den ungarischen Protestanten und dem Kaiser aufwarf, dieser aber alle ihre gemachten Vorschläge zurückwies, da fielen die siebenbürgischen Rebellen mit einer Armee von mehr als **20,000** Mann schnell in Ungarn ein.

Ferdinand war in Deutschland beschäftigt, und die schwache Macht, die er unter diesen Umständen den Aufrührern, unter des tapfern Palatinus Eszterházy Oberbefehl entgegenzusetzen vermochte, konnte unmöglich den Verlust der meisten festen Plätze verhindern. Selbst Murany, die wichtigste Veste von beinahe ganz Oberungarn, im Besitze der Marie von Szetsy, Stephan von Bethlens hinterlassener Wittwe, öffnete seine Thore, und nahm Rakotzysche Besatzung auf. Die unendliche Wichtigkeit dieses Postens wohl einsehend, schenkte der Rebellen-Feldherr ihm seine vorzüglichste Aufmerksamkeit und besetzte es mit der Elite seiner Truppen. Allein mehr noch als auf Alles, konnte er sich auf die Eigenthümerin selbst verlassen, welche mit einem wahrhaft heldenmüthigen Sinne begabt, die Commandanten-Stelle in Person, um keinen Preis aus den Händen gab.

Diese Frau, die älteste Tochter Szetsys, des größten Helden seiner Zeit, hatte alle seltenen Eigenschaften ihres Vaters geerbt, und vereinigte in sich die lieblichsten Reize des Weibes, mit den Tugenden, welche die Attribute des Mannes bilden.

Eszterházy, dem an dem Besitz Muranys viel gelegen war, sendete eine Heeresabtheilung, unter dem Oberbefehl Franz Wesselenys, der sich durch mancherlei ritterliche Thaten ehrenvoll die Sporen erworben hatte, und späterhin bis zum Range eines Palatins stieg, unter die Mauern von Murany, um diese Festung, es koste was es wolle, zurückzugewinnen. Das Erste, was Wesseleny that, war, die Felsenburg zu umzingeln, und dann die Besatzung zur Uebergabe aufzufordern. Eine abschlägige, mit Aeußerun-

Digitized by Google

gen des Hohnes begleitete Antwort erfolgte, und unsers jungen Kriegers Unwille steigerte sich zur höchsten Wuth, als er, nach drei vergeblich versuchten Stürmen, die Ueberzeugung erlangte, daß ein Weib in der Kriegskunst sein Herr und Meister geworden sei. Schon wollte Wesseleny an einem Erfolge verzweifeln, als ihm plötzlich ein Gedanke durch die Seele fuhr, den er mit tausendfachem Entzücken ergriff und sogleich zur That reifen ließ.

Nach einer Stunde sandte er einen Herold an Marien mit der Bitte um sicheres Geleit für einen der Unterfeldherren, und um persönliches Gehör bei ihr selbst, während dessen alle Feindseligkeiten eingestellt werden sollten.

Beides ward zugesagt, und Wesseleny, der selbst die Rolle des Abgesandten übernahm, stand bald darauf in einem der äußern Werke vor der schönen Amazone. Der Worte viele, verschwendete er vergebens, um sie zur Uebergabe zu bewegen, die ihm nun schon deshalb wünschenswerth wurde, da seiner tapfern Feindin Schönheit und majestätische Gestalt einen mächtigen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte. Weil er jedoch durchaus nichts auszurichten im Stande war, und Mariens Zorn über die ihr zugemuthete Schwäche zu entbrennen begann, brach er schnell ab, überreichte ein versiegeltes Schreiben vorgeblich von seinem Feldherrn, bat um baldige Antwort, und entfernte sich mit möglichster Eile. Wer malt aber Mariens Erstaunen, als sie las und daraus erfuhr, Wesseleny, voll hoher Bewunderung ihres Muthes, und von unwiderstehlichem Drange, die seltene Frau zu sehen, hingerissen, sei selbst vor ihr gestanden, und biete ihr, der Herrlichen, welche das Bild seiner Phantasie nicht blos erreicht, sondern weit überboten habe, Herz und Hand zum ewigen Bunde dar.

(Beschluß folgt.)

Laurette
oder
das rothe Siegel.

(Beschluß.)

Thränen erstickten die Stimme des alten Kapitäns; ich blickte weg. Endlich ermannte er sich wieder, schlug an seine Brust und sagte:

Diesen Augenblick, Lieutnant, sage ich Ihnen, kann ich nicht begreifen, nicht vergessen! Ich weiß nicht, was mich zum Gehorsam antrieb. O ich Dummkopf! Ich rief Officiere und sagte zu ihnen:

„Vorwärts! einen Kahn in's Wasser! jetzt werden wir Henker! Diese Frau nehmt mit, rudert weit weg vom Schiffe und kehrt nicht eher zurück, bis Ihr einen Schuß gehört habt."

Jetzt trieb mich meine Angst und Unruhe auf das Verdeck! Welch' ein herzzerreißender Anblick! Der junge Mann warf sich vor Lauretten nieder, küßte ihre Knie und Füße! Ich wurde weich wie ein Kind. Endlich rief ich: „Trennt sie! wir sind Alle Mörder!"

Warum gehorchte ich auch den nagenden Würmern der Republik! Die beiden jungen Leute hätte ich retten, die Directoren aber erschießen sollen! Darum verließ ich das Meer, wo ich den Henker gespielt!...

Hier stockte die Stimme des alten Mannes abermals; seine Lippen bebten; er wurde konvulsivisch bewegt und schlug mit der Säbelscheide derb auf seinen Esel los. Um dieser schrecklichen Pause ein Ende zu machen, sagte ich, als ob die Geschichte zu Ende gewesen, zu ihm:

„Ich begreife wohl, Kapitän, daß man nach solch' grausamen Ereignissen sein Handwerk nur mit Widerwillen treibt."

„Sind Sie närrisch?" — antwortete er mir barsch. — „Nie wird der Kapitän eines Fahrzeuges verpflichtet, ein Schinder zu werden, wenn die Regierung nicht aus Mördern und Dieben besteht!"

Sodann zog er ein Tuch aus seiner Tasche und weinte heftig. Mich erschütterte es tief und ich blieb ein Wenig hinter ihm. Endlich kam er wieder auf seine Geschichte zurück, erklärte mir den Bau eines Schiffes und sagte sodann: „Erschießt man einen Menschen auf einem Schiffe, so stellt man ihn vornhin, wo der Anker ist. Dorthin stellten wir auch den jungen Mann. Was es aber für ungeschickte Leute gibt. Die arme Laurette hatten sie mit Gewalt in den Kahn geschleppt und waren mit ihr gerade auf dieser Seite in's Meer gefahren. Ich rechnete freilich auf die Dunkelheit, meine Greuelthat damit zu verhüllen, dachte aber nicht an das Licht, welches zwölf zugleich abgefeuerte Flinten verbreiten. Von dem Schiffe aus hat sie ihren Mann erschossen in's Meer fallen sehen. Ein Gott über uns wird wissen, was sich später zugetragen; ich weiß es nicht! Im Augenblicke des Feuerns fuhr sie mit beiden Händen an die Stirn, als ob sie eine Kugel getroffen, setzte sich sprachlos, stumm, ohne zu weinen im Kahne nieder, ließ mit sich machen, was man wollte.

Zur Brigg zurückgekehrt, suchte ich sie zu trösten; sie schien mich anzuhören, fuhr alle Augenblicke nach der Stirn, blieb sprachlos. Noch heute ist sie so, wahnsinnig.

Digitized by Google

Sie sagt nur, man solle die Kugel aus Ihrem Kopfe entfernen; sie zittert noch heute am ganzen Leibe.

Seit jenem Augenblicke faßte ich den Entschluß, bei ihr zu bleiben bis an's Ende meiner Tage; bis jetzt bin ich ihm treu geblieben. Ich verließ das Meer, trat mit meinem Grade als Kapitän unter die Linientruppen. Das Meer verfluchte ich, weil ich auf demselben unschuldiges Blut vergossen hatte. Ich suchte ihre Verwandten auf: die Mutter war gestorben; die Schwester, zu der ich die Wahnsinnige brachte, wollte nichts von ihr wissen. Ich kehrte ihr den Rücken und behielt die Unglückliche bei mir."

III.

Wie wir den Marsch fortsetzten.

„Wollen Sie die Unglückliche sehen?" — sagte er jetzt zu mir und hielt an. Sodann zog er die Leinwand vom Wagen weg und ich sah die arme Laurette ganz in Stroh eingepackt. Sie spielte mit sich allein Domino. Sie sah uns einen Augenblick an, ohne sich jedoch stören zu lassen.

„Arme Laurette!" — sagte ich zu ihr — „Du bist auf immer verloren!"

Er erzählte mir nun, daß sie seit 1797 nicht von seiner Seite gekommen sei, daß sie mit in Rußland, kurz in allen Schlachten des Kaisers gewesen sei, wie er sie immer beschützt habe, indem er gesagt, es sei sein eigenes Kind. Der gute Mann opferte sich so für das unglückliche Geschöpf auf. Wenn er aß, gab er ihr allemal den besten Bissen, mit einem Worte, er hatte bis jetzt 18 Jahre lang dem unglücklichen jungen Manne Wort gehalten und seine Laurette beschützt und ernährt. Den andern Tag trennten uns verschiedene Befehle von einander und ich habe seitdem den alten Kommandanten, den bravsten Mann, welchen ich habe kennen gelernt, nicht wieder gesehen.

Endlich im Jahre 1825 sagte mir ein alter Kapitän, dem ich diese Geschichte mitgetheilt, daß ihn bei Waterloo eine Kanonenkugel getödtet und daß drei Tage darauf die arme Laurette im heftigsten Wahnsinn verstorben sei. Natürlich, ihr Ernährer, ihr Vater war ja auch todt.

Miscellen und Anecdoten.

(Kraftproben Kaiser Peter's I. und König August's II.) Man weiß, daß Peter der Große und sein Alliirter, König August von Polen (Kurfürst von Sachsen), Beide eine sehr ungewöhnliche, fast übermenschliche Körperkraft besaßen. Eines Abends war der Erstere bei dem Letzteren in einer kleinen, dem Fürsten Radziwill gehörenden Festung an der kurländischen Gränze zum Souper. Während der Mahlzeit bemerkte August, daß ein silberner Teller, den man ihm gereicht hatte, unrein war; sofort bog er den Teller zusammen, daß eine Rolle daraus ward, und warf ihn an die Seite. Peter glaubte, der König wollte nur mit seiner Stärke vor ihm prahlen, darum drückte auch er seinen Teller zu einem Klumpen und legte ihn vor sich hin. Jetzt wurde August hitzig und zermalmte einen großen silbernen Napf zwischen den flachen Händen, aber Peter blieb auch in diesem Experiment nicht hinter ihm zurück, er that von seiner Seite ein Gleiches mit einem anderen Napfe. Die beiden starken Potentaten waren auf bestem Wege, das ganze Tafelservice zu zerstören, hätte nicht Peter dem curiosen Wettkampf mit folgenden Worten ein Ende gemacht: „Bruder August, wir kneten und verbiegen Silber, daß es eine Lust ist, aber ersprießlicher wird es sein, wenn wir das schwedische Eisen zu krümmen versuchen." — Ein anderes Mal, als beide Monarchen in der Stadt Thorn verweilten und zu ihrer Ergötzung einen Stierkampf mit ansahen, wollte August dem Czaar beweisen, daß zu seiner Heldenstärke auch Heldenmuth sich gesellte. Er packte eine der wüthenden Bestien beim einen Horn, holte mit dem andern Arme aus und hieb mit einem Säbelstreiche den Kopf des Stieres vom Rumpfe. „Warte, Bruder August, auch ich verstehe was," rief ihm Peter zu, „befiehl einmal, daß man einen Ballen Tuch bringe!" Der Ballen wurde gebracht, Peter warf ihn in die Luft, zog dann mit Blitzesschnelle seinen Pallasch und führte, ehe das Tuch wieder am Boden ankam, einen so gewaltigen Hieb gegen dasselbe, daß es in zwei Stücke niederfiel. König August bot nun alle seine Stärke und Gewandtheit auf, um etwas Aehnliches zu leisten, auch beschädigte er manchen Ballen, aber das Entzweihauen in der Luft gelang ihm nimmermehr.

(Operation im Schlafe.) Der Operateur Tophan in London hat einen armen Handwerker magnetisirt, eingeschläfert und ihm dann ein Bein abgenommen. Als der Mann erwachte, war er sehr erstaunt und soll gesagt haben: „Gott, was einem Alles im Schlafe passiren kann!" — Der Patient befindet sich auf dem Wege der Besserung.

(Resolution Friedrich des Großen, auf an ihn gerichtete Suppliken. — Genau nach dessen Handschrift copirt.) Jahr 1763. Gesuch des Bereiters Brandhorst um Zulage — „wenn er nicht Mehr haseliren wirdt und vernünftig Reiten wirdt."

Gesuch der Potzdamer Bäcker um Bewilligung von Korn aus dem Magazin. „Sie haben über 500 Wispel gekrigt, es Seindt Canaillen, der Magistrat muß Sie vohr Krigen."

Gesuch des Schutzjuden Samuel Jakob, zu Zossen, um Concession zur Anlegung einer Dänisch-Handschuh-Fabrik. — „er kann den Kerel in Berlin arbeit geben, handschen Macher ist ein Professioniste und Kein Manufacturier."

Beschwerde der Stadt Frankfurt a. d. O. über Einquartirung. — „das Kann ja nicht anders Seindt, ich kann ja das Regiment nicht in die Taschen Ste-

chen, alleine es werden die Cassernen wieder Erbauet werden."

Gesuch des G. M. von Kleist, nach seinem Gute Stavenow gehen und hiernächst das Bad gebrauchen zu dürfen. — „Keine Naredeien von Bäder, er soll nicht haseliren."

1764. Gesuch des Kammerherrn Baron v. M., das Aachener Bad gebrauchen zu dürfen. — „was er da Machen wil, er wirdt was er noch übrig hat dort verspilen und wie ein bettler zurück Komen."

Widerholtes Gesuch desselben in's Bad zu reisen. — „er Kan zum Teufel gehen."

Die Frau von Holwede bittet um eine Präbende für ihren Sohn. — „ich habe Keine Prepende an Müsichgängers zu vergeben."

Gesuch der Gräfin Paradies, ihren im Bairischen Militär stehenden Sohn ins Preußische Militär aufzunehmen, damit er durch gute Disciplin vom Trunke abgehalten werde. — „ich Suche guhte Officiers aber was liberlich ist wirdt weggejaget, mit dergleichen leute ist mihr nicht gedient."

1765. Gesuch des Predigers Pels zu Bernau um 150 Thlr. jährliche Pension, da er von 185 Thlr. Tractament nicht leben könne. — „die apostelen Seindt nicht gewinn Süchtig gewesen Sie haben umb Sonst geprediget, der Herr Pels hat Keine apostolische Sehle und denket nicht das er alle güter in der Welt vohr nichts ansehen mus."

Gesuch des Grafen S— um ein Darlehn von 300,000 Thlr. — „das Kan nicht Sein, ich bin der Große Mogul nicht."

1766. Gesuch des Landraths von W— zu Landsberg um Vergütung wegen erlittenen Brandschadens und verlornen Habseligkeiten, beim Küstriner Bombardement. — „am jüngsten Tag Krigt ein jeder alles Wieder, was er in diesen Leben verloren hat."

Der Bereiter Boley bittet, zur Belohnung des in England besorgten Pferdeankaufs um Ernennung zum Stallmeister. — „er hat braf bei seinem Einkaufe gestohlen er Sol zufrieden Seindt das ich dahzu Stille Schweige, aber ihn davohr zum Stallmeister Machen So Nerrisch bin ich nicht."

(Wechselseitiger Unterricht.) Sterne, der berühmte witzige Engländer, der von einem Freunde öfters Wildpret zum Geschenk erhielt, vergaß immer, dem Bedienten, der es überbrachte, das erwartete Trinkgeld zu übergeben. Darüber aufgebracht, beschloß dieser, bei Gelegenheit seinen Verdruß auszulassen. Als er daher wieder ein ähnliches Geschenk zu überbringen hatte, trat er barsch und ohne anzuklopfen in Sterne's Zimmer, that kaum den Hut vom Kopfe, und warf das Wildpret auf den Tisch, indem er einige unverständliche Worte dazu murrte.

Sterne sah ihn mit großen Augen an: „Hör' er, guter Freund," sagte er, „das hat ihn seine Herrschaft gewiß nicht geheißen, daß er sich so flegelhaft aufführen soll. Weiß er nicht besser, was sich schickt für einen honetten Bedienten? Da setz' er sich auf einen Stuhl, als wenn er ich wäre; ich will ihm zeigen, wie er's machen muß."

Damit ging Sterne vor die Thüre und klopfte bescheidentlich an. Herein! rief der Bediente. Mit einem tiefen Bückling trat Sterne nun ein, überreichte dem Bedienten das Wildpret mit höflichem Anstande, und sagte: „Eine höfliche Empfehlung von meinem Herrn, hier schickt er Sr. Hochwürden eine Kleinigkeit, und wünscht, daß es wohlbekomme." —

Warte nur, dachte der Bediente, diesmal habe ich dich. Kaum hatte daher Sterne seine Rede geendigt, so stand er freundlich auf, und sagte: „Seinem Herrn lasse ich gehorsamst danken, und hier — indem er in seine Westentasche griff, als wollte er Geld hervorziehen — hier ist ein Trinkgeld für ihn, mein Freund."

Mit herzlichem Lachen über den guten Einfall des Menschen griff Sterne ebenfalls in die Tasche, gab ihm eine angemessene Belohnung, und der Bediente soll in Zukunft nie mehr Grund gehabt haben, sich über Sterne's Sparsamkeit oder Vergeßlichkeit zu beklagen.

— Bei den pariser Damen ist der Paletot — der Paletot-sac — in die Mode gekommen. Nun hört vollends aller Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern auf; die Frauen reiten, schreiben absolete Bücher, rauchen Tabak, duelliren sich, erfinden neue Religionen, politisiren: treiben Alles männliche, bis auf den Bart, was aber nur Schuld der Löwenpomade ist, denn wäre diese echt, d. h. hielte sie, was sie verspricht, so würde auch ein stattlicher Bart ihr Kinn zieren. Aber der Paletot! Also keine Taille, keine Rundung, keine Grazie, keine Hüftenwellenlinie — mit einem Worte: keine Frauen mehr! Uebrigens gibt es Frauengestalten, die durch den Paletot nicht entstellt werden können.

(Ein Brief des Kaisers von China an den von Rußland.) „Wir, Selbstherrscher aller Chinesen, Schatten Gottes auf Erden 2c. haben mit einem herablassenden Ohr die demüthigen Klagen angehört, die mir Dein Diener überbracht hat. Ich habe in meiner Weisheit befohlen, daß die rothhaarigen Barbaren bis auf Weiteres leben sollen. Was beklagst Du Dich, weißer Czaar? Meine Gnade ist den Gehorsamen so nöthig wie die Luft zum Athmen. Ich habe meinen Zorn nicht auf Dich fallen lassen, weil ich die rothe Königin mit einem barmherzigen Friedensbrief beglückte; denn ich mische mich nicht in Eure elenden Streitigkeiten und bin so viel köstlicher als Ihr, wie die Seide köstlicher ist als Juchten. Darum sei still. Ihr könnt alle Beide leben; es ist außer dem himmlischen Reich noch ein kleiner Vorsaal, wo Ihr Beide Platz habt; nur stört nicht mit frechem Lärmen meine Ruhe und pocht nicht rebellisch an meine Thür. Mein Wort ist heilig. Wofern Du jedoch Beweise bringen kannst und Schwüre, daß die rothborstigen Barbaren wieder in ihre Unklugheit verfallen, so soll Dir gestattet sein, sie zu vernichten. Ich will Deine Listen mit einem gnädigen Lächeln ansehen. Deinen Tribut an großen Kugeln und Blitz-Pulver habe ich mit Gewogenheit angenommen. Schicke noch einige Knechte, damit sie meine Kanonen im Donnern unterrichten. Denn ich sehe schon, ich muß die rothen Barbaren doch ausrotten, weil sie keine Vernunft annehmen werden. Sie fangen an, mein Volk mit Baumwolle zu drücken und mit fremden Tüchern zu binden, damit sie es plündern. Ihre Gefräßigkeit ist zu groß. Aber mein Wunsch ist Vorsicht. Dann werde ich die Sonne blos

Digitized by Google

auf Dich scheinen lassen, und sie werden vergehen in Nebel. Ein höchst sinnreiches Schreiben! lies es mit Bedacht, damit Du Weisheit lernst!" (Komet.)

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Schwarze Fracks, schwarze Fracks und immer schwarze Fracks, weiter läßt sich in unsern Tagen über Herren-Moden nichts sagen. Die Sammetfracks, mit denen man einen Versuch machte, findet man zu großväterlich. Auf Bällen trägt man Westen von Sammet mit brochirten Blumen, die sich in großen Carreaux befinden; beliebter sind indeß die Westen von weißer Seide mit vortretenden Rippen und kleinen in Gold und Silber brochirten Blumen. Man hat sie mit breitem Shawlkragen, vorn sehr weit offen und so lang, daß sie einigermaßen die Hüften bedecken. Diese letztere Art ist vorzugsweise beliebt. Die Frackschöße sind noch immer vollkommen breit, obgleich man bereits wieder davon spricht, sie spitzer zulaufen zu lassen. Sonst trägt man noch Mäntel ohne Aermel, kurz, mit Sammetkragen und Sammetfutter. Die Fracks macht man auch mit ziemlich breitem, oben niedrigem Kragen, der unmerklich in die Revers übergeht, welche sich bis an den letzten Knopf unten umschlagen.

Damen-Mode. Die Röcke sind noch immer sehr lang, selbst bei den Kleidern zum Ausgehen. Wenn eine Dame steht, so berührt ihr Kleid den Fußboden und steht auf demselben. Was man auch gegen die engen Aermel sagt, so macht und trägt man doch keine anderen; nur oben am Oberarme garnirt man sie bisweilen mit irgend einer Verzierung.

Die kurzen Aermel reichen nur bis in die Mitte des Armes, oder bis drei Querfinger über den Ellbogen; die Garnituren an denselben dürfen nicht sehr umfänglich sein.

Auf den Hüten, die man des Vormittags trägt, sieht man statt der Bandschalen, die gemein geworden sind, einen Sammetausputz, der guirlandenartig auf dem Schirme liegt und recht geschmackvoll ist. Ein schöner schwarzer Spitzenschleier sieht auf einem Sammethute ebenfalls sehr gut aus.

Unter dem Schirme der Hüte sieht man bei den Damen, die starke Locken haben, gar nichts; diejenigen, welche das Haar gescheitelt tragen, machen nur einige schwache Bandschalen daran; die Blumen werden unter dem Hutschirme gar nicht mehr getragen.

Die Häubchen sind sehr einfach, und haben nur ein zierliches Band, ein zierliches Blümchen zum Ausputz. Der Boden fällt nicht sehr weit auf den Nacken, der Kopf bleibt bei den neuesten Häubchen überhaupt sehr frei.

Elegante Damen lieben natürliche Blumen im Haar. Das geflochtene Haar bildet einen etwas offenen Kranz, der auf dem Wirbel erscheint. Manche Damen lassen die Enden rechts und links bis fast auf den Hals heruntergehen, so daß der Haarputz gleichzeitig sehr niedrig und doch auch wieder hoch ist. Die Kragen sind noch immer sehr klein. Abends trägt man gar keine. Die auf die Hand fallenden einfachen oder doppelten Manschetten haben die glatten verdrängt. Der Hauptluxus in Weißzeug sind die Fichus, und man entlehnt ihre Form jetzt meist denen, welche vor vielen Jahren getragen wurden. Es gibt Fichus, die am Halse und auf der Brust in Falten gezogen sind, und die vorn unter einer Schleife, einem Bouquet oder einer großen Nadel mit den beiden Enden zusammentreffen. Auf dem Rücken ist der Fichu rund geschnitten und gleicht einer Pelerine. Die Pelerinen sind völlig aus der Mode.

Beiliegt ein **Modenkupfer**.

Vorschlag

an die Herren — Herren-Schneidermeister, Damen-Schneidermeister beiderlei Geschlechts, an alle resp. Mode- und Putzhandlungen, kurz an Alle, die sich für den Wechsel der Mode interessiren.

Mein **Gutenberg**, Zeitschrift für Gebildete, wöchentlich 1 Bogen Text groß Quart und bisher vierteljährlich mit drei brillanten Modenbildern (nicht Lithographie, sondern **Kupferstich**), Preis 15 Ngr. für das Vierteljahr, erfreut sich schon seit einigen Jahren eines namhaften Beifalls; doch bin ich gesonnen, wenn ich die erforderliche Unterstützung finde, die **billigste Modenzeitung** in der Weise herzustellen, daß ich von Ostern an ohne **Verkleinerung** des Druckbogens und ohne **Erhöhung** des Preises **wöchentlich** ein Modenbild von **drei Figuren** (abwechselnd 2 Herren und 1 Dame und 2 Damen und 1 Herrn) bringen will, wofern sich bis dahin nur der größere Theil der Obengenannten in meiner Expedition (Petersstraße Nro. 31|58, I. Etage) zum Abonnement gemeldet haben werden. In diesem Falle werde ich dann besonderen Fleiß auf einen ausführlichen und verständlichen wöchentlichen pariser Modenbericht und die Erklärung der Modenkupfer verwenden, den Namen **Gutenberg** mit einem entsprechenderen Titel, wie etwa: **Leipziger Modenzeitung** vertauschen, und erlaube ich mir zu obigem Zwecke in den nächsten Tagen eine besondere Subscriptionsliste mit beigelegten **Probe-Modenkupfern** herumgehen zu lassen.

R. Büchner.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 8. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 9. (Sonnabend, den 25. Februar.) 1843.

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die merkwürdige Brautfahrt.
(Beschluß.)

Ueberrascht durch das Geschehene, noch mehr aber bestochen durch diesen seltsamen Schritt eines schönen, ritterlichen, berühmten Mannes, der allerdings der Beachtung ihr nicht unwerth schien, schwankte Marie lange in ihrem Entschlusse und gab endlich folgenden Bescheid: „Wünscht der Schreiber dieser Zeilen eine Antwort, so möge er sie selber holen. Ist seine Gesinnung redlich, Muth ihm nicht fremd, so findet er an der Nordseite der Veste, in der Mitternachtsstunde ein erleuchtetes Fenster; eine an der Mauer daselbst befestigte Strickleiter wird ihn an den Ort seiner Bestimmung und an die Stelle bringen, wo die Entscheidung seiner wartet.“ Mit Blitzesschnelle war Wesseleny entschlossen. Nur einem einzigen seiner Gefährten vertraute er das Geheimniß, um für den Fall Anordnungen zu treffen, als ihm ein Unfall begegnen sollte.

Lange schon war die Erde in Nacht gehüllt, tiefes Schweigen herrschte rund umher, blos von den am Wachfeuer gelagerten Soldaten unterbrochen. Da erhob sich der Feldherr leise aus seinem Zelte, und eilte der verhängnißvollen Stelle zu. In schwindelnder Höhe, gerade wo die Felsenburg am steilsten war, schimmerte ein kleines Licht, einem einzelnen Sterne in düsteren Nebelwolken gleich, zu dem ein schwankender Pfad, aus trügerischen Stricken geflochten, hinaufführte, den sicheren Tod dem unvorsichtigen Tollkühnen drohend. Eines unwillkürlichen Entsetzens konnte sich unser Abenteurer bei diesem Anblicke nicht erwehren; doch schritt er weiter auf der Bahn, die er nun schon einmal fest und ruhig betreten hatte. Alles fand er, wie es ihm beschrieben ward. Mit einem Sprunge stand er in einem leeren, sparsam erleuchteten Gemache; kaum hatte er aber den Boden berührt, als er sich rücklings ergriffen, und mit kräftigen Händen zur Erde geworfen fühlte. Mehrere Vermummte umgaben ihn, die ihm Dolch und Schwerdt entrissen, und ihm Stillschweigen geboten, wofern er nicht geknebelt sein wolle. Eine kleine Nebenthüre ward geöffnet, und ihm ein niedriges, beschränktes, mephytische Dünste aushauchendes Behältniß zum Aufenthalte angewiesen. Ein alter hoher Mann trat nun vor, und sprach im abgemessenen, dumpfen Tone: „Der Ort, an welchem Ihr Euch befindet, sagt Euch hinreichend, wer nun im Stande ist, seine Gewalt über Euch auszuüben; doch entbietet Euch meine mächtige Gebieterin durch mich ihren Willen: Euch werde Freiheit, Reichthum, ja selbst Mariens Hand, wenn Ihr die Sache Eures Königs verlaßt, und des Siebenbürgers treuer Anhänger werdet. Weigert Ihr Euch aber, so erwartet Euch der martervollste Tod, ehe die Nacht um eine Stunde älter ist.“

„Auf schändliche, verrätherische Weise bin ich nun hierher gerathen,“ rief Wesseleny; „nie werde ich abschwö-

Digitized by Google

ren meiner Pflicht und meiner Ehre, nie brechen die Eide, die mich an Ungarn binden, tödtet mich, und noch im Sterben soll mein Mund beten für Ferdinands Wohl, fluchen Eures Verraths und Eurer Schändlichkeit."

Noch waren diese Worte kaum verhallt, als sich Wesseleny schon allein, und den schmerzlichsten Betrachtungen überlassen sah.

Schnell war die Stunde verflossen, die Riegel des Kerkers rasselten, die Pforte öffnete sich, und herein trat die hohe Gestalt, welche vorhin gesprochen hatte. Nochmals bot er Alles auf, des Feldherrn starren Sinn zu beugen; doch als Alles Zureden, jede Drohung fruchtlos blieb, füllte sich der enge Raum mit Gewappneten, und aus ihrer Mitte ging ein Mann, dessen, im gräßlichen Schimmer der Fackeln hellblitzendes Schwerdt den Vollstrecker des grausamen Bluturtheils verkündete. In kurzem Gebete empfahl Wesseleny seine Seele dem Herrn; dann trat er, den Blick voll Hoheit und Würde, muthig, mit entschlossenem Schritte, dem furchtbaren Manne entgegen. Da rauschen plötzlich faltige Gewänder in Eile durch die Gemächer, und des Schlosses hehre Gebieterin steht vor Wesseleny's empörtem Antlitze.

„Du hast die Probe ritterlich bestanden," so tönt es aus ihrem wunderlieblichen Munde; „Du bist es werth, daß ich Dir der Güter Höchstes, meine Freiheit zum Opfer bringe! Nur ein großgesinnter Mann durfte es wagen, mir die gebietende Hand zu reichen: darum mußtest Du den Muth größer als in der Schlacht bewähren, sollte ich vor Dir, dem Stärkern mich beugen! Hier — nimm meine Hand, und mit ihr diese Veste, die von nun an nur Dir und Deinem Fürsten sich erschließen soll."

Kaum hatte noch die Sonne den weiten Horizont überschritten, so war das königliche Heer im Besitze Murany's, und die siebenbürgische Besatzung gefangen. — Bald darauf knüpfte des Priesters Segen jenes unauflösliche Band, das eines der edelsten Heldenpaare bis ins späteste Alter beglückte und beglückend vereinte.

Die Liebesprobe.

Nizza lag, nachlässig hingestreckt, auf dem Sopha; ihr schönes, von schwarzen Locken umflossenes Antlitz war herabgeneigt; sie hatte die Arme über die Brust gekreuzt, während die Füße auf einem kleinen Tabouret ruhten. Die unregelmäßigen Falten ihres Kleides gaben der reizenden Gestalt einige Aehnlichkeit mit den Statuen der modernen Sculptur oder mit den anziehenden Portraits eines Boulanger.

Ich hatte meine Aufmerksamkeit nicht auf sie gerichtet; ich ging in dem von Blumengerüchen durchwürzten, schön möblirten Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit that ich ein paar Züge aus meiner Cigarre, deren Rauchwolken den Raum durchzogen; oder ich blieb am Fenster stehen und betrachtete die schöne Landschaft, welche sich meinen Blicken darbot, das liebliche Gefilde der Touraine, das herrliche Grün und den goldenen, blauen Himmel. Alle diese Reize aber sah ich mit so großer Gleichgültigkeit an, als ob ich eine von den engen Straßen unserer Vorstadt vor mir gehabt hätte. Mein Geist war mit ganz andern Dingen beschäftigt; und war in jenen Zustand geistiger Lethargie versunken, welchen ein Philosoph den wachen Traum der Seele genannt hat.

Bereits dreißig Male hatte ich den Gang durch das Gemach gemacht, als ich einen tiefen Seufzer vom Sopha her vernahm; ich fuhr zusammen und fragte Nizza:

„Leidest Du?"

„Ja," antwortete sie.

„Und was hast Du denn?"

„Ich langweile mich."

Ein furchtbarer Argwohn, ein quälender Zweifel bemächtigte sich meiner mit größerer Stärke. Diese, meinem Herzen so theure Stimme ließ mich dieselbe Klage hören, welche ich im tiefsten Innern verbarg — denn auch ich langweilte mich. Ich ließ meine Blicke auf der Engelsgestalt ruhen, welche die Traurigkeit noch schöner machte. Ich warf meine Cigarre weg und — zündete eine andere an. Darauf setzte ich meine Promenade fort.

Nachdem ich wieder einige Gänge gemacht, näherte ich mich der armen Betrübten, ergriff ihre Hand und fragte sie mit leidenschaftlichem Ausdruck:

„Sag' mir, Nizza, warum bist Du betrübt! Warum langweilst Du Dich?"

„Ich weiß nicht; es kommt mir vor, als ob — aber das ist nur so ein flüchtiger Einfall — es kommt mir vor, als ob ich Dich nicht mehr so, wie früher, liebe."

„Nun denn — so will ich Dir ebenfalls gestehen — ich habe schon längst mein Ennui verborgen, doch nach Deinem naiven Bekenntniß, will ich Dir meinerseits auch nichts verschweigen; ich glaube, meine Liebe hat sich, wie die Deinige, vermindert."

„Sieh doch, der Trotzkopf! ich meinte, ich würde Dich in Feuer und Flammen bringen. Aber höre, Leon,

Digitized by Google

es ist so besser, daß Du nicht mehr in mich verliebt bist, es würde mir Kummer machen, wenn ich sähe, daß Du Dir meine Gleichgültigkeit zu Herzen nähmst. Gut, daß wir einerlei Meinung sind. Doch sage mir, mein Freund, wie mag es denn gekommen sein, daß diese glühende Liebe so schnell erloschen ist?"

„Das begreift sich leicht; als ich, nach manchem Widerstande und Hinderniß endlich die Einwilligung Deines Vaters zu unserer Vermählung erhielt, nahmen wir uns gegenseitig vor, nur Eins für das Andere zu leben, uns ganz einander zu widmen, uns in dieses Landhaus zurückzuziehen, wie Eifersüchtige, die um ihr Glück bangen und geizen. Wir haben diesen Vorsatz ausgeführt, wir haben uns drei Monate lang geliebt, wir haben mit einander den Vorrath unserer zärtlichen Empfindungen erschöpft und an einem schönen Tage sind wir erwacht, und, ermüdet von diesem einförmigen Leben, gelangweilt von unseren gegenseitigen Liebkosungen und Liebesversicherungen, haben wir uns Beide gefragt: „Sollte ich nicht mehr lieben?"

„Und was thun wir nun in unserer Lage?"

„Ja, was wir thun sollen?"

„Die Welt sehen, jedes nach seinem Belieben," sagte meine Tante, welche bei den letzteren Worten eingetreten war. „Euch in die Gesellschaft zurück begeben und Euch weiter nicht um die Empfindungen bekümmern, die Euch in diesem Augenblicke bewegen."

„Das ist wahr! Auf Ehre! Ich liebe Dich nicht," sprach ich ernsthaft zu Nizza.

„Noch ich Dich!" entgegnete sie lachend.

„Nun wohlan, werden wir wieder Leute von Welt; leben wir wie ein paar Freunde, gute und wahre Freunde, und suchen wir jedes auf seiner Seite, in den Zerstreuungen der Gesellschaft das Mittel, den Spleen zu vertreiben, der uns verzehrt!"

Wir spendeten dem Vorschlag unserer Tante großen Beifall, und den Tag darauf waren wir in Paris.

Ein bedeutendes Ereigniß war eben eingetreten; von allen Seiten traf man Festlichkeiten, und Einladungen zu Bällen, Soireen und Concerten flogen auf zierlichen Karten hin und her. Ich freute mich wie toll, mich zu jener lustigen Klasse junger Thoren wieder zu gesellen, die ich seit meiner Verheirathung verlassen hatte. Was Nizza betrifft, so sprang sie bei der Herstellung ihres Ballkostüms vor Freude, wie ein junges Mädchen, das einen ersten Preis in der Pensionsanstalt beim Examen gewonnen hat.

An einem und demselben Abend waren wir beim österreichischen Gesandten. Ich fühlte mich glücklich, mich mitten durch die Reihen drängen zu können, in welchen alle Stände und Alter, junge und alte Leute, Frauen aller Art, wie Blumen durch einander gemischt waren. Trunken ruhten meine Augen auf den anmuthigen Quadrillen; meine Blicke flogen von Gesicht zu Gesicht; geblendet von dem Glanz der Rubinen und Diamanten, welche auf der Stirn der Königinnen dieses prächtigen Festes funkelten; ich überließ mich schon ganz der Fülle von Lust und Vergnügen, als ich, mich zufällig umwendend, Nizza bemerkte, die sans façon ihre Hand einem sehr galanten und angenehmen Cavalier zum Kuß darreichte. Ich kann nicht beschreiben, was da in mir vorging; ein Anflug wüthender Eifersucht flog durch meine Adern; meine Hände ballten sich krampfhaft, als wollten sie nach einer Waffe greifen, um den Verwegenen zu bestrafen, der dieses Kleinod von Schönheit zu berühren wagte. Und doch — diese Frau, welche so meine Wuth aufregte, ich liebte sie ja nicht mehr, wenigstens hatte ich mir eingebildet, sie nicht mehr zu lieben. Ach, ich liebte sie mehr, als jemals! Von diesem Augenblicke an hatte der Ball keinen Reiz mehr für mich; ich litt Qualen, wie ein Verdammter, so lange der Tanz dauerte. Alle die Gesichter, die mir noch kurz vorher so frisch, so lachend, so froh erschienen waren, schienen mir nur verrätherische Masken, welche häßliche Züge und abstoßende Blicke versteckten. Die so schönen und anziehenden Blüthen hatten in meinen Augen alle Anmuth und alle Anziehungskraft verloren. Unter entsetzlicher Pein wartete ich auf das Ende der Soiree, und, als dies kam, führte ich in lebhafter Bewegung meine Frau fort, die mir ganz heiter und noch wie trunken von den Vergnügungen, die sie genossen hatte, folgte.

Bei der Ankunft in unserer Wohnung verließ ich meine Gattin in heftiger Mißstimmung, und ging, meine Tante, diese ehrbare Vertraute unserer Gefühle, aufzusuchen.

„Du siehst ja aus," sagte sie zu mir, „als ob Du ein Kind wärest, das mir ein Strafpensum hersagen wollte. Laß sehen, sprich, wie war's diesen Abend, und warum diese finstere und gefaltete Stirn?"

„Ach, ich bin sehr krank, meine theuere Freundin."

„Nun, dann laß mich wissen, wo der Sitz der Krankheit ist!"

„Ich getraue mir nicht, es zu sagen."

„Keine Kinderei! halte mich nicht länger in Spannung; antworte schnell."

„Wohlan — aber machen Sie sich nicht über mich lustig — ich — ich bin eifersüchtig!"

„Eifersüchtig? Und auf wen?"

„Auf Nizza, liebe Tante."

Digitized by Google

„Aber Du liebst sie ja nicht mehr?"

„O mehr, als je, und ich fühle, daß ich ohne ihre Liebe nicht leben kann."

„Gut, gut, mein Herr Ungetreuer, kommen Sie mit mir, folgen Sie meinem Rath, spielen Sie nicht den Verzweifelnden; gebehrden Sie sich nicht in Ihrem Schmerze, wie ein Tyrann in einem Melodram, und glauben Sie mir, Ihre Sache ist noch nicht verloren."

Acht Tage nachher waren wir wiederum im Gewühl der Feste und der eleganten Welt; aber diesmal hatte ich mich einer peinlichen und schwer auszuführenden Rolle unterzogen; ich hatte indessen Kraft genug, dem Rathe meiner verständigen Beschützerin bis zuletzt zu folgen, ich war fröhlich und galant während der ganzen Dauer der Soiree. Weit entfernt, mit meiner Frau zu tanzen, kam ich gar nicht in ihre Nähe, und machte einer jungen italienischen Marquise, von seltener Schönheit und der feinsten Coquetterie angelegentlich den Hof. Ich war dermaßen aufgeregt, daß ich meine Rolle natürlicher spielte, als ich selbst gewollt, denn, nach einigen Contretänzen, glaubte mich die schöne Venetianerin schon durch und durch verliebt in sich. O, wie glücklich war ich deshalb, glücklich über den Erfolg meines Spiels. Nizza nämlich hatte aus der Ferne alle meine Bewegungen beobachtet; ihren schönen Augen war meine galante Bemühung nicht entgangen; ich befand mich auf dem höchsten Gipfel der Freude — ich hatte ja meinen ersehnten Zweck erreicht. Nizza war ebenfalls eifersüchtig.

Ach, wie viel Stärke und Muth kostete es mich, sie nicht an mein Herz zu drücken, als ich sie bei der Rückkehr vom Ball, verstohlen ihre Thränen verbergen sah, welche verrätherisch von ihren schönen Wimpern rannen. Viel größere Anstrengung brauchte ich, um ihr die Wahrheit zu verhehlen. Doch meine Eigenliebe war im Spiel, und ich wollte meines Triumphes sicher sein.

Am andern Tage befanden wir uns alle drei, Nizza, meine Tante und ich, im Speisezimmer vereinigt, alle drei nachdenklich und unter dem Einflusse eines und desselben Gedankens. Plötzlich entschlüpfte Nizza, die bisher ihre Empfindungen zu verbergen gewußt hatte, ein Seufzer, und schluchzend warf sie sich in meine Arme.

„Was ist ihr denn?" fragte mit feiner Ironie meine Tante, wie wir sie bei alten Damen von Geist oft finden.

„Oh, fragen Sie nicht," entgegnete ich, indem ich die Stirn der schönen Weinenden mit Küssen bedeckte, „und verzeihen Sie uns, denn wir sind rechte Kinder gewesen."

„Du wußtest also, daß ich eifersüchtig war?" fragte Nizza mit Freimüthigkeit, indem sie ihr allerliebstes, in Thränen gebadetes Antlitz erhob.

„Und war ich selbst nicht auch eifersüchtig, meine Theure," gab ich ihr schnell zur Antwort, „habe ich nicht auch die Qualen dieses Gefühls empfunden? Geh', Du hast mich sehr grausam dafür bestraft, daß ich geglaubt hatte, ich liebe Dich nicht mehr."

„O!" rief Nizza, im Gefühl ihres Glückes, „kehren wir schnell auf unser Landgut in die Touraine zurück."

„Nein, meine Kinder," sprach meine Tante ernsthaft, „kehrt noch nicht nach der Villa zurück, bleibt noch im Kreise der Welt, wohin Euch Euer Rang und Euer Vermögen beruft, mäßigt diese Empfindung, die Euch jetzt bewegt. Wenn Ihr Euch wieder auf Euch selbst beschränkt, so wird die Langeweile bald zurückkehren, während Ihr mehr das hohe Glück, Euch gegenseitig zu lieben, genießen werdet, wenn Ihr Euch stundenlang bisweilen von einander durch die Anforderungen der Etikette und der Gesellschaft getrennt seht.

Die gefährliche Tante.

Madame B..., eine ehrenwerthe Dame, die mit ihrem Sohne, einem jungen Manne von ohngefähr fünfundzwanzig Jahren, einem Bijouteriegeschäfte zu Paris in der Fauburg St. Germain, Bussystraße, an der Ecke der Straße Bourbon-Château, vorsteht, befand sich am letzten Tage des vergangenen Jahres allein in ihrem Comptoir, als gegen Mittag ein auf das geschmackvollste gekleideter junger Mann aus einem eleganten Cabriolet stieg und in den Laden trat. „Ich habe mehrere Einkäufe zu machen," sagte er; „ich werde noch heute meine Wohnung in Ihrer Nachbarschaft nehmen; haben Sie die Güte, Madame, mir einige Kleinigkeiten zu zeigen; ich will mir verschiedene Sachen aussuchen zu Neujahrsgeschenken für morgen oder übermorgen. Nur nichts allzu Kostbares! ein Armband, zwei oder drei goldene Ketten, eine Broche, goldene Ohrringe! Seien Sie nicht zu theuer! wir kommen aus der Provinz, meine Familie und ich, um von nun an in Paris zu wohnen; ich werde mich nächstens verheirathen; aber, wie gesagt, gute und billige Waare verschafft gute Kundschaft!" — Die Bijouteriehändlerin, dem eleganten und redseligen Kunden ruhig zuhörend, stand von ihrem Stuhle auf und brachte ihre Kasten herbei, welche die kostbarsten Gegenstände enthielten. Es war wirklich schwer, aus dieser Menge der auf das geschmackvollste gearbeiteten allerliebsten Kleinigkeiten

Digitized by Google

eine Wahl zu treffen. Der junge Mann prüfte indessen jedes einzelne Stück mit einer Kennermiene, frug nach dem Preise, den er stets zu hoch fand, und legte Alles, was ihm gefiel, bei Seite. Endlich ließ er sich seine Rechnung stellen, die sich auf 2367 Francs belief. „Gut," sagte er hierauf, „unterschreiben Sie die Rechnung und schicken Sie mir sie mit den Sachen in meine Wohnung. Hier ist meine Adresse!" Der junge Mann warf seine Karte auf den Tisch und machte Miene wegzugehen. Aber sich anders besinnend, sagte er: „Ja so, ich vergaß, daß ich noch eine Pendule für meine alte Tante nöthig habe! Zeigen Sie mir nur die einfachsten und billigsten! meine Tante ist eben so sparsam als reich; die treffliche Frau! sie ist keine Freundin von allzu kostspieligen Geschenken. Er wählte wirklich eine einfache Pendule von eingelegter Arbeit, die nicht über 70 Francs kostete, ließ sie zu den übrigen Gegenständen stellen und den Preis auf die Rechnung setzen. „In einer kleinen Stunde," sagte er weggehend, „erwart' ich Sie, lassen Sie ja nicht auf sich warten, denn ich habe noch viel zu thun." — Eine Stunde später erschien der Commis der Madame B... in der Wohnung des fashionablen Käufers und zwar in Begleitung des Sohnes seiner Principalin, der zu größerer Sicherheit mitgekommen war, weil die pariser Kaufleute sich vor den stets neuimprovisirten Kunstgriffen der Gauner nicht genug in Acht nehmen können. Das Haus hatte ein stattliches Aussehen, die Wohnung befand sich im ersten Stock und mußte wenigstens tausend Thaler Miethe kosten. Sie fanden den jungen Mann in dem Vorzimmer beschäftigt, die Länge und Breite desselben auszumessen. Er schien ganz verlegen, als er wahrnahm, daß sie ihn bei dergleichen Beschäftigungen überraschten; er verwünschte die Nachlässigkeit der Handwerker und bat sie einen Augenblick zu warten, um seine Tante von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, da er ihr zuerst die für sie bestimmte Pendule zeigen wollte. Er nahm auch wirklich die Pendule, ging in den Salon, dessen Thür er halb offen ließ und schritt in ein zweites Zimmer, das wohl zum Boudoir oder Schlafgemach bestimmt schien. „Hier ist Ihre kleine Pendule, liebe Tante," sprach er, „sie ist nach Ihrem Wunsche ganz einfach." — Sie ist noch viel zu kostbar," antwortete die Stimme einer bejahrten Frau, „Du begehst immer Thorheiten; das mag wieder ein schönes Geld gekostet haben!" — „O nein, liebe Tante, 70 Francs." — „Nun, das geht an! aber wie ist's mit den andern Sachen, mit den Neujahrsgeschenken für Deine Schwester, Deine Cousinen?" — „Es ist Alles recht schön und wohlfeil; überzeugen Sie sich selbst davon; ich will Ihnen die Sachen und die Rechnung zeigen." — „Ja, ja, ich sehe schon, Du Taugenichts hast es darauf abgesehen, mich einen hübschen Theil der Rechnung zahlen zu lassen." — Der junge Mann antwortete nicht und ging sogleich zum Juwelier und seinem Commis mit der Pendule zurück, um sich für einen Augenblick die Bijoux und die Rechnung von ihnen geben zu lassen. „Meine Tante," sagte er, „ist gut gelaunt, sie soll sich überzeugen, daß sie mir weder in Betreff meiner Sparsamkeit, noch meiner geschmackvollen Auswahl einen Vorwurf machen kann. Er ging hierauf wieder in das Zimmer zurück, ließ die Thür abermals halb offen und knüpfte die Unterredung von Neuem an: „Ueberzeugen Sie sich nun, liebe Tante, daß Alles elegant und geschmackvoll ist; betrachten Sie einmal diese goldenen Ohrgehänge und diese Broche, die ich meiner Schwester bestimmt habe." — „Rosetten, Brillanten," unterbrach ihn die Tante; „das ist viel zu kostbar; Perlen passen für junge Frauenzimmer, Du hättest Deine Schwester zu Rathe ziehen sollen." — „Aber, liebe Tante — — —" „Nun? wenn ihr aber der Schmuck nicht gefällt? Du wußt ihre Meinung hören, ich will's, hole sie." — „Gern, liebe Tante." — Und zum zweiten Male zurückkommend, wandte er sich neuerdings an die beiden Kaufleute: „Alte Frauen haben seltsame Launen," sagte er, „meine Tante ist aber so gutmüthig!" — Mit diesen Worten ging er durch das Vorzimmer zur Treppe, um seine Schwester zu holen. Eine Viertelstunde verstrich und er kam nicht zurück. Die beiden Juwelenhändler, eher ungeduldig als besorgt, machten ein Geräusch, um die Aufmerksamkeit der guten Tante rege zu machen; Niemand ließ sich hören und Alles blieb still. Sie schauten nun in den Salon und sahen, daß sich auch nicht ein einziges Stück Möbel darin befand; sie eilten in's Schlafzimmer, es war leer; sie durchsuchten es auf das sorgfältigste und überzeugten sich, daß kein Ausgang vorhanden war, durch welchen eine Flucht möglich geworden wäre. Sie erkundigten sich hierauf bei dem Hausverwalter nach dem neuen Miethmanne: „Er ist in einem Cabriolet, das er gemiethet, fortgefahren," antwortete dieser. — „Kennen Sie ihn?" frugen sie in ängstlichem Tone weiter. — „Durchaus nicht; er hat zehn Francs als Gottespfennig gegeben. Sie müssen ihn aber doch besser kennen als ich, da Sie die Einrichtung seiner Wohnung übernommen haben und auch eine seiner Pendulen unter dem Arme tragen?"

Es war kein Zweifel mehr vorhanden, Madame B... war von einem verwegenen Gauner betrogen worden, der vermittelst seines Bauchrednertalents ihren Sohn

Digitized by Google

und ihren Commis geprellt hatte. Es wurde sogleich bei der Polizei Anzeige gemacht. Ob man dem verschlagenen Rivalen eines Comte's und Philippe's auf die Spur kommen wird, das ist die Frage.

Miscellen und Anecdoten.

(Die beiden Bären.) Selim III. regierte 1805 in Constantinopel und langweilte sich wie ein Sultan. Da erschien ein gewisser Italiener, der von einem englischen Schiffe entflohen war, Basso mit Namen, in der Hauptstadt der Türkei. Er war Schmuggler, Taschendieb, Intendant eines reichen Mannes in der Lombardei, Polizeispion, Kammerdiener eines Lords, Antiquitätenhändler in Rom und einigermaßen auch Bandit gewesen. Er wußte Alles; das Wort „unmöglich" kannte er nicht, und war für Geld zu Allem fähig. So wurde er allmählig mit Personen in dem kaiserlichen Palaste, dann mit dem Großvezier und endlich mit dem Sultan selbst bekannt, dem er abwechselnd Seltsamkeiten brachte, um ihm die Zeit zu vertreiben, gelehrte Hunde, betriebsame Flöhe etc. Endlich erzählte er auch, er habe einen Bären gesehen, der Clavier spiele. Selim wurde neugierig und verlangte diesen seltsamen Virtuosen zu sehen. Der Italiener versprach dem Gebieter dieses Wunderthier zuzuführen. Basso kannte einen andern Abenteurer, Giuseppe Becchiari, einen pfiffigen Spitzbuben, der bereits aus zwanzig Gefängnissen entflohen war. Ihm theilte er seine Idee mit und Giuseppe ward in dieselbe genäht und lernte auf allen Vieren gehen und brummen. Nach einigen Tagen begab sich Basso mit seinem Wunderbäre in den Palast zu dem Sultan; dieser befahl, aus dem Harem ein Clavier zu bringen. Der Bär richtete sich auf ein Zeichen und einige Worte Basso's empor, und schlug mit den Tatzen auf den Tasten herum. Der Sultan war entzückt, erklärte, den interessanten Bären behalten zu wollen, und befahl, denselben sogleich in die kaiserliche Menagerie zu bringen. Basso wagte schüchtern einige Einwendungen dagegen, aber vergebens. Becchiari, dem die Wendung höchst unangenehm war, welche die Sache nahm, wurde in die Menagerie abgeführt, in einen eisernen Käfig eingesperrt und da allein gelassen. Zu seiner Rechten hörte er einen Löwen brüllen, zur Linken befand sich ein Panther. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß Giuseppe eine schlechte Nacht hatte, tausendmal seine Unvorsichtigkeit und seinen Genossen verwünschte und in allen Sprachen, die er verstand, um Hilfe rief. Niemand hörte ihn. Am andern Morgen erst kam Basso mit einem Bostandschi und einem wirklichen Bären, der seine Stelle im Käfig einnahm. — „Du kostest mich 2000 Piaster, die ich dem Bostandschi geben mußte, um Deine Freilassung zu erhalten," sagte Basso zu dem Freunde. Am dritten Tage ließ Selim den zweiten Bär holen und an das Clavier führen. Das Thier begriff nicht, was man von ihm wollte, zerriß das Instrument und wurde so wild, daß Selim sich zu fürchten anfing und sogleich befahl, den ungehorsamen Bär hinauszuführen und ihm im Hofe den Kopf abzuschlagen, was auch getreulich vollzogen wurde. — Basso verlor trotzdem die Gunst des Sultans nicht, aber der Aufenthalt in Constantinopel war ihm verleidet; er begab sich nach Persien und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Becchiari dagegen wurde Muselmann und gedachte Pascha von drei Roßschweifen zu werden; kaum aber hatte er drei Monate den Turban getragen, als er an der Pest starb.

(Vaterliebe.) Wir gaben schon in der Eisenbahn Mittheilung von einem Proceß, der in Mainz gegen einen Mann anhängig gemacht, dessen Kind von ihm auf die empörendste Weise gemißhandelt war. Der Proceß ist bekanntlich entschieden und der Rabenvater zu 2 Jahren Zuchthaus verdammt. Auf welche Weise dieser Elende mit seinem eigenen Kinde umging, mag man aus folgendem, jetzt erst näher bekannt gewordenen Umstande ersehen. An dem heiligen Weihnachtsabend, wo Affenliebe den Kindern aus zweiter Ehe eine glänzende Bescherung bereitet hatte, schlich das verstoßene Mädchen (ein Kind seiner ersten Frau), das man während dem in eine kalte Schlafkammer verwiesen, schüchtern und ängstlich herbei, um wenigstens den Anblick der von den vielen Lichtern strahlenden Christbäume und der daran hängenden schönen Sachen zu erlauschen, deren Mitgenuß ihm hartherzig untersagt wurde. Kaum erblickte es sein Vater, so rief er es rasch herbei. „Gelt', Schindaas, Du möchtest auch was haben?" fragte er, und das wehmüthige Lächeln der Kleinen bemerkend, fügte er hinzu: „Komm' her, ich will Dir etwas bescheren; thu' den Mund auf." — Das Kind gehorchte und er — spie ihm in den Mund. — Uebrigens wiederholte sich dies in den Mund Speien von Seiten des unnatürlichen Vaters nur zu oft. Dieser bezeichnete es als Bosheit, wenn das Mädchen seinem Befehle nicht sogleich Folge leistete und die Lippen verschlossen hielt. Er preßte alsdann dem armen Geschöpf seine Hände auf die Unterkiefer und grub die Nägel so lange darin ein, bis der Schmerz dasselbe den Mund öffnen ließ, wonach er den lange gesammelten Speichel ihm in den Mund spie, was bei dem Kinde gewöhnlich ein heftiges Erbrechen veranlaßte. Diesen Schurken hätte man statt zu zwei Jahr Zuchthaus zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verdammen sollen.

— In nordischen Blättern war einmal folgende Anzeige eingerückt: „Anstellung! Es wird ein Commis gesucht, der eine schöne Hand scribirt und spanisch-polnisch parlirt, ferner die Gelder eincasf, den Principal ras-, Frau und Töchter fris- und die Kinder amusirt. Hierauf reflectirs, sich gehörig legitimirt und gut qualificirende junge Leute wollen sich melden in Burtehude bei Herrn Van der Velden."

(Die rheinische Trinkgelderfrage.) Eine große Anzahl rheinischer Wirthe haben eine Zusammenkunft gehalten und dabei bestimmt, daß von nun an die Trinkgelder für ihre Leute den Gästen in bestimmten Ansätzen mit auf die Rechnung gebracht werden sollen *). — Es ist dies eine für das reisende Publikum durchaus verderbliche Neuerung. Die Aussicht auf das Trinkgeld regte den Eifer, die Bereitwilligkeit der Dienenden an, der Reisende konnte durch dessen Entziehung Vernachlässigung strafen, und die Höhe nach seiner größeren oder geringeren Zufriedenheit abmessen. Jetzt hängt sich der Trinkgelder-Ansatz der langen Wirthsrechnung an, und der Reisende wird, um rasch und aufmerksam bedient zu werden, noch unmittelbar Trinkgelder geben müssen.

*) Der lustige Weinwirth Louis Drucker macht bekannt, daß er seinen Gästen gar keine Zeche, sondern nur noch Trinkgeld abnehmen wird.

Digitized by Google

(Anerbieten.) Ein junger Mann, der schon bei mehreren hohen Herrschaften als Bedienter sehr viel erwirthschaftet hat, und eine besondere heitere Laune und Aufgeräumtheit besitzt, wünscht als Oekonom angestellt zu werden, oder auch, da er schlecht französisch, italienisch und englisch versteht, nichts desto weniger aber diese Sprachen spricht, als Sprachlehrer unterzukommen. Er hält nicht so viel auf eine ehrenvolle Stellung, als vielmehr auf eine gute und baare Besoldung.

Ein junger Mann, der zwar nicht schön, aber dafür sehr dumm ist, der ferner keinen Kreuzer Vermögen hat, aber durch Hilfe seines Genies sehr viele Schulden aufzunehmen vermag, der sich ferner immer als ein roher Naturmensch, vermischt mit moderner Albernheit, producirt, übrigens aber gar nichts Interessantes, sondern vielmehr sehr viel Interessirtes an sich hat — wünscht ein schönes, sanftes, gutes, häusliches, gebildetes, stilles, junges Mädchen zu heirathen, die aber ihre ehrliche Abkunft rechtlich ausweisen und eine halbe Million Conventions-Münze als Brautschatz mitbringen muß, doch sieht er nicht so sehr auf das Erstere, als auf das Letztere, nemlich auf den Brautschatz. Es bleibt noch zu bemerken, daß dieser junge Mann nirgends angestellt und von sehr altem Geschlechte ist, denn er stammt in gerader absteigender Linie von Adam und Eva ab. Von seiner Bescheidenheit und Genügsamkeit gibt diese Anzeige einen hinreichenden Beweis. Nähere Auskunft bei seinem Hausmeister, dem er jeden Tag aus Bizarrerie das Sperrgeld schuldig bleibt.

(Guter Grund.) „Domingo," sagte der Besitzer einer Zuckerpflanzung, als er im Sterben war, zu einem seiner Neger, „um Dich für Deine treuen und langen Dienste zu belohnen, hab' ich in meinem letzten Willen verordnet, daß Du in meinem Familienbegräbniß begraben werden sollst."

„Herr," versetzte Domingo, „das ist kein guter Platz für mich. Domingo hätte lieber die Freiheit und Geld, denn wenn nun der Teufel kommt, um Euch zu holen, so kann er sich ja vergreifen, und leicht Euren armen Sklaven mit sich fortführen."

— Geburtstage sind für das weibliche Geschlecht bis zum 15ten etwa Fest- und Danktage, dann Bettage und nach dem zweiten Dutzend Bußtage.

— Es sollen wieder viele falsche preußische Fünfthalerscheine in Umlauf sein, die so gut nachgemacht sind, daß es für den Privatmann unmöglich ist, sie zu erkennen.

(Geld regiert die Welt.) Ein eingebildeter Geck, der mit einem reichen Banquier in Wortwechsel gerieth, wollte demselben die Gewichtigkeit seiner Person fühlen lassen, indem er sagte: Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie mit einem Manne von Qualitäten reden! — „Und Sie, mein Herr, entgegnete der Nabob: mögen nicht vergessen, daß sie mit einem Manne von Quantitäten sprechen."

(Abwechselung der Moden.) Im 12ten bis ins 15te Jahrhundert trugen die Edlen lange Kleider mit Schleppen, um die Eitelkeit zu haben, einen Pagen hinter sich hertreten zu sehen, der die Schleppe trug. Das Schleppkleid ist zu den Damen von den Männern übergegangen. Die Damen trugen eine Mütze in Form eines Zuckerhutes; der oben festgemachte Schleier zeigte durch seine Länge den Stand der Dame. Der Bürgerin flatterte der Schleier bis auf die Schulter; allein den adeligen Damen fiel er bis auf die Erde und ersetzte die abgekommene Schleppe. — Unter dem König in Frankreich, Franz dem Zweiten, fanden die Mannspersonen, daß ein dicker Bauch ein majestätisches Ansehen gäbe; sie stopften sich also große Unterlagen voll Pferdehaare vor den Bauch. Die Damen sahen die dickbäuchigen Herren mit großem Neide; man wollte ebenfalls ein majestätisches Ansehen haben und die Damen, aus einem Geiste des ewigen Widerspruchs, legten sich Wülste und Kissen hinten an. Endlich verdrängten auch diese Mode die ungeheuren Fischbeinröcke, deren man sich hernach statt der Wülste und Kissen bediente.

(Die Tage des wöchentlichen Gottesdienstes bei verschiedenen Nationen.) Folgende Wochentage sind bei verschiedenen Nationen dem Gottesdienste gewidmet: Sonntag bei den Christen, Montag bei den Griechen, Dienstag bei den Persern, Mittwoch bei den Assyrern, Donnerstag bei den Aegyptern, Freitag bei den Türken und Sonnabend bei den Juden.

— Die beste Art und Weise, über den Lebenswandel eines Mannes Kenntniß zu erlangen, ist, wenn man seine Bedienung befrägt. Ein Bedienter, bei dem sich Jemand erkundigte, ob sein Herr sehr ordentlich sei, antwortete: „O, sehr ordentlich, alle Tage immer um dieselbe Stunde betrunken."

Stadt-Theater zu Leipzig.

Freitag, den 10. Februar 1843.

Don Carlos, Infant von Spanien.
Trauerspiel in 5 Acten, von Schiller.
Marquis von Posa — Herr Kunst, als Gast.

Es gab eine Zeit, wo der Name Kunst, in Leipzig einen äußerst guten Klang hatte, wenn von Heldenrollen oder andern Parthien die Rede war, die ein männliches Aeußere und einen Kraftaufwand der Sprache erforderten. Seit jener Zeit sind gerade zehn Jahr verstrichen und Herr Kunst hat unterdessen, ohne an einer Bühne ein festes Engagement anzunehmen, eine Reise durch ganz Deutschland gemacht und selbst im Norden, in Petersburg, Triumphe gefeiert, wie sie noch kein Heldenspieler errungen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Rolle des Carl Moor und des Otto von Wittelsbach in ihm einen Repräsentanten haben, wie es bisher wenig gegeben. Im Theater an der Wien, wo Ritterstücke und Schauderdramen vorzüglich das Repertoir bilden, fand Kunst einen großen Wirkungskreis und den auch hier wiederum uns vorgeführten „Charles Valery" im Irrenhaus zu Dijon mußte er in Wien 68 Mal und zwar 26 Mal hinter einander spielen. Als er vor einigen Jahren in Weimar den Carl Moor spielte, zogen von Jena an 300 Studenten, zu Fuß, zu Roß, auf Leiterwagen und anderm Fuhrwerk hinüber nach Ilm-Athen und kaum angelangt, brachten sie dem allbekannten Künstler vor seiner Wohnung ein donnerndes Vivat. Dieser Abend wird in den Annalen des Weimarschen Theaters denkwürdig bleiben, denn eine Stunde vor Anfang der Vorstellung, war das ganze Parterre von den Musensöhnen besetzt und der Held des Tages wurde nach jedem Acte gerufen. Dieser Herr Wilhelm Kunst hat nun auch auf

Digitized by Google

der Leipziger Bühne einen Gastrollencyclus begonnen. Er macht der Dieection volle Häuser, aber der Beifall ist spärlich. Wie kommt das? In Städten, wo man ihn stets auf das Außerordentlichste rühmen gehört, gehen sie mit einer vorgefaßten Meinung in die Vorstellung und in Rollen, wie die Eingangerwähnten, weiß er allerdings zu imponiren, in andern aber wieder mehr zu verblüffen. In Leipzig aber sieht es anders aus. Hier ist ein academisches Parterre. Hier sitzen Kenner und Richter, die sich kein X für ein U vormachen lassen. Eine solche Klippe stellte sich dem Gaste schon in der Vorstellung vom „Pariser Taugenichts“ entgegen, wo sein Sohn den „Gamin“ und er den alten General Morin spielte. Wir sahen frühee diese Golle ganz voetrefflich vom Herrn Dieector Ringelhaed und auch später noch sehr gelungen von Herrn Wollrabe darstellen. Herr Kunst hat so zu sagen das Zeug zu diesee Rolle — Organ und Figur, und würde mit und durch sich diese Vorstellung gehoben haben, wenn nicht sein Sohn es gewagt hätte, hier auf unserer Bühne den Gamin vorzuführen, hier, wo Fräulein Günther ihn mit einer Lebendigkeit daestellt, die schwer zu erreichen sein dürfte. Der Gamin des Herrn Kunst jun. verhält sich zu dem der Günther wie Rummelpuff zu Napoleon; Nante und Homer.

Jetzt zu der Vorstellung des Don Carlos. — Wiewohl es eine kühne Behauptung wäre, wenn man sagen wollte, die Hauptrollen wären heute ganz in der Intention des Dichters gespielt worden, so sah man doch hier und da sichtbares Studium, was sich vorzüglich an Herrn Heese (Don Carlos) und Herrn Reger (König Philipp) bewahrheitete. Herr Heese, der ohnlängst in dieser Rolle auf dem Hoftheater zu Dresden gastirte und vorzüglich dieser Leistung den Antrag eines Engagements von jener Bühne verdankt, kann unstreitig diese Parthie zu seinen Besten zählen, denn er entfaltet eine Kunst, die eine schöne poetische Natur einweihend verkläete. — Herr Reger wirkt besonders durch die feine Rüancieung der Declamation und durch die besonnene Ruhe, mit der er jeden Zug ausführt. Meisterhaft ist die Darstellung des nachtwandelnden Geistes und der Uebergang zum Entschluß des entgegentrotzenden Machtgefühls.

Posa, die Rolle des Herrn Kunst, ist an und für sich eine höchst dankbare. Der Gast gefiel im Ganzen als solcher und glückliche Momente sind ihm nicht abzusprechen. Wollte man aber jeden Vers prüfen, jede Situation hervorheben und mustern, um zu zeigen, ob jedesmal der richtige Ton getroffen, so würde man freilich gezwungen sein, hier und da zu mäkeln. Fräulein von Tennecker verwendete sichtbaren Fleiß auf die Darstellung der Prinzessin von Eboli, obgleich sie diese Parthie zu den Schwierigsten ihres Repertoirs zählen dürfte, denn die letzte Scene im vierten Act — die reizende Verführung, die wechselnde Empfindung, die höher und höher angeblasen zum Entschluß der Rache steigt, die zerknirschte Rache, will durch die Schranken anmuthiger Bewegung und trefflicher Declamation begränzt sein. Domingo, von Herrn Baudius dargestellt, war weder durch etwas ausgezeichnet, noch besonders tadelnswerth.

Ueber die Vorstellung des Göthe'schen „Faust“ in der nächstfolgenden Nummer.

Pariser Modenbericht.

Die Moden sind Dichtungen der Frauen und sie werden deshalb auch vorzugsweise von jüngeren Damen erfunden, bei denen die Phantasie noch lebhaft thätig ist. Wie der Maler ein Dichter ist, so ist es die Dame am Putztische, wo sie neue Moden schafft. Man beobachte sie nur, wenn sie sich zum Balle schmückt vor dem Spiegel, umgeben von Federn, Bändern, Blumen und Schmuck. Sie wird in diesen Augenblicken zur schaffenden Künstlerin. Sie versucht Eines um das Andere und prüft im Spiegel, welchen Effect es hervorbringt. Ist sie mit ihrem Schmucke endlich zufrieden, erscheint sie in dem Ballsaal, im Concert rc. rc. und ihr Putz gefällt den andern Damen, so ahmen diese, was sie sahen, bei der ersten Gelegenheit nach und — so entstehen die Moden, vorschreiben lassen sie sich nie.

Im Allgemeinen trägt man jetzt sehr viel Sammethüte. Der Ausschnitt der Kleider hat vorn keine Fortschritte gemacht, dagegen trägt man die Schultern noch weiter bloß, doch glaube ich, daß man auch hier jetzt die äußerste Grenze erreicht hat.

Weißer, rosa und himmelblauer Krepp, gestickter und mit kleinen Bouquets in Silber und Seide überstreuter Organdi sind die Stoffe, in welche sich vorzugsweise die Damen kleiden, welche tanzen. Die Kleider haben oft zwei oder drei Röcke und der Rand eines jeden ist entweder durch ein Band oder durch Blumenbouquets bezeichnet; die Taillen sind vorn, bisweilen sogar im Rücken gesteift; die Weite der Röcke nimmt noch immer zu.

Die Anzüge sind diesen Winter unläugbar sehr anmuthig; in Ballgarnituren gibt es keine feststehende Mode; alles hängt von dem Geschmack und Belieben ab, doch können wir im Allgemeinen wohl behaupten, daß die bauschigen Garnitueen gesuchter und beliebter sind, als die glattaufgesetzten Volants, die Querstreifen rc.

Die Kopfputze sind im höchsten Grade mannichfaltig, wenn sie auch alle darin übereinstimmen, daß sie etwas höher sind wie im vorigen Jahre. Am meisten verwendet man zur Verzierung die Guirlanden.

Die Kleider haben fast alle Revers und stehen vorn offen über einem Rocke von gleichem Stoffe und abstechender Farbe; oft indeß gibt man dem weißem Atlas den Vorzug. Die Revers werden mit einer Spitze eingefaßt, die oben sehr breit ist, nach dem Gürtel zu aber immer schmäler wird. Ist das Kleid vorn offen, so hat es eine schürzenförmige Besetzung; ist es an jeder Seite offen, so werden die Ränder durch Bänder oder Spitzenzickzacke zusammengehalten. Oft ersetzt man die Bänder auch durch Blumenbouquets und zwar besonders auf leichten Kleidern. Die Zeugkleider haben bisweilen zwei Röcke, aber sie sind von gleicher Farbe und von verschiedenem Stoffe. Auf Bällen trägt man viele Blumen, namentlich sehr viele reizende Guirlanden, die von dem Saume des Kleides an gehen, wo sie ziemlich dick sind und quer nach dem Gürtel zu laufen, wo sie viel kleiner werden. Ein Kleid mit zwei Röcken ist an der einen Seite meist durch ein Blumenbouquet, auf der andern durch eine Halbguirlande aufgenommen.

Die Kopfputze sind außerordentlich einfach. Die Anordnung der Blumen oder die Art, wie die Flechten gelegt werden, bildet die Zierlichkeit des Kopfputzes; zu Madonnenscheiteln sieht ein Halbkranz, der ziemlich weit vorn auf der Stirn liegt, ganz vortrefflich aus.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 9. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 10. (Sonnabend, den 4. März.) **1843.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Vierter Jahrgang. **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der Marienthaler des Erhängten *).

Im Jahre 18.. lebte ein junger Kaufmann in einer bedeutenden Stadt am Rhein. Die Sorge trieb ihn an einem Sommermorgen sehr frühe hinaus. In der größten Geschwindigkeit hatte er seine einfache Toilette gemacht und befand sich nach einer Viertelstunde außer der Stadt in einer Allee an den Ufern des herrlichen Rheins. Traurig ging alles dasjenige an ihm vorüber, was er seit acht Jahren erlebt. Ein geborner Norddeutscher von guter Familie und einziger Sohn, hatte er daselbst seine ersten Jugendjahre zugebracht. An dem Tage, auf welchen sein 19. Geburtstag fiel, hatte der Vater, um seinem Sohne eine Freude zu machen, mehrere seiner Jugendfreunde zum frohen Abendessen eingeladen, und gerade als die Fröhlichkeit der Gesellschaft auf das Höchste gestiegen war, hatte ein englisches Dampfschiff die Nachricht gebracht, daß sein Vater durch den Bankerott eines londoner Hauses sein ganzes Vermögen verloren habe. Der Vater erlebte sein Unglück nur einen Tag; es traf ihn der Schlag. Der Sohn, ich will ihn Adolph nennen, war durch den Tod seines Vaters sehr ergriffen und beschloß seine Heimath zu verlassen. Vierzehn Tage später segelte ein dänisches Kauffahrteischiff die Elbe herab, Adolph war darauf, um die Reise nach Westindien zu machen. Mit Wehmuth betrachtete er noch einmal die schönen Elbufer; doch als das Schiff an dem Fuße des ehemaligen Sommerhauses seines Vaters vorbei fuhr, wollte ihm die Brust zerspringen. Endlich nach einer Reise von 93 Tagen kam er in St. Thomas an, und war so glücklich, gleich eine gute Stelle als Commis zu erhalten. Doch war es Adolph unmöglich, hier länger als 3 Jahre zu bleiben, weil das Klima seiner Gesundheit nicht mehr zusagte. Auf einem englischen Dampfschiffe reiste Adolph darauf nach Holland mit einer gutgefüllten Börse. In Amsterdam erhielt er eine Buchhalterstelle, wo er 5 Jahre recht glückliche Tage verlebte und sich dabei ein hübsches Sümmchen verdiente. Schon träumte er von ewig glücklichen Tagen, als ihm Fortuna auf einmal den Rücken kehrte. Adolph hatte mit seinem Gelde in Papieren spekulirt und seine ganze Habe eingebüßt. Sein Principal, schon ein bejahrter Mann, starb bald darauf; da er keine Kinder hatte, kamen die Verwandten mit freundlich-traurigter Miene und theilten sich sein großes Vermögen. Den Commis wurde ihr kleines Guthaben ausbezahlt und sie demuthsvoll entlassen. Die Firma ging ein — und Adolph saß wieder auf Klippen. Er gab sich alle nur erdenkliche Mühe, wieder eine Stelle zu bekommen, doch vergebens; sein ehemaliger Principal hatte sehr viele Feinde gehabt, und diese hatten sich gegenseitig das Wort gegeben, Niemand von des Verstorbenen Handlungsdienern zu engagiren.

*) Aus: Berliner Figaro.

Digitized by Google

Adolph blieb also nichts weiter übrig, als Amsterdam zu verlassen; und so beschloß er denn rheinabwärts sich zu begeben.

Sieben Monate waren also verflossen, als ihn an dem besagten Morgen die Sorge zum Bett hinaustrieb und ihn in eine Allee an den Rhein führte. Sein ganzes Elend stand ihm vor Augen. Das Geld war alle, die goldene Uhr verkauft, die Kleider theils verkauft, theils der Hauswirthin für Zimmermiethe als Pfand übergeben, der Credit im Speisehause mehrere Tage zu Ende. Der Hut wurde schlecht, der Rock an den Nähten kahl und die Stiefel waren in einem Zustande, der nur zu deutlich zeugte, daß sie entlassen sein wollten. Seit drei Tagen weder Suppe noch Fleisch genossen, nur täglich eine Tasse Kaffee mit Brödchen war Adolphs Nahrung gewesen. Diesen Morgen aber hatte er noch nichts gefrühstückt, denn seine Hauswirthin hatte ihm gestern Abend ein Zettelchen in sein kleines Zimmerchen gelegt, worauf die verhängnißvollen Worte standen:

„Sehr geehrter Herr!

Ich kann Ihnen kein Frühstück mehr verabreichen lassen, wenn Sie es nicht gleich bezahlen.

Ergebene Dienerin."

Schöne Dienerin, dachte Adolph und ging, die Arme auf den Rücken gelegt und gesenkten Hauptes, langsam die Allee hinunter. Plötzlich stieß er mit seinem Kopfe an einen Gegenstand; er blickte auf, und o Himmel, wer kann seinen Schreck und Erstaunen schildern, ein Mann hing an einem Baume. Wie vom Blitze getroffen, prallte er zurück, doch hatte Adolph sich bald wieder gefaßt. Bei näherer Betrachtung erregte das Gesicht des Erhängten durchaus keinen Widerwillen. Der Unglückliche konnte 30 Jahre alt sein, war gut gekleidet. Die seidene Weste war ganz aufgeknöpft. Um seinem Halse hatte er an einem feinen, seidenen Bande einen sogenannten Marienthaler. Der Unglückliche mußte schon mehrere Stunden geendet haben, seine Hände waren leichenkalt. Adolph wollte ihn abschneiden, doch fiel ihm ein, daß in manchen Ländern das Gesetz dies verbietet. Er ging weiter, als ihm gleich darauf seine üble Lage wieder einfiel und er vor Allem von seinem Magen gemahnt wurde, daß er noch nicht gefrühstückt habe. Seine Börse hatte keinen Kreuzer aufzuweisen, wo sollte also das Frühstück hergenommen werden? Plötzlich fiel ihm der Marienthaler des Erhängten ein. Aengstlich sah er sich um, ob sich Niemand in der Nähe befinde; keine menschliche Seele ließ sich sehen. Hurtig zog er sein Federmesser und schnitt den Marienthaler von dem Halse des Erhängten. Bei dieser Manipulation berührte er die Weste, es klang, als sei Geld darin vorhanden. Eilig griff er in die Tasche und zog eine ganze Hand voll Silberstücke hervor. So geschwind als möglich verbarg er die Summe, sah noch einmal rechts und links, und da er zu seinem größten Glück Niemand gewahrte, ging es so geschwind als möglich dem Stadtthore zu. Angekommen in seinem kleinen Zimmer, vor Angst und Schreck ermattet, fiel Adolph auf seine Knie und bat Gott den Allmächtigen um Verzeihung wegen Beraubung des Erhängten. Jetzt erst sah er nach, wie viel ihm sein Raub eingetragen. Es waren 11 Fünffrankenthaler ohne den Marienthaler. Er war außer sich, das Blut brannte siedenheiß in seinen Adern. Adolph war in einer schrecklichen Gemüthsbewegung. Das erste, was er jetzt that, war, daß er seiner Wirthin die kleine Schuld bezahlte und frühstückte. Diese Erquickung that ihm so wohl, daß er in einen sechsstündigen Schlaf verfiel. Nach langer Zeit endlich wieder ein Mal gut zu Mittag gespeist, machte er eine Promenade über die Rheinbrücke.

„Wollen Sie mitfahren nach W.?" rief ein Lohnkutscher, „es kostet nur 6 Batzen."

Da Adolph W. noch nicht kannte, nahm er die Einladung an, und kam nach zwei Stunden glücklich, gezogen von einem halb blind halb lahmen Pferde, in dem lieblichen W. an. Nachdem er gesehen, was in W. zu sehen ist, wollte er wieder in die Rheinstadt zurückkehren; der Zufall führte ihn an dem Cursaale vorbei; an diesen schönen Saal hatte er gar nicht gedacht. Natürlich trat er ein und wurde sehr überrascht von diesem schönen Saale; aber noch mehr durch das große Spiel, welches hier gehalten wird. Ein halbes Stündchen mochte er wohl zugesehen haben, wie die artigen Croupiers das Gold der großen Herren mit Grazie eingestrichen hatten, als auch ihn ein Brennen und Jucken in seiner Tasche nicht ruhen ließ, sein Glück zu versuchen. Er hatte nicht mehr bei sich als zwei Fünffrankenstück und den Marienthaler; er setzte einen Fünffrankenthaler — er war fort, der zweite hatte das nämliche Schicksal. Nach einer kleinen Pause setzte er den Marienthaler und der Croupier rief mit himmlischer Stimme:

„Sept rouge empere et manque!"

Adolph ließ zum zweiten Male stehen, die Kugel fiel, No. 7 hatte wieder gewonnen. Nun bekam er Muth. Er setzte Gold und nach dreiviertel Stunden hatte er 6000 Gulden gewonnen.

Alle Taschen voll Gold, drängte er sich durch die den Spieltisch umgebende Masse der Zuschauer und verließ eilends den Saal. Es war Nacht geworden; da

Digitized by Google

keine Retourgelegenheit mehr vorhanden, nahm er Post und befand sich sehr bald in seinem kleinen Logis. — Wie außerordentlich hatten sich seine Verhältnisse binnen 24 Stunden zu seinem Vortheile umgestaltet. O, Geist des Erhängten, verzeihe es einem armen Unglücklichen, daß er davon Gebrauch machte, was Dir nicht mehr nützen konnte, durch das Glück des Marienthalers habe ich wieder neuen Muth erhalten, den Stürmen des Lebens entgegen zu treten: so dachte Adolph und entschlummerte.

Einige Tage später sehen wir Adolph in der alten freien Stadt F. zu seinem Hotel zurückkehrend. Er hatte mehren Banquiers und Kaufleuten seine Aufwartung gemacht und zugleich um eine Stelle angehalten, doch dies schlug ihm fehl. Nach Ansicht der Merkwürdigkeiten und Alterthümer warf sich Adolph in den Eilwagen und reiste, nachdem er sich noch manche Stadt im Fluge angesehen, nach der alten Kaiserstadt W. Wie neu aufgelebt durchschlenderte er die herrlichen Straßen des alten W., besuchte die öffentlichen Gebäude und Lustgärten, die in W. für Jedermann unentgeldlich anzusehen sind. Auch die fünf Theater, die W. in seine Mauern schließt, gewährten ihm manchen herrlichen Genuß.

(Beschluß folgt.)

Der Schmuggler.

Erzählung von Fr. Herrmann Langguth.

I.

Frank der Kühne.

Wohl mit Recht kann man behaupten, daß kein Land größere moralische Auswüchse und ärgere, allem menschlichen Gefühle hohnlachende Verbrecher habe, als das, welches an seinen Grenzen gesperrt ist, wodurch das schauderhafte Handwerk des Schmuggelns bis zur höchsten Höhe gesteigert wird. Tausende, theils fabelhafte, theils aber auch wirklich an den Grenzen verübte Greuelthaten gehen im Munde des Volkes und die folgende Thatsache liefert abermals den traurigen Beweis, daß ein ewiger Fluch auf jener Provinz oder Gegend laste, wo sich der gesetzlose und jedes menschliche Herz empörende Handel und Wandel des Schmugglers entwickelt hat. Die Küste von Kent ist der Schauplatz folgender traurigen Begebenheit, deren Einzelnheiten bis heute noch ein Räthsel sind und wohl eben so wie der Mann mit der eisernen Maske und Kaspar Hauser ein ewiges Räthsel bleiben werden.

Frank, genannt der Kühne, war der einzige Sohn eines Officiers auf halbem Solde, welcher seit mehreren Jahren in einem Schmugglerneste nahe am Meere in der größten Zurückgezogenheit lebte. Als Edelmann erzogen, blieb ihm bei dem plötzlichen Tode seines Vaters nichts weiter übrig, als zu betteln, wozu er aber zu stolz war. Daher ergriff er ein anderes Loos.

Der intimste Freund seines Vaters war ein Schmuggler, welcher zwei nur für den Schleichhandel nach Holland und Frankreich bestimmte Fahrzeuge hatte. Der junge Frank hörte daher als Kind schon die schrecklichsten Geschichten und interessirte sich für Abenteuer, wünschte sich sogar oft, selbst ein vielberühmter Abenteurer zu werden. Leider sollte sein Wunsch erfüllt werden. Nach dem Tode des alten Frank nahm der Schmuggler dessen Sohn an Kindes Statt an. Zum Jüngling herangereift, erregte er schon durch seinen schönen, regelmäßigen Körperbau die Lust in allen jungen Mädchen, ihn den Ihrigen nennen zu dürfen; zurückgekehrt von seiner ersten kühnen, glücklich bestandenen Fahrt, wurde er nicht nur von Alt und Jung in der ganzen Umgegend bewundert, sondern fast göttlich verehrt. Alle wetteiferten mit einander, ihn nur in ihren Familienkreis hineinzuziehen; kein glänzender Ball durfte ohne ihn veranstaltet werden. Das war sein Wunsch, sein Streben gewesen.

Unter allen Schönen seiner zahlreichen Bekanntschaft hatte es nur eine verstanden, seinen Blick dauerhaft zu fesseln. Diese Eine war Agnes Tory, die Tochter eines alten adelsstolzen, aber ziemlich verarmten Gutsbesitzers in der Nähe, welcher ebenfalls zu des alten Frank Bekanntschaft gehört hatte. Tory ward aber, da er nie Handel oder irgend ein bürgerliches Gewerbe getrieben, von der Menge mit großer Auszeichnung behandelt, war auch sonst ein gastfreundschaftlicher Mann.

Tory bestimmte den Bruder Agnesens schon von frühester Jugend an zum Militär, als dem Stande, wo Ruhm, Ehre und Lorbeeren zu gewinnen. Der alte Frank aber, leider vom Gegentheile überzeugt, da er, mit Wunden bedeckt, als Kapitän nur eine sehr dürftige Pension bezog, wollte seinen Liebling nicht einem, wenn auch ruhmvollen, doch aber blutigen Gewerbe des Soldaten überlassen, ehe er aber seinen Sprößling zu irgend einer Beschäftigung gebracht, ereilte ihn der unerbittliche Tod.

Frank und Agnes waren also schon als Kinder mit einander befreundet. Später lieh Agnes willig den Erzählungen ihres geliebten Frank von bestandenen Aben-

Digitized by Google

teuern und Fährlichkeiten ihr Ohr und meinte in ihrer Unschuld, das Gewerbe, welches Frank triebe, müsse doch nicht so strafbar sein, weil er, der Sanfte, Herzensgute und Unschuldige, so eifrigen Antheil daran nähme.

Frank war schon als siebenzehnjähriger Jüngling wegen seiner kühnen, glücklich ausgeführten Thaten zum Kapitän ernannt worden. Dies schmeichelte dem alten Tory, nur ärgerte es ihn, daß seine Agnes erst vierzehn Jahre zähle. Zu spät erst wurden dem alten Tory die Augen geöffnet und nicht vermochte sein väterliches Ansehen zwei innig an einander gekettete Herzen mit einem Gewaltriß zu trennen.

II.

Die Geliebte.

Plötzlich mußte die gute vierzehnjährige Agnes auf Befehl ihres Vaters den Ort des Gestades verlassen, wohin der Schmuggler stets wie ein wilder Raubvogel von seinen Fahrten zurückkehrte. Drei Jahre lang wurde sie zu einer entfernt wohnenden Frau in Pension gegeben. Doch folgte selbst in diese Einöde ein Bild, das unaustilgbar in ihrem Herzen blieb, das Bild des geliebten Frank. Keine Macht der Erde, keine Beschäftigung vermochte dasselbe ihrem es innigst liebenden Herzen zu entreißen. Das Andenken an den Geliebten verdoppelte ihren Eifer bei Erlernung einer neuen Kunst oder Wissenschaft. Zwar schauderte das gute Mädchen oft zusammen, wenn in ihrem Herzen das Wort ertönte: Frank der Schmuggler! der Vogelfreie! — Doch gleich beschwichtigte die Einbildungskraft wieder das zaghafte Herz mit den Worten: „In einem so gutmüthigen, unschuldigen Antlitz als das Franks ist, spiegelt sich der Adel der Seele. Er kann also kein gemeiner Verbrecher sein." Und ihr ganzes Streben richtete sie nun von Stund an darauf, den Schmuggler auf den Weg der Besserung zu bringen. Sie betete deshalb oft zu Gott um Kraft und Stärke zu diesem Unternehmen; dieser Gedanke, er blieb nun fortan ihr Eins und Alles, und im Geiste schon sah sie ihr Werk glücklich vollendet!

Noch ehe sie von Frank getrennt wurde, sagte sie einst in einer Aufwallung zu ihm: „Wohlan! Mit Dir Verfluchten und Geächteten, mit Dir in Ketten und Banden! mit Dir in den Tod!" und sank erschöpft nieder. Sanft küßte sie Frank wieder wach und entfernte sich eilig. Seinen Schwüren blieb der kühne Schmuggler treu; denn nie hat er während Agnesens Abwesenheit ein Bündniß angeknüpft, das nur im Entferntesten einem Liebesbündniß hätte gleichen können.

Die Liebe eines Mädchens wird um so stärker und inniger, je mehr Hindernisse sich ihr in den Weg stellen; sie wird um so lebhafter, wenn es dieselbe ganz allein aus sich selbst hat und dies war bei Agnes der Fall. Doch weil eben jene Liebe eine wahre Liebe ist, darum hat sie ihren Sitz tief im Gemüthe und ist von außen her weniger bemerkbar. Auch an Agnes bemerkte die alte Ascetin, ihre Erzieherin, nicht, was in ihrem Innern vorging.

Agnesens Vater ging während ihrer Abwesenheit oft allein um die Felsen des Gestades spazieren, sah von Weitem den Kutter, Franks kühnes Fahrzeug ankommen, das Fahrzeug des edelmüthigen Abenteurers, des unschuldigen Vogelfreien, des größten Wohlthäters der Armen, des schrecklichen Würgengels, des edlen Schmugglers.... und ihn schwindelte bei diesen Ausdrücken, doch schnell faßte er sich wieder und fand in allen diesen wunderlichen Zusammenstellungen nur den kleinen unschuldigen Frank wieder. Als Agnes zurückkehrte, erlaubte ihr der greise Vater sehr gern den geliebten Spaziergang an das Gestade; konnte doch nichts geschehen, er konnte sie ja von der Ferne aus beobachten; der Thor!

Agnes fühlte sich nun, angeweht von der frischen Seeluft, wieder ganz heimisch und wohl. Sie blieb am Gestade, bis sie des Geliebten Fahrzeug, den Sphinx erblickte. Da rief sie plötzlich: „Dich werde ich retten! Auf die Bahn des Ruhms und der Ehre werde ich Dich bringen und Du sollst dereinst das hohe Meer so stolz befahren, wie ein Schiff des Königreichs!"

Noch sprach sie halblaut mit sich selbst, da stand Frank der Kühne vor ihr. Doch, was ist ihm Schreckliches begegnet? Bewegungslos und ohne einen Laut von sich zu geben steht er da. Ist seine Geliebte nicht mehr, was sie ihm war? Rühren die schönern, weichern Formen der aufblühenden Jungfrau zu heftig sein Inneres? Ach nein! die unschuldige Jungfrau, in der Blüthe Prangen um Vieles herrlicher als vor drei Jahren, sieht er vor sich, dem Schmuggler, dem Bösewicht und Verbrecher stehen! Sein Gewissen erwacht, sein Blut erstarrt in den Adern.... da ermannt er sich und mit einem tiefen Seufzer fällt er dem Engel der Unschuld um den Hals.

Beide weinten, trennten sich und blieben in ehrerbietiger Scheu vor einander stehen. Dies reichte hin für die Keuschheit und Unschuld eines siebenzehnjährigen Mädchens. Aus seinen Bewegungen hatte Agnes sehr richtig entnommen, daß er sie noch rein und aufrichtig liebe und daß er diese reine Liebe nicht mit einem Verbrechen zu beflecken wage. — Sie plauderten viel von vergangenen Tagen, von Liebe sprachen sie kein Wort.

Digitized by Google

Seit jenem Abende bemerkten Franks Gefährten eine auffallende Veränderung in seinem Wesen. Er wurde scheu, verlegen, nachdenkend, verschlossen, zerstreuter, launisch, aufbrausend und wieder besänftigend... er liebte!

(Fortsetzung folgt.)

Annehmlichkeiten in Ostindien.

Nach einer Revue (erzählt ein englischer Officier, der in Ostindien diente) begab ich mich zu einem Freunde, bei dem wir frühstückten. Dann gingen wir in den Keller, um ein Faß Wein zu kosten, welches vor einiger Zeit aus England angekommen war. Zu unserem großen Entsetzen fanden wir jedoch, daß eine Moschusratte über das Faß gelaufen und, — so fabelhaft es auch für diejenigen klingen mag, welche nie in Ostindien waren, — jeder Tropfen Weins verdorben war. Er mußte weggegossen werden.

Ich kehrte nach Hause zurück und begegnete einer jungen Dame, die ich genau kannte, und welche in einem Palankin getragen wurde. Ich trat hinzu, um ein Paar Worte mit ihr zu sprechen, und erzählte ihr mein letztes Abenteuer, als sie mit einem Male ein schreckliches Angstgeschrei ausstieß. Ein Hundertfuß hat sich mit seinen hundert Füßen oder Krallen an ihren niedlichen Fuß gehangen. Die Palankinträger standen bestürzt da. Ein Arzt, welcher sich glücklicher Weise neben mir befand, zerquetschte augenblicklich das Thier, welches ohngefähr acht Zoll lang war, durch einen heftigen Schlag, auf die Gefahr hin, den Fuß zu verletzen, und befahl dann, die Dame sogleich nach Hause zu bringen. Das arme Mädchen litt elf Wochen, mußte endlich nach Europa zurückkehren, und sich den Fuß abnehmen lassen.

Auf meinem Nachhausewege sprach ich bei unserm Major ein, welcher das beste Haus in dem Bezirk hatte. Während wir mit einander sprachen, blickte ich zufällig an einen Balken hinauf, welcher an der Decke sich hinzog, und bemerkte, daß mehrere kleine Insekten an demselben hinliefen. Eines fiel herunter und ich machte es mit dem Stocke todt, den ich in der Hand hatte. Der Major fragte mich, was ich thue; ich zeigte ihm das kleine Thier, er aber erblaßte, sobald er es erblickt hatte, wendete sich an seine Frau, und befahl ihr, augenblicklich Alles einpacken zu lassen, und sich zum Ausziehen bereit zu halten. „Es ist eine weiße Ameise!" sagte er. — Die Frau stand sogleich auf und entfernte sich; mir aber sagte der Major: „Das Insect vermehrt sich so schnell, daß der Besitzer des besten Hauses, sobald er eines in demselben erblickt, lieber sogleich entflieht, als sich dem fast gewissen Einsturze auszusetzen. In vierundzwanzig Stunden nagen sich diese kleinen Thiere durch den stärksten Balken. Sie hausen jetzt unter meinem Dache, und ich wage nicht mehr, da zu schlafen. Auch meine Habseligkeiten kann ich nicht fortschaffen, bevor sie gereinigt und geräuchert worden sind, damit wir keines dieser Thiere mitnehmen."

Von da begab ich mich zu einem Diner, das duftend bereits auf der Tafel stand. Mit einem Male aber hörte man ein leises Summen, und Alle verließen sogleich ihre Plätze. Eine Schaar fliegender Wanzen fand sich ein und ließ sich auf den Speisen nieder, denen sie einen abscheulichen Geruch mittheilten, daß an ein Genießen derselben nicht mehr zu denken war. Wir mußten warten bis andere Gerichte bereitet waren.

Ermüdet legte ich mich Abends auf mein Bett oder vielmehr auf meine Bettstelle, denn auf eine Matratze ist blos ein Tuch gebreitet; eine dünne Gaze schloß mich in eine Art Käfig ein, um die Muskitos abzuhalten, und die Bettbeine standen in kleinen Gefäßen mit Wasser, damit die Ameisen nicht hinauf klettern konnten. Nach etwa zwei Stunden erwachte ich durch den heftigsten Schmerz im Gesichte, und bei dem Lichte, welches immer brennen muß, überzeugte ich mich, daß die Plagegeister durch einen kleinen Riß in dem Netze dennoch eingedrungen waren. Nachdem ich mir das Gesicht mit Citronensaft bestrichen und den Riß hatte ausbessern lassen, schlief ich eine Zeitlang ruhig; dann erwachte ich und sah eine Cobra Manilla, — die giftigste aller Schlangen, — auf dem Tische unweit von meinem Bette liegen. Meine Angst wage ich nicht zu beschreiben; ich wußte, daß das schöne Ungeheuer, durch die Wärme angelockt, sich gewiß bald nach meinem Bette wenden würde. Ich rief um Hilfe und mein großer englischer Jagdhund sprang in das Zimmer herein; er folgte meinen Augen und legte bald die Pfoten auf den Tisch. Blitzschnell fuhr ihm die Schlange nach der Kehle, und im nächsten Augenblicke war sie verschwunden. Unterdessen kamen meine Leute. Die Schlange war nicht zu finden, der Hund aber lag bereits im Sterben. Ich stand auf, kleidete mich rasch an, und suchte schon am nächsten Tage um Urlaub nach Europa nach.

Es bedarf wohl keiner weiteren Hinweisung, daß hier Wahrheit und Dichtung zweifelsohne gemischt,

Digitized by Google

oder wenigstens in dem kurzen Raum eines Tages zusammengedrängt worden, was man freilich in Jahren nicht erleben möchte.

Miscellen und Anecdoten.

(Für Spieler.) An der Pharobank zu C. saß neulich ein noch nicht sehr alter Mann und spielte. Seine Karte war bereits mehrmals gebogen, vor derselben lag eine Rolle Gold. Der Banquier zog ab, zwei, drei Mal, die Karte hatte 1000 Ducaten gewonnen. Mit vornehmer Nonchalance schob der Croupier die Summe hin und frug den Gewinnenden, wie er jetzt weiter zu spielen gedenke? Der Befragte gab weder auf die Frage Antwort, noch zog er den Goldhaufen ein, sein Auge blieb starr auf die Karte gerichtet, sein Antlitz war kreidebleich. „Mein Herr," mahnte der Croupier, „ich bitte, streichen Sie ein." — Keine Antwort. „Sie stören das Spiel," fuhr unwillig der Banquier fort. Keine Antwort, der bleiche Mann rührte sich nicht. Die Mitspielenden wurden unruhig, man frug, man lärmte, endlich faßte ein Nachbar des Mannes Hand, — sie war eiskalt. Der Mann war todt! — Man schaffte die Leiche hinaus und der Croupier strich kalt die ausgezahlten 1000 Dukaten wieder ein, indem er, sich stützend auf die gesetzlichen Bestimmungen, behauptete, das Spiel, als ein zweiseitiger Vertrag, könne nur zwischen rechtsfähigen Personen, niemals aber zwischen Lebendigen und Todten gelten. Tags darauf stellten sich aber die Erben des Verstorbenen ein und forderten die gewonnene Summe, indem sie als Basis ihrer Anforderung die Behauptung unterstellten, daß der Verstorbene das Spiel rechtsförmlich begonnen und fortgesetzt, und der Banquier auch seine Verbindlichkeit nach der Regel des Pharospiels zu erfüllen habe. So viel ist gewiß, daß sich der Mann lebend zur Bank gesetzt, lebend das Spiel begonnen und fortgesetzt und daß man nicht weiß, ob sich der Moment des eingetretenen Todes vor oder beim Gewinne einstellte. Der Proceß zwischen Banquier und Erben ist jetzt anhängig und man ist sehr gespannt, welchen Ausgang er nehmen wird.

— Ein alter pommerscher Edelmann, der in der Kirche aus dem pommerschen Gesangbuche singen hörte: „Herr Gott, Vater im Himmelreich, der Du machest Alle gleich," — sagte zu seinem Nachbar: „Das kann nicht sein, das gibt die Ritterschaft nicht zu."

(Paris.) Vor einigen Tagen hatte sich ein hiesiger Hauseigenthümer in der Straße des Moineaux, der Rentier M., die Abscheulichkeit erlaubt, ein junges Mädchen, mit welcher er geraume Zeit zusammen gelebt, in dem Augenblick, wo sie ihrer Niederkunft entgegen sah, zu verstoßen. Die Arme weinte bitterlich vor seiner Thür, als ein Herr, welcher vorüberging, sie um die Ursache fragte, ihr Hilfe versprach und sie auch wirklich binnen einer Stunde bei einer Hebamme unterbrachte. Am nächsten Sonntag kehrte der schuldige Hausbesitzer von einem Balle zurück, und war sehr erstaunt, sein Zimmer in der größten Verwirrung zu finden. Ein Papier belehrte ihn darüber mit folgenden Worten: „Der Rentier M. schuldet dem Spitzbuben Joubineau für die Entbindung einer jungen Person und Zubehör 150 Frs., für Kinderzeug 60 Frs., für 6 Monat prän. Zahlung an die Amme 120 Frs., für Ankauf von Dietrichen, Nachschlüsseln ꝛc. 100 Frs., zusammen 430 Frs. Den Betrag habe ich in verschiedenen Gegenständen in Empfang genommen. Joubineau, Spitzbube. Paris, den 25. Jan. 1843." (Leipziger Charivari.)

(Das nennt man Unglück.) Bei der letzten Leipziger Messe machte ein Kaufmann aus Galizien bedeutende Einkäufe, ließ die Waaren verpacken und durch den Spediteur nach seiner Heimath senden. — Zur Zahlwoche liefen jedoch die verwünschten Wechsel nicht ein; ja, es traten für ihn sogar Hindernisse ein, die es ihm unmöglich machten, vor Wochen Zahlung zu leisten. — Die Waaren waren einmal versendet; Kredit hatte der Kaufmann hier nicht, er mußte deshalb gewärtig sein, von seinen Gläubigern gesetzt zu werden. — Um diesem unangenehmen Acte auszuweichen, hielt er für's Klügste, seinen Paß von der Polizei holen zu lassen und mit dem Reste seiner Baarschaft die Rückreise anzutreten. Auf dem Dampfwagen bekömmt er einen Kolikanfall, der ihn in Wurzen nöthigt, abzusteigen. Eben als er wieder reisefertig war, wurde gepfiffen und der Zug setzt sich in Bewegung. — Der arme Teufel calculirt und glaubt jetzt am besten zu thun, wenn er zu Fuß bis zur nächsten Station ginge und dort mit einem neuen Zage die Reise fortsetzte. — Unterwegs wird er jedoch von einem Gensd'armen überrascht und ins Verhör genommen. Auf die Frage, wer er sei, nennt er seinen Namen und zieht dabei seinen Paß hervor. — Hier findet sich, daß er durch einen Irrthum der Polizei einen falschen Paß bekommen, der gleichfalls nach seiner Heimath lautet. — Der Gensd'arm findet ihn verdächtig und transportirt ihn nach Leipzig zurück. Kaum hat er die Stadt betreten, so begegnet er zweien seiner Gläubiger, die bereits Nachsuchung nach ihm angestellt. Auf der Polizei wird er sogleich für unschuldig erklärt und freigelassen. Jetzt nehmen ihn aber die Gläubiger in Beschlag, lassen ihn setzen, und erst vor wenig Tagen, wo seine Wechsel anlangten, erhielt er seine Freilassung. (Freikugeln.)

(Höchst wichtiges Buch.) Einem lange gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, hat sich endlich ein gewisser Power entschlossen, ein Werk zu veröffentlichen, an dem er Jahre lang gearbeitet. Es heißt dies: „Die Kunst, ohne Geld zu reisen," und soll besonders für Schriftsteller und andere pauvre Subjecte eingerichtet sein. Das sicherste und beste Mittel, ohne Mittel schnell zu reisen, ist wohl die Beförderung durch Gensd'armen. (Plan.)

— Vor einiger Zeit besuchte ein vornehmer Engländer eines der Trappistenklöster im südlichen Frankreich; der Prior stellte ihm nach der Reihe die ewig schweigenden Brüder vor, und sagte endlich bei einem derselben: „Sie sehen hier, mein Lord, einen unglücklichen Soldaten, der in der Schlacht von ***, aus Furcht vor den Kanonen, davon lief, und dann, aus Verzweiflung über seine verlorene Ehre, in diesen Orden trat." — Bei diesen Worten veränderte der Bruder die Farbe; Zorn und Stolz blitzten aus seinen Augen und der schrecklichste Kampf seiner Seele malte sich auf seinen entstellten Zügen; — doch plötzlich auf das Crucifix blickend, faltet er die Hände,

Digitized by Google

fällt demüthig vor dem Prior auf die Knie und verläßt blaß und schweigend das Zimmer. — Der Lord, durch diese Scene erschüttert, fragt unwillig den Prior, warum er diesen Unglücklichen so anklage? — „Mein Herr," — antwortete dieser — „ich that es, um Ihnen zu zeigen, welche Gewalt die Religion besitzt; dieser Bruder war einer der bravsten Officiere, der in jener Schlacht Wunder der Tapferkeit gethan hat. Sie sahen den Kampf, den meine falsche Beschuldigung in ihm erweckte, aber Sie sahen auch die Unterwerfung." (Pr. Volksfr.)

(Düsseldorf.) Ein Bauer hatte kürzlich in Grevenbroich bei Düsseldorf Geld zu holen. Nachdem er es empfangen, beging er die Unvorsichtigkeit, sich die schwere Geldkatze umzuschnallen. Als er hierauf mit seinem Sohne, einem Knaben von 12 bis 13 Jahren, nach Hause zurückkehrte, wurde er von zwei Männern angefallen und erschlagen. Zuvor hatte er jedoch die schwere Geldkatze, die ihm zu schwer zu werden anfing, seinem Sohne umgebunden. Die Mörder, welche in der Hitze glaubten, der Alte habe sie noch unter dem Rocke, ließen den Knaben entspringen. Als sie sich getäuscht fanden, verfolgten sie seine Spur. Der Knabe hatte sich indessen in ein einzeln stehendes Bauernhaus geflüchtet, dessen einziger Bewohnerin er sein Schicksal mittheilte und um Schutz bat. Die Frau tröstete ihn, er möge ihr nur das Geld übergeben und sich in ein Bett legen, das er eine Stiege hoch finden würde. Inzwischen kamen die Mörder in das Haus und fragten fluchend nach dem Knaben. Die Frau sagte ihnen, sie möchten nur stille sein, indem der Knabe hier sei und das Geld, welches sie schon in Händen habe, wollten sie theilen. Der eine Mörder wollte hierauf den Knaben tödten, allein der andere gab es nicht zu und stellte vor, der Leichnam könne sie verrathen. Endlich wurden sie einig, den Knaben in dem großen Backofen des Hauses lebendig zu braten. Die Furcht des Knaben, der oben Alles hören konnte, läßt sich denken; verzweifelnd sprang er im Hemde zum Fenster hinaus und lief besinnungslos eine Viertelstunde weit. Hier wurde er von zwei Gensdarmen gepackt, die aus seinen unzusammenhängenden Worten die Unthat ahneten und sich von ihm in das Haus führen ließen. Auf dem Wege erfuhren sie noch von ihm, daß er gebraten werden sollte. Vor dem Hause angekommen, ging einer der Gensdarmen hineinein und fragte die Leute, die, noch nichts von der Entweichung des Knaben wissend, eben im Begriff waren, den Ofen glühend zu machen, was dieses bedeute. Auf die Antwort der Verbrecher, daß sie Brod backen wollten, verlangte er den Teig zu sehen; worauf sie aber ganz verlegen antworteten, sie müßten denselben noch holen. Der Gendarme entfernte sich und kehrte bald mit seinem Gefährten und dem Knaben zurück. Als die Missethäter sie sahen, setzten sie sich zur Wehr, wurden jedoch bald entwaffnet und dem Gerichte übergeben. — — (Bohemia.)

— In den Otetschestwennyja Sapiski, einem russischen Blatte, das ausländische Verhältnisse bespricht, gibt ein Russe, der lange Zeit bei der russischen Gesandtschaft in Peking angestellt war, folgenden Einblick in das chinesische Hauswesen: Wie die Chinesen außer dem Hause geringe Rührigkeit zeigen, so bekümmern sie sich auch daheim wenig um ihre Wirthschaft. Im Hause eines vermögenden Mannes verwaltet der erste Diener alle ökonomische Angelegenheiten. Vorräthe für längere Zeit werden nie angekauft, und Alles, was zur Mahlzeit gehört, kauft man von einem Tage zum andern. Keller gibt es nicht unter den Häusern, obwohl die lehmige Natur des Bodens ihrer Anlegung günstig wäre. Auch das Eis wird jeden Tag auf den Märkten gekauft, wohin es die Verkäufer aus sehr geräumigen Eisbehältern am Kanale bringen. In jedem anständigen Hause gibt es einen besonderen Einkäufer, der mit dem Koche zusammenwirkt und immer den „Küchenzettel" abzufassen weiß. Die häuslichen Ausgaben werden dadurch um ein Bedeutendes erhöht, daß die verschiedenen Glieder der Familie nicht gemeinschaftlich, sondern nach einander speisen; denn so will es die Sitte. Der Vater, als das Haupt der Familie, nimmt zuerst seine Mahlzeit ein; dann die Mutter; dann jedes Kind nach Geschlecht und Alter. Die Frauen der Söhne bekommen ihren Antheil später als alle Uebrigen, da sie den Schwiegereltern Dienste thun und beinahe die Rolle von Hausmägden spielen. Selbst in den niedrigsten Kreisen des Lebens speist der Familienvater zuerst, und Nichtbeachtung dieser Sitte würde als ein Verstoß gegen das Ritualgesetz angesehen.

— Als Napoleon und sein Großmarschall Duroc sich einmal in Paris ziemlich weit ergangen hatten, bekam der Kaiser Appetit: Er ging daher in ein Kaffeehaus, in der Gegend des Boulevard und verlangte Cotelettes und Omelettes, welches seine Lieblingsspeisen waren. Nach genossenem Frühstück kam es zur Bezahlung. Der Großmarschall sucht und sucht und findet, daß er seine Börse vergessen hat und Beide sind deswegen in Verlegenheit. Der Marqueur bemerkte dieses, und versicherte, es habe nichts zu bedeuten, sie würden schon wieder vorbei gehen; die Wirthin aber war aufgebracht, daß er ganz unbekannten Leuten creditire und sagte zu ihm: „Da bin ich nun wieder um 8 Franken geprellt." „Das nicht, Madame!" antwortete dieser, „hier haben Sie die 8 Franken! — Diese Herren sehen mir zu ehrlich aus und ich weiß gewiß, daß sie mir das Geld zustellen werden." Die Wirthin nahm das Geld und schalt zugleich auf die Fremden, welche sich nur geben ließen, ohne zu wissen, ob sie auch Geld zu sich genommen. Der Marschall zog hierauf seine Uhr heraus und sagte zu dem Marqueur: „Hier ist meine Uhr, mein Freund, nehm Er sie indessen zum Pfand für sein erlegtes Geld; übrigens danke ich Ihm für seine gute Meinung, die Er von uns hat." — Dieser nahm jedoch die Uhr durchaus nicht an und die beiden Herren versicherten beim Abschiede nochmals, daß sie ihn bezahlen würden. Es vergingen einige Tage, ohne daß der Marqueur sein Geld erhalten und die Wirthin machte sich über seine Leichtgläubigkeit lustig. Den fünften Tag endlich erinnert sich der Kaiser an das Frühstück und den Marqueur. Er schickte sogleich einen Bedienten deshalb ab: dieser erkundigte sich in jenem Kaffeehause: ob es nicht hier sei, wo zwei Herren für 8 Franken gefrühstückt, welche der Marqueur verlegt habe und die er ihm wieder zustellen wolle. Man rufte den jungen Mann herbei und nachdem sich der Bediente überzeugt hatte, daß dieser es gewiß sei, so sagte er zu ihm: „Hier sind 25 Napoleonsd'or, welche Ihnen der Kaiser schickt und sich bedanken läßt, daß Sie sein Frühstück bezahlt und für ihn gut gesagt hätten.

Digitized by Google

Stadt-Theater zu Leipzig.

Den 20. Februar 1843:

„Faust." Dramatisches Gedicht von Göthe.
Herr Kunst — Faust.

Nachdem wir im vorigen Blatte eine Besprechung über die Ausführung von Schillers Don Carlos gegeben, folgt hiermit ein Wort über die Darstellung von Göthe's Faust. — Schiller und Göthe — die Heroen der deutschen Literatur; die glänzenden Sterne am Himmel der Dichtkunst. Göthe war geistig viel bedeutender, als Schiller; das leugne, wer Faust und Wallenstein gelesen; er war mehr als Dichter construirt. Deshalb wurde ihm auch mehr als Schillern zum Bedürfniß, die eigenen Leiden und Freuden poetisch zu erfassen, und sich von ihnen loszuringen, wie dies ein Labsal und Trost des Dichters ist. Zugleich besaß er alle seinem Geiste entsprechenden Organe des Talents. Er zeigt unserm Blicke meist alles klar, hell, ohne daß ein Zweifel ist über das, was er will. Faust, der Kampf des Guten mit dem Bösen, der geistige und sittliche Kampf eines genialen Menschen, durchgeführt mit der größten Fülle und Sprache der Phantasie, tritt hier vor unser Auge und Herr Kunst hatte sich die schwierige Aufgabe gestellt, die Titelrolle seinem Gastrollencyclus einzuweben.

Nach Aussage des Gastes (vid. Artikel Wilhelm Kunst in Marggraf-Herloßsohns Theaterlexikon) sagt ihm die Rolle des Göthe'schen Faust weit weniger zu, als die des Klingemann-schen. Hat Herr Kunst einmal in seinem Leben ein wahres Wort gesprochen, so ist es dieses; denn unter allen Künstlern, die bisher auf unserer Bühne den Faust dargestellt, ist keiner so nüchtern und flach wieder gegeben worden. Für's Erste hatte Herr Kunst herzlich schlecht, ja manchmal gar nicht memorirt, wie dies am deutlichsten im vorletzten Acte bemerkt wurde, wo öfter Madame Dessoir ihm die zu sprechenden Worte zuflüsterte, damit die Pausen nicht gar zu sehr auffallen sollten. Will eine gerechte Critik Lob spenden, so wäre dies im ersten Acte angebracht, wo der Gast Gelegenheit fand, durch die Kraft der Declamation einige Wirkung hervorzubringen.

Mephistopheles, in den Händen des Herrn Baudius, gehört unstreitig mit zu den besten Parthieen dieses Künstlers. Seydelmann, bekanntlich groß in dieser Rolle, gibt den dämonischen Fürst der Hölle, Baudius hingegen hier und da den humoristischen galanten Satan, „ein Teufelchen, mit dem sich's leben läßt. Wiewohl die Schülerscene, unterstützt von Herrn Linke, trefflich ausgeführt wurde und allgemeine Anerkennung fand, so können wir doch nicht bergen, daß Döring diese Scene noch vollendeter gab und mehr Ausdruck und Einheit in die Sprache der Facultätsmänner brachte. Einiges schien Herr Baudius seiner Darstellung einverleibt zu haben, obgleich es unrecht wäre, wenn man im Ganzen eine Copie wittern wollte, denn dazu braucht Herr Baudius nicht seine Zuflucht zu nehmen; er spielte schon den Mephisto, ehe Seydelmann und Döring einen Namen in der Bühnenwelt hatten. Ausgezeichnet war die Gartenscene, wo Frau Marthe Schwertlein (Mad. Lortzing) höchst ergötzlich wirkte.

Madame Dessoir (Gretchen) bewies sich abermals als wahre Künstlerin, denn die Innigkeit ihrer Rede am Muttergottesbilde ergriff allgemein, so wie nicht minder die Wahnsinnsscene im letzten Acte *).

*) Wie wir hören, hat sich auf der dritten Gallerie ein preußischer Postillon befunden, dem bei dieser Scene eine Thräne in's Auge getreten, endlich aber hat er ergrimmt ausgerufen: „Donnerwetter! laßt sie doch nur 'raus, das arme Märchen; sie wird ja sonst noch ganz närrisch!"

Die Studenten im (Auerbachs) Keller, besetzt durch die Herren Lortzing, Ballmann, Berthold und Stürmer, ließen ein gutes Zusammenspiel erkennen, was früher immer nicht der Fall war, weil sich einige dieser Rollen in Choristenhänden befanden. Wollte sich denn nicht die Regie bequemen, bei einer nächsten Vorstellung die höchst anstößigen Worte zu streichen:

„Hat sich (nämlich die Ratte) ein Ränzlein angemäst,
Als wie der Doctor Luther."

Göthe strich ja diese Worte im Bühnenmanuscript selbst und die meisten deutschen Theater thaten es, ehe schon Börne darauf aufmerksam machte.

Die Scenerie ging trefflich. Das Haus war im Ganzen gut besetzt.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Ein neuer sehr beliebter Kopfputz ist die Celimene, eine reizende Phantasie von Blonde, welche das Haar sehen, den Obertheil des Kopfes frei läßt und an der Seite leicht durch Blumenagraffen gehalten wird.

Die Hüte trägt man sehr lang und mehr an den Wangen anliegend; der Ausputz derselben ist sehr einfach, früh haben sie keine Blumen, nur Bänder, zu den Promenaden und Besuchen dagegen kostbare Federn ohne Bänder, die an der Seite herabfallen. Die Bänder unter dem Schirme sind immer von abstechender Farbe. Die Schleier, die man trägt, sind schwarz und von Spitzen und nur halblang.

Die Unterröcke von Zeugen mit Pferdehaar sind in der letzten Zeit zum Vorschein gekommen und sie können allerdings für eine Vervollkommnung jener von Crinoline gelten. Der crinolisirte Flanell ist weich und nachgiebig, und gibt eine sehr gute Figur.

Herren-Mode. Der Luxus in den Herrenmoden zeigt sich dieses Jahr vorzugsweise in den Westen und Cravaten. Die Letztern müssen Abends weiß sein; auch den weißen Handschuhen gibt man vor allen den Vorzug.

Die Beinkleider, die man am Tage zum Ausgehen trägt, sind meist von schottischem Tartan; zum Staate sind sie dagegen von einfarbigem Stoffe und halbweit.

Die Schöße des Fracks scheinen sich wieder verkleinern zu wollen, bis jetzt sind die Fracks weder Fracks noch Röcke gewesen.

Wenn auch die übereinanderzuschlagenden Sack-Paletots und die Ueberziehröcke eine verdiente Gunst besitzen, so lassen sich doch diejenigen Herren, welche häufig Bälle besuchen und ihren Ballstaat von den schweren Ueberröcken nicht zerdrücken lassen wollen, sehr häufig sogenannte Crispin-Mäntel machen. Diese Crispinen haben übrigens mancherlei und sehr wichtige Veränderungen erfahren; wir meinen nicht die Wattirung, die bei der gelinden Witterung unnöthig ist, auch nicht die Oeffnung, welche man angebracht hat, damit die Arme durchgesteckt werden können, wie an den Damenmäntelchen, sondern wir meinen die Taschen, die an der Seite und zwar perpendiculair angebracht sind, und die durch einen Knopf verschlossen werden können.

Die kurzen Röcke mit großen Revers stehen noch immer in Gunst. Die Fracks zum Ausgehen haben breite, etwas rundlich geschnittene Schöße, breite Revers und einen niedrigen Kragen. Zum Staate haben die Röcke keine Patten auf den Hüften. Einige junge Herren tragen nur königblaue Fracks, die mit goldenen Knöpfen bis oben hinauf zugemacht werden. Einige neuere haben an dem Kragen, an den Revers und auf den Aufschlägen, wenn sie von schwarzem Casimir sind, denen man zu Soireen den Vorzug gibt, eine ganz schmale gestickte Guirlande.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 10. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 11. (Sonnabend, den 11. März.) **1843.**

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Vierter Jahrgang. **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der Marienthaler des Erhängten.
(Beschluß.)

So mochten wohl drei Wochen vergangen sein, als Adolph eines Tages in einer der lebhaftesten Straßen in ein sogenanntes Tabakstrafik eintrat, um Cigarren zu kaufen. Beim Fortgehen rief ihm die kleine blonde, ungefähr 16 Jahre alte Verkäuferin nach:

„Ew. Gnaden, i bitt', schaffen's kein Loos, die Herrschaft wird morgen gezogen, nehmen's eins, Sie gewinnen gewiß."

„Ei, Kleine," sagte Adolph, „wenn Sie gewiß wissen, daß eins von Ihren Loosen gewinnt, so behalten Sie es doch für sich."

„Ja, schauen's, Ew. Gnaden," sprach die Kleine, „i hab' die Loose zu verkaufen, und nicht für mich zu behalten. Na, nehmen's ein's, es kost't nur 5 fl. Zwanzig'r."

„Nun, meinetwegen," sagte Adolph und zog ein Loos zwischen mehreren anderen hervor, die ihm die Kleine präsentirte.

Wie er aber bezahlen wollte, befanden sich in seiner Börse nur 3 fl. in 24 Kreuzerstücken, und ein Marienthaler. Er gab dem Mädchen die 3 fl. und den Marienthaler mit dem Bemerken, daß er den Thaler im Vorübergehen heute noch zurücknehmen würde gegen 2 Gulden Conventions-Münze.

„Ew. Gnaden müssen's aber nit vergessen," erwiederte die Kleine, „der Muttergottesthaler hat ein Loch und den nimmt mein Herr nicht für voll an."

Drei Stunden später hatte er den Marienthaler zurückgenommen, als sein Barbier ihm nach 4 Tagen erzählte, die Nr. so und so hätte die schöne Herrschaft in Böhmen gewonnen. Adolph, der bis jetzt die Nummer seines Hauses noch nicht angesehen, war sehr angenehm überrascht, in sich den Besitzer des Looses zu finden. Er traute aber den Worten des Bartkünstlers nicht ganz, ging darum selber, um nachzusehen, und fand wirklich, daß er die Herrschaft gewonnen. Seine Freude war unbeschreiblich, sich wieder in einem solchen Reichthum zu sehen. Die Herrschaft selber nahm er nicht, sondern die Ablösungssumme von 60,000 Gulden Conventions-Münze, wovon er die Hälfte in W. auf sichere Hypothek gab. Mit der andern Hälfte reiste er nach T... und machte Geschäfte für eigene Rechnung, die 10 Jahre mit ungewöhnlichem Glücke geführt wurden, und zwar so, daß sein Vermögen sich vervierfachte. Gleich nachdem Adolph sich etablirte, hatte er sich mit einem sehr liebenswürdigen Mädchen verbunden. Die Ehe war zwar sehr glücklich, aber kinderlos. Die Bäder von E. wurden Adolphs Gattin von ihrem Hausarzte vorgeschlagen, zu besuchen; Adolph begleitete seine Gattin und so kam er denn auch wieder nach jener Stadt am Rhein, wo er den Raub an dem Erhängten vollbrachte. Jetzt erst

Digitized by Google

dachte er darüber nach, wer dieser Unglückliche wohl gewesen sein möchte, was ihn zu dieser That wohl verleitet, ob er verheirathet gewesen, oder Familie hinterlassen habe. Mit einiger Mühe verknüpft erfuhr Adolph, daß jener Erhängte ein Beamter gewesen sei, bei dem sich mehrmals Spuren von Geisteszerrüttung gezeigt hätten, und der sich dann entleibte. Eine Frau und zwei Kinder habe er hinterlassen, die Frau sei voriges Jahr gestorben, nachdem sie sich und ihre Kinder 9 Jahre mit ihrer Händearbeit ernährte. Seit dem Tode der Frau habe eine unbemittelte Anverwandte des Vaters die Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, zu sich genommen und dürftig erzogen.

Wieder 8 Jahre waren vergangen. Adolph hatte sein Geschäft aufgegeben, wohnte mit Frau und seinen schon erwachsenen Kindern in einer der schönsten Städte Deutschlands. Doch waren es nicht seine eignen Kinder, sondern adoptirte. Es waren die Kinder des Erhängten, denen er sein ganzes Vermögen nach seinem Tode verschrieb.

Der Schmuggler.

Erzählung von Fr. Herrmann Langguth.
(Fortsetzung.)

III.
Franks letzte Reise.

Agnes theilte ihrem Vater jedes Wort mit, das sie mit Frank gewechselt. Diese Offenherzigkeit gefiel dem alten Tory, und Vater und Tochter beschlossen nun einstimmig die Besserung des verwegenen Schmugglers.

Agnes unternahm es, zuerst den starren Muth und falschen Stolz des Jünglings zu bekämpfen und es gelang ihr. Die Liebe verlieh ihr Kraft, Stärke und die rechten Hilfsmittel zu diesem schweren Unternehmen. Er wurde erweicht von den schmeichelnden Worten Agnesens, sein starrer Sinn und Stolz wich von ihm, wie das Eis vor den Strahlen der Sonne weicht.

Agnesens unwiderstehlichen Bitten war es endlich gelungen, ihren Vater dahin zu bewegen, daß er sie auf einem abendlichen Spaziergange begleite und mit ihrem geliebten Frank eine Unterredung anknüpfe. Der alte Tory fand in ihm nicht den wilden, rohen Bösewicht, den er sich vorgestellt, sondern einen gutmüthigen, sanften Schwärmer, der nur sündige, weil er nicht anders handeln könne, kurz er fand ihn ganz dem Bilde treu, das Agnes so oft von ihm entworfen. Doch erlaubte er es noch nicht, daß ein Verbrecher über die Schwelle seines adeligen Schlosses steigen dürfe.

Endlich an einem schönen Herbstabende, allein mit Agnes in ihrem Zimmer — der alte Tory war abwesend — rief Frank nach einem langen, harten Kampfe in seinem Innern nach einem tiefen Stillschweigen:

„Ich will Dich verdienen mit edlen Thaten! Ich will mich zu Dir, Engel der Unschuld, emporschwingen! Verlassen will ich das verfluchte Gewerbe, das Dir, mein Leben, mißfällt! Du allein hast mich besiegt!"

Agnes erhob ihre zitternden Hände gen Himmel und sagte mit matter Stimme: „Willst Du es, so schwöre mir es bei Gott dem Allwissenden und bei Deiner Ehre!"

Den Blick gen Himmel gerichtet, sprach Frank feierlich: „Ich schwöre es bei Gott dem Allwissenden, bei meiner Ehre und bei Dir Agnes, die nur für mich geschaffen ist!"

„Aber wie?" — fuhr er nach tiefem, überlegendem Schweigen fort — „wie kann ich mit Dir in's Leben eintreten? ich ein Bettler! denn, Agnes, ich habe schon Alles verschenkt, nichts soll mich mehr an mein Gewerbe erinnern, alle meine Schätze, mein ganzes Vermögen habe ich an die Armen vertheilt! Ich bin arm, ganz arm!"

„Fürchte nichts, guter Frank" — tröstete Agnes mit Zärtlichkeit. — „Für Dich will ich betteln, betteln in der ganzen Welt." — Nach diesen Worten zerfloß sie in Thränen und verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen. Frank weinte, innigst gerührt von der Wehmuth seiner Agnes, ebenfalls mit.

Die ganze Nacht hindurch wachte Agnes oder dachte im Schlafe nur an ihren Frank und sah ihn, umgeben mit den Strahlen der Unschuld. Sie rief sich seinen Schwur noch einmal in's Gedächtniß zurück und sah in ihrer lebhaften Phantasie plötzlich den begnadigten, den aus Liebe zu ihr nun tugendhaft gewordenen Frank vor sich stehen. Agnes erbebte vor diesem Fantome und kroch mit ihrem Kopfe unter die Bettdecke, wo sie sich bald dem Gotte Morpheus in die Arme warf.

Den Tag darauf fand Frank zu derselben Stunde, wo er zu kommen versprochen hatte, Agnes noch allein. Er blieb an der Schwelle des Zimmers stehen, wie ein Mensch, dessen böses Gewissen erwacht ist, das ihn hindert, der Unschuld vor die Augen zu treten. Er betrachtete seine Agnes von der Ferne aus, welche mit engelgleichem Antlitz da saß und nicht wußte, was sie aus Franks Benehmen machen sollte. Sie heftete einen festen, durchdringenden Blick auf ihn. Endlich ermannte er sich,

Digitized by Google

trat hastig ein und sagte: „Alles ist beschlossen, Agnes! Ich wanke nicht; doch noch einmal.... in zwei bis drei Wochen, spätestens in...."

„Zwei — drei Wochen?" — unterbrach ihn Agnes in einem Tone voll Schreck und Verwunderung. — „Was willst Du damit sagen, Frank?"

Er nahm seine ganze Kraft zusammen und sagte sodann in einem kräftigen, aber wehmüthig bittenden Tone: „Mein bester Freund, mein Ernährer, mein Versorger, der mir mehr gewesen, als selbst mein Vater, hörst Du Agnes, mein Retter, der wahre Kapitän des Sphinx liegt an einer gefährlichen Krankheit wahrscheinlich rettungslos darnieder."

„Die Schmuggler haben auch ihre Pflichten, ihre Gesetze" — fuhr er nach einer kurzen Pause bewegt fort. — „Ach Gott! tausend Familien nähren sich, welche ohne das Gewerbe des Schmuggelns auf der Landstraße Reisende plündern müßten, um ihren Hunger zu stillen und sich vor dem Tode zu schützen! — Mein alter Vater hat sein ganzes Vermögen auf den Einkauf einer Schiffsladung gesetzt, welche glücklich an Bord gebracht werden muß. Sein ganzes Vertrauen hat er auf mich gesetzt."

Hierauf schwieg Frank, eine Antwort von seiner Agnes erwartend und wendete sein Angesicht weg von ihr. Aber Agnes starrte bewegungslos vor sich hin. Sodann fuhr er mit fester Stimme fort:

„Als ich gestern Abend von Dir zurückkehrte, erwartete mich ein Matrose und sagte: „„Eile nach Hause, der Kapitän verlangt nach Dir, er ist besinnungslos zu Boden gefallen."" Ich eile und finde ihn mit dem Tode ringend! Das that mir wehe! Er richtete sich auf von seinem Sterbelager und sagte:

„„Mein Sohn! der Schlag, der mich trifft, ruinirt hunderte von Menschen! Alles, was ich besitze, liegt dort!.... hole es und liefere es in ihre Hände!""

„Ach, Agnes, ich habe geschworen! Thränen des Schmerzes habe ich vergossen auf seine kalte todtenbleiche Hand! Diese letzte Reise, nicht einen Heller wird sie mir einbringen, beschworen habe ich sie mit einem feierlichen Gelübde! Und was ich dem sterbenden Greise gelobt, Gott hat es gehört, halten werde ich es und koste es mir das Leben! Hörst Du, Agnes!"

Todtenbleich saß das Mädchen vor ihm, kein Laut kam über ihre Lippen, krampfhaft zuckte sie bei jedem Worte Franks zusammen und blieb auch, als er geendigt, in ihrem stummen Dahinbrüten versunken.

Nach einer langen Pause schlug er die Augen nach seiner Geliebten auf und schreckte zusammen, dann eilte er, das Ende hinzuzufügen:

„Diese Nacht noch schiffe ich mich ein!"

„So mußte es kommen, Frank," — sagte sie endlich mit zitternder Stimme. „Kann ich Dich davon abhalten? Kann ich es, so werfe ich mich Dir zu Füßen und beschwöre Dich abzulassen von dieser Fahrt aus Liebe zu Deiner unglücklichen Agnes!.... Gott! Gott! Alles ist vergeblich! Ich Thörin, die ich war!.... Geh! kehre zurück und dann...."

Ein dumpfer Schrei entfuhr ihrer gepreßten Brust, der Frank erbeben machte. Er preßte sie mit Innigkeit an sein krankes Herz.

„Ach, Agnes!" sagte Frank hierauf in wehmüthigem Tone — „Du verstehst mich noch nicht! Mein Leben ist eine Kette von Verbrechen, Gefahren und Mühseligkeiten. Die wenigen Tage zu so vielen Jahren mehr machen meine Schuld nicht größer, machen sie nicht geringer. Nur diese wenigen Tage noch und ich bin Dein auf ewig! Diese Reise ist die letzte, ich schwöre es zu Gott dem Allmächtigen, der mich auf derselben beschützen soll!"

„Wohlan! meine Verlobte, meine Gattin! schließe mich in Deine Arme, sage mir ein wahres, zärtliches Lebewohl, in drei Wochen entweder der Hölle verfallen oder auf immer in Deiner Nähe, Gott und dem Himmel und allen Heiligen wiedergegeben.

Bewußtlos sank Agnes in die Arme des kühnen Schmugglers. Frank zitterte, das Blut kochte in seinen Adern, er war jetzt ihr einziger Schutz und Schirm, kein Lauscher horchte, kein Verräther blickte durch die Thür.... Gott! ein Verbrechen wagen.... Nein; er drückte einen langen Kuß auf ihre kalten Lippen, trug sie, die halb Ohnmächtige, auf das Sopha und war verschwunden, ehe Agnes wieder zu sich kam.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Bordeaux*).

Kennst Du die berühmte Stadt P***? Sie liegt in Schlesien, im Regierungsbezirke L***, gilt als ein Seitenstück zu dem weltberühmten Schöppenstädt, das,

*) Aus „Onkel Zebra," Memoiren eines Epikuräers von M. E. Oettinger. 2 Theile. Leipzig. Bösenberg. 1842. Der Name des Verfassers, durch seinen „Charivari" dem größern Publiko bekannt, ist die beste Empfehlung dieses mit Witz und Laune reich ausgestatteten Büchleins, aus welchem wir hier eine Probe unsern Lesern vorlegen. D. R.

Digitized by Google

wie bekannt, eine deutsche Uebersetzung des griechischen Abdera, und ein Geschwisterkind des hochgefeierten Krähwinkel ist. Die Annalen der Stadt P*** sind einig darüber, daß das Schießpulver hier nicht erfunden worden sei. Im Uebrigen ist P*** ein sehr ehrenwerthes, friedliebendes, fleißiges und betriebsames Städtchen, das 1400 Einwohner, darunter auch einige charmante Seelen, viele Tuch- und Leinenweber, in den Wintermonaten eine wandernde Schauspielertruppe und — was ja nicht zu vergessen ist — auch ein kleines Wochenblättchen hat, das der verantwortliche Redakteur, ein sehr respektabler Buchbinder, eigenhändig schreibt, eigenhändig setzt, druckt, verlegt und — austrägt, also Alles in einer Person ist und bei diesem Geschäft — er verkauft auch Siegellack, Oblaten, Kalender, Schwefelhölzchen und Wanzenvertilgungsmittel — besser seine Rechnung findet, als mancher Herausgeber einer großstädtischen Zeitung. Außer diesem Wochenblatt wird in ganz P*** kein anderes Journal gelesen; nur dann und wann verirrt sich in jene Gegend ein Blatt der Korn'schen Zeitung aus Breslau, woraus der Buchbinder-Redakteur seine Neuigkeiten schöpft. Daher kommt es denn auch, daß die Herren Bewohner jener Stadt nicht immer au fait sind und manche Neuigkeit ein Paar Jahre später als andere Menschenkinder erfahren. Man darf also nicht erstaunen, wenn ich sage, daß erst unlängst die Kunde hingedrungen, daß die Franzosen Karl X. vom Throne gejagt und den Louis Philipp erwählt haben. Was liegt auch im Grunde daran, ob man solche Neuigkeiten ein Paar Wochen früher oder später erfährt? Auf Städte, wie P***, hat dies durchaus keinen Einfluß.

Noch seltener als eine auswärtige Zeitung verirrt sich nach P** eine Extrapost, und wenn der Zufall jemals eine solche Seltenheit durch die Straßen dieses Städtchens führt, so erregt sie fast dasselbe Aufsehen, als das Erscheinen eines langgeschwänzten Fixsterns, oder die Ankunft eines gekrönten Hauptes.

Es war am 3. November vorigen Jahres — Abends acht Uhr — als urplötzlich das ganz ungewohnte Schmettern eines Posthorns an das Ohr der erstaunten Kleinstädter schlug, von denen der größere Theil schon in den Federn lag. Daher geschah es, daß mehr als eine Nachtmütze, respective Nachthaube, über Kopf und Hals aus dem Bette sprang und ans Fenster eilte, um die Postchaise zu sehen, die pfeilschnell vorüberflog und endlich vor dem Gasthofe zum grünen Ochsen Halt machte.

Das Thor des grünen Ochsen — der, en passant, das größte und anständigste Hotel der guten Stadt P*** ist — war aber zum Leidwesen des Reisenden schon geschlossen. Der Postillon blies in sein Horn mit einer Vehemenz, als wollte er mit seinen Tönen die Mauern von Jericho umblasen; doch da dies nicht helfen wollte, knallte er noch mit seiner Peitsche, und der Reisende accompagnirte ihn mit Flüchen und Verwünschungen, woraus Jeder den Schluß hätte ziehen können, daß der Reisende zur hohen Gesellschaft gehöre, denn so fluchen kann nur ein Mann von feinem Tone.

Endlich — nach zehn Minuten — öffnete sich das Thor, und der Wirth in höchsteigener Person, mit einer hellen Nachtmütze auf dem Haupte und einer trüben Laterne in der Hand, eilte zum Wagenschlage heran.

— Diable, rief der Fremde, legt man sich hier zu Lande schon so früh zu Bett?

— So früh? Man hat ja bereits den Zapfen gestrichen.

— Ach, was kümmert mich Euer Zapfen! Kann ich ein Paar Zimmer bekommen?

— O mehr als ein Paar, erwiederte der Wirth, der vor lauter Respekt alsogleich seine Mütze zog.

— Desto besser, rief der Fremde und sprang eilig aus dem Wagen. Herr Wirth, fuhr er fort, geben Sie dem Postillon ein Trinkgeld... ich habe nur Louisd'or bei mir...

— Wieviel befehlen Sie?

— Geben Sie ihm zwei Thaler.

— Zwei Thaler, wiederholte der Gastwirth und riß vor Erstaunen Mund und Augen auf.

— Glauben Sie, daß das zu wenig sei? Der Bursche hat gut gefahren... Geben Sie ihm drei Thaler.

— Ganz wie Sie befehlen, sprach der Wirth und geleitete seinen Gast in die Hausflur und dann eine Treppe hinauf, wo er ihm die zwei schönsten Zimmer des ganzen Hauses anwies.

— Sind Ew. Hochwohlgeboren damit zufrieden?

— Vollkommen! Sorgen Sie nur dafür, daß mein Gepäck hinaufkommt.

— Auf der Stelle, sagte der Wirth, eilte windschnell die Treppe hinab, holte drei Thaler aus seiner Schublade hervor und gab sie dem Postillon.

Der gute Mann, vor dessen Thür in seinem 32jährigen Gastwirthsleben noch niemals ein Reisender abgestiegen, der einem Postillon drei Thaler preußisches Courant Trinkgeld gegeben, war, wie sich das leicht denken und noch leichter entschuldigen läßt, ungemein neugierig, zu erfahren, wer dieser noble Reisende sei, der seinem grünen Ochsen die hohe, ausgezeichnete Ehre erwiesen habe, ihn zum Absteigequartier auszuerlesen.

— Hier, Schwager, sind ein, zwei, drei Thaler

Digitized by Google

Trinkgeld. Nun sei Er aber auch so gut, mir zu sagen, wer dieser Herr wohl sein mag?

— Ich kenne ihn nicht. Aber so viel kann ich Ihnen sagen, daß er ein steinreicher, vornehmer Mann sein muß. Jedem Postillon hat er zwei Thaler Trinkgeld geschenkt. Ihr grüner Ochse darf sich gratuliren, solch einen Gast zu beherbergen, sprach der Postillon, steckte das Geld ein und spannte die Pferde ab.

— Wie, dieser Wagen gehört?...

— Dem Herrn, das sehen Sie doch wohl. Unser Herr Postmeister wird sich hüten, solche Wagen zu halten.

— Vier Pferde! rief der Gastwirth.

— Der Herr muß verdammt viel Eile haben.. ich konnte nicht schnell genug fahren. Mein Kamerad glaubt, der Herr sei ein französischer Prinz.

— Ein französischer Prinz! rief der Wirth in der höchsten Wonne seines Herzens und warf die Nachtmütze in die Höhe. Schwager, laßt Euch umarmen! Ihr sollt sehen, daß der Wirth zum grünen Ochsen nicht so dumm ist, als er aussieht, und so gut wie Mancher zu leben weiß. Ein französischer Prinz! Gott, welch ein Glück für meinen grünen Ochsen und meine ganze Familie! Da, Schwager, da habt Ihr noch ein Extra-Trinkgeld von mir. Hier sind zwei Silbergroschen sechs Pfennige.

— Danke, sagte der Postillon, warf sich rasch auf sein Pferd und ritt von dannen.

Der Wirth nahm in der Freude seines Herzens den Koffer des Fremden auf seine eigene Schulter und trug ihn auf dessen Zimmer hinauf.

— Diable, ich klingle schon seit zehn Minuten, rief ihm der Fremde zu.

— Was befehlen Ew. Gnaden?

— Licht, Licht! Sie sehen ja, daß ich im Finstern herumtappe.

— Bitte mehrere Millionen Male um Verzeihung; sogleich soll es da sein.

Er lief fort und stürzte mit solcher Eile die Treppe hinab, daß er die letzten Stufen herunterfiel und beinahe den Fuß gebrochen hätte.

— Macht nichts, macht nichts, sprach er tröstend zu sich selbst und rieb sich das verwundete Schienbein. Es ist ja ein Prinz und noch dazu ein französischer! Gott, welch eine Ehre für mein Haus! Jetzt tauscht mein grüner Ochse selbst mit dem rothen Adler, der goldenen Gans und dem blauen Bären nicht! Nun rasch Licht angemacht!

Er suchte das chemische Feuerzeug und fand es endlich; er stippte nun ein Schwefelhölzchen nach dem andern ein, aber keines von allen wollte Feuer fangen. Oben klingelte der Fremde, daß der Schall der Glocke die ganze Familie des Wirthes aus dem Schlafe weckte, unten quälte sich der Repräsentant des grünen Ochsen mit Feuermachen ab.

— Verfluchte, vermaledeite Schwefelhölzchen, rief er in der höchsten Wuth, nachdem er ein halbes Hundert bereits nutzlos vergeudet hatte. Morgen in aller Frühe verklage ich den verdammten Zeitungsschreiber, der mich angeschmiert hat... morgen in aller Frühe gebe ich sein Wochenblatt auf... morgen...

— Vater, rief die eintretende Tochter des Wirthes, die im strengsten Negligee erschien, wer klingelt denn oben so stark?

— Ein hoher, ausgezeichneter Gast, sprach der Wirth, riß seiner Tochter das Licht aus der Hand, eilte sturmschnell die Treppe hinan und stürzte athemlos in's Zimmer des Fremden hinein.

— Saubere Wirthschaft das! Muß man in Ihrem Hotel immer so lange klingeln, ehe man etwas erhält?

— Bitte hunderttausend Mal um Verzeihung... Die vermaledeiten Schwefelhölzchen, die mir mein Nachbar, der Zeitungsschreiber...

— Schon gut! Ich habe Durst, bringen Sie mir eine Flasche Champagner!

— Champagner, stammelte erschreckt der Besitzer des grünen Ochsen und wurde so bleich wie Kuhkäse. Der Champagner, gnädiger Herr, ist mir leider ausgegangen. Aber mit einem vorzüglich guten Glas Grüneberger kann ich aufwarten.

— Grüneberg? Was ist das?

— O auch eine schöne Gegend! Heuer ist der Wein besonders gut gerathen!

— Nun denn, so bringen Sie mir eine Flasche.

— Auf die Minute, erwiederte der Wirth, und eilte noch schneller hinunter, als er hinauf geeilt war. Denkt Euch das ungeheure Glück, sagte er, unten angekommen, zu seiner Tochter und seiner Ehehälfte, die das heftige Klingeln gleichfalls aus dem Bette gejagt, denkt Euch, ein Prinz, ein französischer Prinz ist bei uns eingekehrt!

— Jesus Maria und Joseph, riefen die Weiber und wußten sich vor Freude kaum zu fassen.

— Der Schreck ist mir in die Glieder gefahren, schrie die Ehehälfte des grünen Ochsen, ich falle in Ohnmacht.

— Nur jetzt nicht, Theresel, ich bitte Dich um Gottes Willen, nur jetzt nicht! Hörst Du nicht, wie er wieder klingelt? Er hat eine ganze Flasche Grüneberger bestellt.

Digitized by Google

— Heilige Mutter Gottes, riefen die Weiber und konnten vor Erstaunen nicht zu sich kommen.

— Himmel, ich danke Dir, rief der Wirth und lief mit dem Grüneberger hinauf.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Das Degentragen vor 140 Jahren.) Große Noth machte im Anfange des 18. Jahrhunderts den Obrigkeiten in Sachsen das Degentragen. Jeder Mensch wollte Degen tragen. Man kann aus den Ständen, denen es erlaubt blieb, auf die schließen, welche es sich anmaßten. So ergingen deshalb besondere königliche Mandate, z. B. 1706, d. d. Krakau; eine Erneuerung desselben fand 1712 statt und noch nachdrücklicher ward es wieder 1720 eingeschärft. Namentlich wurde es den Pagen, Lakaien, Schreiberburschen und Handwerksburschen verboten. Indessen wurden ausdrücklich nebst vielen andern, die natürlich um so eher dazu berechtigt waren, Buchdrucker, Papiermacher, Barbierer, Bader und Perückenmacher und deren Gesellen, vom Verbote ausgenommen. Es muß allerliebst ausgesehen haben, wenn der Friseur mit der Perückenschachtel unter dem rechten, dem Puderbeutel unter dem linken Arme und den Degen zwischen den Beinen hereingetreten ist. Solche, die nicht das Recht hatten, wurden übrigens auch gar mit Festungsstrafe bedroht.

— Wien, 31. Jan. Der Nürnberger Correspondent erzählt folgende Anekdote als völlig wahr. Ein Beamter in Wien greift in der Meinung, man habe ihm seine Uhr gestohlen, einen rechtlichen, friedlichen Bürger rasch an, und fordert seine Uhr mit so barscher Stimme, daß ihm dieser ohne Widerrede die seinige herausgab, und sich zitternd entfernte. Zu Hause angekommen, sieht der Beamte seine Uhr auf dem Tische liegen, und geht mit dem angenehmen Gefühl zu Bette, unwillkürlich einen Diebstahl mit allen erschwerenden Nebenumständen begangen zu haben. Dieb und Bestohlener finden sich am folgenden Tage bei Gericht ein, und trennen sich im besten Einvernehmen.

— Die „Post,“ ein in Cincinnati erscheinendes Blatt, erzählt folgende Anecdote von einem jungen Manne, der ein großes Vermögen, Geld, Ländereien, Neger, kurz Alles seiner Ausschweifung und Unmäßigkeit zum Opfer gebracht hatte. Eben hatte er eine Rechnung von 500 Dollars für Grog bezahlt. Eines Tages ging er müßig über die Straße, als er einen Arzt gewahrte, den er sogleich zu sich rief. „Doktor,“ sprach er zu diesem, „wolltet Ihr nicht einmal in meinen Hals herabsehen?“ — „Ich sehe nichts darin, Herr,“ antwortete der Doktor, nachdem er sorgfältig nachgesehen hatte. — „Nichts? ei, das ist sonderbar! Ich bitte Euch, seht noch einmal nach.“ — „In der That, ich kann nichts erblicken.“ — „Gar nichts? nun Doktor, da sind doch ein Meierhof, zehntausend Dollars und zwanzig Neger hinabgegangen!“

(Die sonderbaren Zwillinge.) Ein Kindermädchen ging neulich, zwei sehr niedliche Kinder an der Seite, unter den Linden. Ein vorübergehenden Herr, den die Aehnlichkeit der beiden Kinder interessirte, fragte das Mädchen, wie alt die Kinder seien. „Des is hier vier un des is hier fünf Jahr alt,“ erwiederte sie.

Der Herr fuhr fort: „Ach so, da habe ich mich doch geirrt, ich glaubte, es wären Zwillinge.“

Das Kindermädchen sagte hierauf: „Nu freilich sind et Zwillinge, aberscht — se sind nich uf een Mal gekommen, sundern eens na den andern.“

— In Tachan, einer böhmischen Stadt, ward neulich ein schwangeres jüdisches Frauenzimmer, die vor der Entbindung an Krämpfen starb, rasch begraben. Zufällig wurde nach einiger Zeit das Grab wieder geöffnet. Als die Todtengräber den Deckel abgenommen, fuhren sie erschrocken auf, ließen den Dekkel fallen, und sahen sich bleich und verstört an, denn in der kleinen breternen Welt lagen statt einer Leiche jetzt zwei. Die zweite war eine kleine, eines armen Kindes Gebeine, das im Grabe geboren und gestorben, ein Kind, das schon in der Erde lag, ehe es zur Erde ward. Man hatte die scheintodte Mutter lebendig versenkt. Im Grabe hatte sie das Kind geboren, im Grabe ihm vielleicht Leben und Athem eingeküßt, im Grabe noch einmal gelebt, und war dann gestorben. Das Grab war tief, die Todtengräber hatten die Erde nicht geschont — da half's ihr freilich nicht, daß sie an den Wänden kratzte und riß und wimmerte — die junge Mutter starb und mit ihr das Kind.

— In dem chinesischen Ehestandskatechismus heißt das erste Gebot: Es gibt für das Weib keinen andern Gott auf Erden, als den Mann. Wir hörten neulich eine Dame sagen: dies sei gewiß ein Druckfehler und müsse statt Gott: „Teufel“ heißen.

Die Einigkeit.

O welch' ein Ehepaar! — Es kann
Kein and'res ein'ger sein!
Denn stündlich spricht so Frau und Mann:
Die Eh' ist Höllenpein!

(Der Abschiedskuß.) Ein gutherziges Männchen, der aus lauter Gefühls-Masse zusammengesetzt war, kam, da er Niemand etwas abschlagen konnte, nicht selten in Verlegenheit; er sah sich zuweilen schon im Voraus betrogen, und doch that er das, um was er gebeten wurde. —

Einst ersuchte ihn Jemand um einen Vorschuß von 20 Gulden Münze, auf kurze Zeit. Er konnte, wie schon gesagt, es nicht abschlagen, obgleich er recht gut wußte, daß ihm die kurze Zeit sehr lang werden, und er die Rückgabe dieser Summe kaum, oder — auch gar nicht erleben würde. Er holte demnach aus seiner Brieftasche zwei Zehner Banknoten, und küßte solche beim Ueberreichen.

„Was machen Sie da?“ fragte der Zudringliche. —

„Es ist meine Gewohnheit so, wenn ich von Jemand Abschied nehme,“ versetzte der Geber scherzend, —

Sogleich nahm Jener die Banknoten, küßte sie, und sagte: „und meine Gewohnheit ist es, so die seltenen Gäste zu empfangen.

(Unliebsame Anwendung.) Auf einem Kaffeehaus

Digitized by Google

sang ein junger Fant mit sehr unangenehmer Stimme, zum Verdruß aller Anwesenden, fortdauernd ein Liedchen, welches den Refrain hatte:

Der Gott der Lieb' entschuldigt Alles,
Ein Liebender kann Alles thun.

Alle Aeußerungen des Mißfallens der übrigen Gäste waren vergebens; selbst ein Zischen, ein mehrmaliges: Still doch! blieb unbeachtet; der junge Mensch wurde es nicht müde, sein Lied zu trillern.

Endlich ging einer der Anwesenden auf ihn zu, und schlug ihn derb auf den Mund. Der Sänger, höchst aufgebracht, fragte ihn, wie er sich eine solche Grobheit erlauben könne?

„Ich fordere die Herren hier alle zu Schiedsrichtern auf," erhielt er zur Antwort, „ob ich unrecht habe? Sie haben es selbst tausendmal gesungen:

Der Gott der Lieb' entschuldigt Alles,
Ein Liebender kann Alles thun;

und ich versichere Sie auf meine Ehre, daß ich sehr verliebt bin"

Gegen dieses Argument konnte der überlästige Sänger Nichts einwenden, und da ein allgemeines Gelächter entstand, hielt er es für das Beste, sich aus dem Staube zu machen.

Lehrer: Wie viel Stunden hat der Tag? Schüler: Fünf und zwanzig. Lehrer: Fünf und zwanzig? Warum? Schüler: Sie sagten ja vorhin, daß der Tag schon um eine Stunde länger ist.

(Couplet.)

Alles will jetzt zum Theater
Was nur Händ' und Füße hat,
Können oft nicht deutlich reden
Und beweg'n sich wie am Draht.
Jeder, der sich nicht will plagen,
Der zur Arbeit ist zu faul,
Glaubt, es flieg'n ihn beim Theater
Brat'ne Vögel in das Maul.

Ein Student, der in der Schule
Oft erwischt a zweite Klaß',
Kriegt dadurch auf das Studiren
Ein unbändig großen Haß,
Sagt: ich geh' jetzt zum Theater,
Denn da darf ich nix studir'n,
Wenn ich auch mein' Roll nicht g'lernt hab',
No, so muß man mir's soufflir'n.

Manches Mädel will nicht stricken,
Will nicht flicken für die Leut',
Darum rennt sie zum Theater,
Wo man Lorbeerblätter streut,
Doch sie irrt sich oft gewaltig,
So was stellt sich keine vor,
Zwanzig Jahre sind verstrichen
Und sie steckt noch unterm Chor.

Statt durch Arbeit und durch Sitten
Sich verdienen einen Mann,
Glaubt sie, beim Theater wachsen's
Dutzendweis für sie heran,
Und es kann sich manchmal fügen,
Daß ein Freier kommt in's Haus,
Aber wie er's soll versorgen,
Bleibt er freundlich wieder aus.

(Der neugierige Bär.) Das stille und friedliche Städtchen Warwick gerieth dieser Tage in die größte Aufregung durch das ausgelassene Benehmen eines Individuums aus der rauhbälgigen Familie der Brannen, welches in Begleitung anderer seltenen Gäste am Freitage daselbst eintraf, und dem Begehren des hochschottischen Menagerie-Directors gemäß, in einer besondern Wagenremise untergebracht wurde. Seiner einsamen Würde nämlich überdrüssig, benutzte Petz den Augenblick, in welchem das gesammte Wartpersonal auf Einkauf von Mundvorrath für Pfleger und Pflegebefohlene ausgegangen war, um sich insgeheim einen Ausflug in die nächstgelegenen Quartiere zu erlauben. Da es ein dunkler Abend war, so vermeinten die Vorübergehenden in dem aufrechtgehenden Vierfüßler einen vom Zipperlein geplagten alten Baronet zu erblicken, der, in seinen Pelzburnus gehüllt, des Abends herumzuschlendern pflegte, und so geschah es, daß Hüte und Mützen häufig vor demselben abgenommen wurden. Eine Weile hindurch ließ Braun alle diese Aeußerungen conventioneller Ergebung unbeachtet, als aber ein altes Mütterchen, welches hart an ihm vorüberging, und die groteske Gestalt bewundernd, sich öfters umsah, seine Aufmerksamkeit fesselte, verdoppelte er seine Schritte. So wie Sarah Coleridge jedoch gewahrte, daß ihr jener offenbar nachsteige, bezähmte sie ihre Neugierde, nicht ohne über die Thorheit des Baronets zu seufzen. Hier ward sie durch eine barsche Zuckung in ihren Betrachtungen plötzlich unterbrochen, denn der Bär, der in dem Bündelchen der Alten irgend eine Speise witterte, hatte seine Vorderbeine um ihren Hals geschlungen und seine Schnauze möglichst vorgeschoben. Der anfängliche Unwille Sarahs wich bald dem ohrenzerreißenden Geschrei, als sie ihren Irrthum erkannte; da jedoch Petz mit einem Maulkorbe versehen und überdies aller Klauen ledig war, so stillte sich augenblicklich der Allarm, und die Kunde des Vorfalls kam dem Inhaber der Menagerie in den folgenden Tagen nur noch besser zu statten.

(Eine unterbrochene Trauung.) Zu Gloucester in England stand in der dortigen Johanniskirche unlängst ein Brautpaar schon vor dem Altar, um getraut zu werden. Unseligerweise hatte der wackere Bräutigam schon mit dem frühesten Morgen angefangen so tief ins Glas zu sehen, daß er nicht zur klaren Ansicht seines neuen Verhältnisses gelangen konnte. In diesem erbaulichen Zustande, der seinen Beiständen wirklich physisch zu thun machte, beantwortete er die Frage des amtirenden Geistlichen: ob er willens sei, sothanes Frauenzimmer zu seinem Eheweibe zu machen, mit einem so dragonermäßigen Fluche, daß er ja aus keiner andern Absicht hergekommen, mithin die Frage ganz unnütz sei, und benahm sich überhaupt auf eine die Heiligkeit des Ortes und der Function so verletzende Weise, daß der Geistliche anstatt ihn den süßen Banden der Ehe zuzuführen, durch einen Polizeikonstabel ins Gefängniß führen ließ. — Ein Seitenstück zu diesem liebenswürdigen Bräutigam und hoffnungsvollen künftigen Ehemann wurde kürzlich vor ein londoner Polizeiamt gebracht. Derselbe oder derselbe, ein Tapezirergesell machte auf dem Heimwege aus der Kirche, wo er getraut worden war, einen Abstecher in eine

Digitized by Google

Branntweinschenke, und war dann in später Nacht in seinem Sonntagshabit auf dem Straßenpflaster liegend und laut schnarchend gefunden worden. Ganz kleinlaut bat er am folgenden Tage, wo er seinen Rausch auf einer harten Bank des Wachthauses vollends ausgeschlafen hatte, den ihn verhörenden Commissär, er möchte ihm nur erlauben, einen Sprung nach Hause zu machen, um seine junge Frau, die nicht wissen werde, was aus ihm geworden, zu beruhigen.

— Fortwährend erzählen die französischen Zeitungen von Abenteuern, die bei Gelegenheit der berühmten Bälle in der Oper in Paris vorgekommen sein sollen. Das neuste, das bei dem letzten Balle geschehen sein soll, ist folgendes: Eine junge Frau, Madame D., wünschte sehnlichst, einmal einen solchen Ball mit anzusehen, aber ihr Mann war durchaus nicht zu bewegen, sie dahin zu führen; in Begleitung ihres Kammermädchens wollte die Dame nicht gehen, und so entschloß sie sich endlich, eine Freundin zu bereden, sie zu begleiten. Diese ließ sich nicht lange bitten, die beiden Damen fuhren in einem Fiacre fort und traten in das Foyer des Hauses. Nachdem sie eine Zeitlang herumgegangen, suchten sie ein Plätzchen zum Ausruhen, und endlich fand sich eines in einem Corridor. Madame D. setzte sich da nieder, aber nach einigen Minuten erschien eine Maske, die vor ihr auf die Knie sank und ihr eine höchst burleske Liebeserklärung machte. Madame D. kam in große Verlegenheit, welche noch gesteigert wurde, als sich eine bedeutende Menschenmenge um sie sammelte und lachte. Sie bat vergebens ihren komischen Anbeter dringend, sie von seiner Gegenwart zu erlösen, bis endlich ein alter Herr erschien, der sich zwischen sie und den Knieenden stellte, denselben bei Seite schob und zu der Dame sagte: „Ich wundere mich sehr, die schöne Madame D. hier zu finden.“ — „Da Sie mich kennen, mein Herr, so haben Sie die Güte, mir einen Wagen holen zu lassen.“ — Ich kenne Sie recht wohl, denn ich bin der General C.“ — Die Dame kannte den General recht wohl dem Namen nach, hatte ihn aber nie gesehen, und vertraute sich ihm gern an. Als sie in die Vorhalle gekommen waren, sagte ihr Begleiter: „Sie sind so erschüttert, daß ich Ihnen empfehle, an einem passenden Orte auszuruhen.“ Er führte somit die junge Dame in eine Restauration, wohin sie folgte, um kein Aufsehen zu machen. Der Fremde ließ sich hier ein Abendessen geben, aß und trank und nöthigte, wenn auch vergebens, die Dame, seinem Beispiele zu folgen. Diese ängstigte sich vor Allen um ihre Freundin, und der General erbot sich, nach Beendigung seines Mahles, dieselbe ebenfalls abzuholen. Er ging, kam aber nicht wieder. Die Dame nahm nach einer Stunde allen ihren Muth zusammen, um allein fortzugehen, der Kellner aber vertrat ihr den Weg mit der — Rechnung für das Abendessen des Generals. Die arme Frau hatte kein Geld bei sich und gab deshalb dem Kellner ihr Armband, das vielleicht 500 Thaler werth war. Man holte ihr einen Wagen, der sie endlich nach Hause brachte. Am andern Tage schickte sie in die Restauration, um sich ihr Armband holen zu lassen, man sagte ihr aber, der General habe es kurz nach ihrer Entfernung in Empfang genommen, so daß die Dame endlich zu der Erkenntniß kam, daß der angebliche General nichts als ein — schlauer Spitzbube gewesen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Wie es heißt, werden nächstens Kleider von ganz neuem Schnitte zum Vorschein kommen, von denen man sich sehr viel verspricht. Die Aermel haben wiederum einige Veränderungen erfahren, eng bleiben sie aber noch immer. Die Stickerei oder vielmehr die Besetzung mit Sammetschnürchen ist noch immer in höchstem Grad beliebt; besonders gut sieht sie aus auf glasirten oder gestreiften Pekins. Die glatten Pekins haben breite Sammetstreifen oder glattaufgesetzte Volants. An den Staatskleidern sieht man oft zwei bis drei Spitzenvolants. So sahen wir neulich ein Kleid von eisengrauer glasirter Doppellevantine; Aermel und Leibchen waren glatt und eng, über den Aermeln befanden sich kurze Ueberärmel; der Rock war sehr lang, ganz einfach und nur an der Seite mit Bandrosetten von gleicher Farbe besetzt. Ein anderes Kleid war von Pekin mit breiten rosa und braunen Streifen, die sich fächerartig auf der Brust ausbreiteten, was sehr gut aussah.

Feststehende Moden gibt es wenige, nur trägt man meist einen einzigen Rock, der an der Seite offen ist und durch Bänder zusammengehalten wird. Trägt man zwei Röcke, so müssen sie von gleicher Länge sein und der obere wird dann ein wenig an der Seite aufgenommen. An den Leibchen, die keine Falten haben, sieht man kleine vorn offene, viereckig geschnittene Pelerinen. Die kleinen Aermel sind meist doppelt; der eine ist eng und sehr klein und über ihm befindet sich ein zweiter, etwas längerer, weiterer, der vorn offen ist. Diese Aermelart wählt man besonders bei Zeugkleidern. Was den Ausputz betrifft, so wählt man vorzugsweise gern Blumen, die bald als Guirlanden angebracht, bald in einzelnen Bouquets aufgesetzt sind, oder Bänder mit doppelten Schleifen.

Herren-Mode. Schon bemerkt man an den schönen Tagen einige Anzüge, die den Frühling verkündigen; kurze Röcke, Beinkleider in hellen Farben, Westen von Piqué und oder sehr leichtem Cashmir, zugleich aber auch einige Fracks in Broncefarbe oder Grün mit goldenen Knöpfen und breiten, an den Hüften ausgeschnittenen, mit Seide gefütterten Schößen. Die Röcke haben meist breite Revers und übersponnene seidene Knöpfe. Die Westen von Cashmir haben zwei Knopfreihen und übereinandergehende Halbrevers. Die Beinkleider sind grau, staub- oder nußfarbig und liegen auf dem Stiefel auf; einige sind indeß auch schwarz, halbweit und auf den Hüften in Falten gelegt mit Taschen an den Seiten. Einige Westen haben einen sehr bedeutenden Ausschnitt unten und die beiden Enden laufen keineswegs in einer Spitze zusammen, sondern abgerundet aus einander. Im Allgemeinen bemerkt man, daß die Taillen wieder lang und schmal werden. Die Westen gehen mit der Spitze vorn sehr weit herunter, auch die Fracktaillen werden sehr tief gemacht.

Die schönsten Westen werden gerade gemacht und haben einen kleinen Stehkragen. Der weiße Piqué und der gestickte oder einfarbige Cashmir, der schottische Sammet und das Glasgewebe mit rothem Grunde sind die beliebtesten Stoffe.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 11. (3. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/38. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 12. (Sonnabend, den 18. März.) **1843.**

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Vierter Jahrgang. **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der Herzog von Bordeaux.

(Beschluß.)

— Das dauert verteufelt lange, brummte der Fremde. Ich habe Durst... Aber sacre nom de Dieu, wo ist denn ein Glas? Glaubt der Herr, daß ich wie ein gemeiner Handwerksbursche aus der Flasche trinke?

— O ich Esel! das Glas habe ich vergessen, rief der Wirth und schlug sich mit solcher Wuth vor die Stirn, daß er bald darauf eine Beule bekam.

Er stürzte zum vierten Male die Treppe hinab, um das Glas zu holen.

— Aber, lieber Joseph, weißt Du denn auch bestimmt, daß der Fremde wirklich ein Prinz ist? fragte die hartgläubige Negligee-Hälfte.

— Der Postillon hat's gesagt.

— Am Ende hat er den Vater nur angeführt, meinte das schmucke Töchterchen.

— Mich, den Wirth vom grünen Ochsen, angeführt? Gleich sollt Ihr sehen, daß es wahr ist. Gretel, wo ist das Fremdenbuch?

— Hier, Vater!

— Er klingelt, spute Dich, Alter, bat die Ehehälfte.

Der Wirth nahm Glas und Fremdenbuch und stürmte zum fünften Male die Treppe hinan.

— Nun, bringt der Herr endlich das Glas?

— Da ist es, gnädiger Herr! Hier ist auch das Fremdenbuch. Wollen Sie die Gnade haben, Ihren werthen Namen einzuschreiben.

— Meinen Namen? Muß das gleich geschehen?

— Wenn ich bitten darf, gnädiger Herr.

— Eh bien, wenn ich schreiben soll, so geben Sie mir auch eine Feder oder einen Bleistift, oder glauben Sie, daß ich mit dem Zahnstocher schreiben kann?

— Bitte tausend Mal um Verzeihung... o ich Ochse, rief der arme Wirth und flog zum fünften Male die Treppe hinab. Eine Feder, eine Feder!

— Hier, Vater!

— Ich laufe mir heute noch die Lunge ab, rief der Wirth, und flog zum sechsten Male die Treppe hinan. Hier ist die Feder, gnädiger Herr.

— Und wo ist die Tinte?

— Herrgott im Himmel, die hab' ich vergessen!!

— Der Herr scheint verrückt zu sein!

— Vor Freude, Ew. Gnaden, vor lauter Freude, sprach der Wirth und stürzte zum sechsten Male hinab. Tinte, Tinte, schrie er mit so starker Stimme, daß die Fenster bebten.

— Hier, Vater!

— 's ist zum Verzweifeln, tobte der Wirth und eilte zum siebenten Male hinauf. Hier ist Tinte, Ew. Gnaden, sagte er zum Fremden...

Der Fremde schlug das Buch auf, nahm die ein-

Digitized by Google

getauchte Feder, schrieb seinen Namen hinein: „Herzog von Bordeaux" und schlug es wieder zu.

Der Wirth wollte gehen, der Fremde rief ihn zurück.

— Hören Sie, lieber Mann, dieser Wein ist nicht zum Trinken. Haben Sie keinen andern?

— Dermalen nicht.

— Ah, que le Diable vous enlève, fluchte der Fremde.

— Schön, erwiederte der Wirth, der keine Sylbe davon stand.

— Allez vous-en, gehen Sie, gehen Sie, ich bin müde und sehne mich nach Ruhe.

Der Wirth stürzte zum siebenten Male hinab, schlug unten das Fremdenbuch auf und rief:

— Der Herzog von Bordeaux!

— Grundgütiger Himmel! schrieen die Weiber und klatschten in die Hände.

— Gretel, laufe gleich zum Zeitungsschreiber, donnere an die Fensterladen, bis er aufwacht, und sage ihm, daß morgen früh auf meine Kosten — hörst Du's, Gretel, auf meine Kosten — ein Extrablatt erscheinen soll mit der Neuigkeit: Der Herzog von Bordeaux ist bei Deinem Vater eingekehrt. Laufe, so schnell Du kannst!

— Aber, Vater, ich muß mich doch erst anziehen.

— Nein, sag' ich Dir. Du bleibst wie Du bist.

— Geh', geh', Gretel, der Vater will's haben.

— Geh', ungerathenes Kind, oder ich enterbe Dich.

Im strengsten Negligee mit nassen Augen und schwerem Herzen lief das schöne Kind zum Zeitungsschreiber und klopfte laut väterlicher Vorschrift an die Fensterladen so lange, bis die P*** Fama den Kopf zum Fenster hinaussteckte mit der Frage:

— Donnerwetter, was giebt's?

— Sie, mein Vater läßt Ihnen sagen, daß morgen früh ein Extrablatt erscheinen muß.

— So? Warum?

— Der Herzog von Bordeaux ist bei uns eingekehrt.

— Schön! Aber was geht das mich an? Ein Extrablatt kostet Geld.

— Der Vater will's bezahlen!

— Das macht aber viel Mühe.

— Wir schlachten morgen ein Schwein... Sie sollen einen Schinken haben.

— Einen Schinken? Morgen erscheint ein Extrablatt, rief der Zeitungsschreiber und schlug das Fenster zu.

Am andern Morgen las man auf einem Extrablatt mit Frakturschrift die hochwichtige Nachricht:

„Gestern ist der Herzog von Bordeaux hier angekommen und im Gasthof zum „grünen Ochsen" abgestiegen."

Diese Nachricht lief wie ein Lauffeuer durch die kleine Stadt und erregte ein großes unbeschreibliches Aufsehen. Jeder wollte den Herzog sehen: die halbe Stadt versammelte sich, ob es gleich erst acht Uhr Morgens war, vor dem Gasthause zum grünen Ochsen. Einige gratulirten dem glücklichen Wirth, Andere beneideten ihn darum, aber Alle starrten zu den Fenstern jener Zimmer hinauf, die den hohen Gast beherbergten. Der Herr Herzog schien aber noch um 10 Uhr zu schlafen.

— Das ist so Mode bei den großen Herren, sagte der Perückenmacher Titus Strobel zu dem Gevatter Handschuhmacher Eoban Zöpflein. Je vornehmer die Herrschaft, desto später kriecht sie aus den Betten, erklärte der Erstere. Ein Herr von steht um 8 Uhr, ein Baron um 9 Uhr, ein Graf um 10 Uhr, ein Herzog um 11 Uhr auf... Und wann steht denn ein König auf? fragte der Handschuhmacher. Könige, erwiederte der Perückenmacher, stehen nie auf, darum heißt's auch immer: Seine Majestät geruhen.

Die beiden Sprecher wurden mitten im besten Gespräche durch die Stadtmusikanten gestört, die ihre Instrumente erschallen ließen, um dem hohen Gast in tiefer Ehrfurcht ein Bewillkommnungsständchen zu bringen. Auch in der Musik ist man in P*** noch um zwanzig Jahre zurück, und daher kam es, daß diese Herren nichts als alte Stücke bliesen: „Ei, Du lieber Augustin," „wir winden Dir den Jungfernkranz," „ein freies Leben führen wir," „was glänzet dort draußen im Sonnenschein" und mehr dergleichen passende Melodien.

Durch diese himmlischen Harmonien aus dem Schlafe geweckt, erschien nach einem Weilchen der Herzog von Bordeaux, in einen kostbaren Mantel eingehüllt, mit einer brennenden Cigarre im Munde, am geöffneten Fenster, um sich zu überzeugen, was dieser Klingklang zu bedeuten habe.

Gleich bei seinem Erscheinen bliesen die Stadtmusikanten einen ungeheuern Tusch, die Andern strengten übermäßig ihre Lungen an und schrieen Hurrah, und zwei Schusterjungen warfen, in Ermangelung der Mützen, ein Paar Stiefel in die Luft.

Der Fremde rauchte seine Cigarre und lachte dazu. Als er genug gehört, zog er sich zurück, worauf die Menge auseinanderging.

Eine Viertelstunde später klopfte es ganz leise an seiner Thür.

— Herein! rief die Stentorstimme des Fremden, der sich eben rasirte.

Ein junger Mann mit äußerst schüchternen Mienen, langen, hinter das Ohr gestrichenen Haaren und

Digitized by Google

einer Mappe unter dem Arme, trat ein. Er machte zehn tiefe Verbeugungen und hatte nicht den Muth, den Mund zu öffnen.

— Wer sind Sie? fragte der Herzog von Bordeaux.

— Ein armer Maler.

— Was wollen Sie?

— Die Ehre und das Glück haben, den Herrn Herzog zu malen.

— Mich zu malen, wie kommen Sie auf diese Idee?...

— Der Wirth dieses Gasthofes ist mein Pathe... Er hat mich rufen lassen, um mich davon in Kenntniß zu setzen, der Herr Herzog seien angekommen... Junge, sagte er zu mir, wenn Du Dein Glück machen willst, mußt Du meinen Gast malen...

— Nun, wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, so habe ich nichts dagegen. Nur muß ich Sie bitten, morgen oder übermorgen wiederzukommen, denn jetzt rasire ich mich, wie Sie sehen.

Der junge Maler stammelte seinen Dank, machte abermals zehn Verbeugungen und empfahl sich.

Eine halbe Stunde später trat ein rothwangiges, wunderliebliches Mädchen ein, das dem Reisenden einen Brief überreichte.

— Von wem, liebes Kind, fragte er und geruhte sich so tief herablassen, das unbefangene Kind in die Wange zu kneifen.

— Von meinem Vater, dem Zeitungsschreiber.

— Womit kann ich ihm dienen?

— Das steht in dem Briefe, Herr Herzog.

Er erbrach den Brief und las:

„In tiefster Unterthänigkeit wagt es der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete, eine Sammlung seiner neuesten Räthsel Ihnen zu Füßen zu legen und Sie, Herr Herzog, tiefdemüthigst zu bitten, allergnädigst zu geruhen, allerhuldvollst die beigebogene Dedication anzunehmen und auf einige Exemplare der nächstens erscheinenden Sammlung allergnädigst zu subscribiren. Das Exemplar kostet 12½ Silbergroschen; wer auf sechs Exemplare subscribirt, erhält das siebente gratis.

Cajus Leim,

bürgerlicher Buchbinder und Zeitungsschreiber."

— Sage Herrn Cajus Leim, liebes Kind, daß es mir ein Vergnügen macht, seinen Wunsch zu erfüllen. Ich subscribire auf drei Exemplare und sende ihm dafür diese Kleinigkeit (er gab dem Mädchen einen Louisd'or und geruhte zum zweiten Male ihre Wange zu kneifen), aber, fügte er hinzu, die Dedication anzunehmen, verbietet mir meine Bescheidenheit.

— Werde Alles bestellen, sagte das schöne Kind, machte seinen Knix und ging.

— Ich möchte wissen, was diese Leute bewogen hat, mir so viel Ehre zu erweisen?

Da klopfte es zum dritten Male. Der Wirth trat ein.

— Bitte Millionen Male um Entschuldigung, wenn ich störe. Ich wollte nur fragen, ob der Herr Herzog auf Dero Zimmer servirt zu werden geruhen?

— Keine Umstände, mein Herr, ich werde an der Table d'hôte speisen. Wann geht's zu Tische?

— In einem halben Stündchen, Herr Herzog.

— Lassen Sie einen Platz für mich offen... ich werde kommen.

Die Nachricht, daß der Herzog von Bordeaux sich herablassen werde, heute an der Table d'hôte des grünen Ochsen zu speisen, lief bald von Mund zu Mund und reizte die Honoratioren, die so viel Geld hatten, um 7½ Silbergroschen für eine Tafelfreude auszugeben, diesmal ausnahmsweise an dem Mittagstische blos darum Theil zu nehmen, um den Prinzen so recht in der Nähe zu betrachten.

Noch nie war die Table d'hôte so zahlreich besetzt, als an diesem Tage. Auch der Zeitungsschreiber, der für den Antrag der Dedication (ob der Herzog sie annehme oder nicht, daran war ihm im Grunde nicht viel gelegen) ein blankes Goldstück ergattert hatte, der Oberschulvorsteher, der Beisitzer des Magistrats, ja sogar der Herr Bürgermeister in höchsteigener Person beehrten den Mittagstisch mit höchstdero beglückender Gegenwart.

Der aufmerksame Wirth hatte die Treppe mit einer Bettdecke belegen und sie, in Ermangelung der Blumen, mit Grünkohlblättern bestreuen lassen, seinem hohen Gaste den obersten Platz am Tische eingeräumt, und seiner hübschen Tochter, die aus Oekonomie die Function des kostspieligen Oberkellners vertrat, auf's Strengste anbefohlen, sich ihre schönsten Sonntagskleider anzuziehen, um dem grünen Ochsen und sich wenigstens keine Schande zu machen. Das arme Kind, das seiner Mutter in der Küche behilflich sein mußte, schwitzte, in das enge Mieder eingepreßt, wie ein Schmorbraten, und lebte in der beständigen Furcht, sich einen Fleck in ihr neues Kleid zu machen.

Die Gäste saßen schon seit einem Viertelstündchen bei der Tafel, bekamen aber noch nichts zu essen, weil der Herzog von Bordeaux noch fehlte.

Beim Eintreten des Herzogs von Bordeaux erhob sich die ganze Table d'hôte, um ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Er nickte vornehm mit dem Kopfe, nahm den ihm angewiesenen Platz ein, zog seinen Lorgnon und

Digitized by Google

musterte die Gesellschaft, die ihn mit stummer Bewunderung anglotzte und jede seiner Mienen und Bewegungen beobachtete.

Endlich kam die Suppe.

Er kostete ein Paar Löffel und — ließ sie stehen.

— Die Suppe scheint ihm nicht zu schmecken, sagte der Zeitungsschreiber zu seinem Nachbar, das muß ich mir gleich aufnotiren, sonst vergesse ich es am Ende...

— Sie, Sie, zischelte der Nachbar dem zweibeinigen Wochenblatt in's Ohr, Sie, Sie...

— Was giebt's? fragte der Zeitungsschreiber.

— So eben hat sich der Herzog an seinem Halskragen gezupft...

— Wird ebenfalls aufnotirt.

Dann erschien die Tochter mit dem Rindfleisch und reichte es, wie sich das von selbst versteht, zuerst dem hohen Gaste.

— Ei, ei, wie roth, liebes Kind, sprach der Herzog von Bordeaux und kneifte sie (was bei ihm allergnädigste Gewohnheit zu sein schien) in die echauffirten Wangen.

Die Gäste verwunderten sich über die große Herablassenheit, das Wochenblatt notirte das Ereigniß, das Mädchen wurde feuerroth und der Wirth vom grünen Ochsen, der glückliche Vater der in die Wange gekniffenen Tochter, wäre vor Freude beinah aus seiner Haut in die des Bürgermeisters gefahren, der um diese Auszeichnung ihn sehr zu beneiden schien.

Das Rindfleisch war so glücklich, auf der Zunge des hohen Gastes so großes Wohlgefallen zu finden, daß er noch ein zweites Stück begehrte, was der Zeitungsschreiber alsogleich notirte.

— Sonderbar, sagte der Beisitzer des Magistrats zu dem Bürgerältesten, der Herr Herzog essen grad' wie unser Eins!

— Nur mit dem Unterschiede, bemerkte der Bürgerälteste, daß die herzoglichen Bissen viel größer als die unsern sind.

— Ich möchte nur wissen, wo er seinen Orden stecken hat? fragte der Beisitzer.

— Die kommen vielleicht erst mit dem Frachtwagen nach, meinte der Senior der Bürgerschaft.

— Sie, Sie, lispelte der Nachbar mit dem rechten Ellenbogen dem Zeitungsschreiber zu.

— Was giebt's?

— So eben haben der Herr Herzog noch ein drittes Stück Rindfleisch genommen.

— Es scheint ein grundgescheuter Mann zu sein, erwiederte die Fama von Fleisch und Blut, und notirte auch das dritte Stück. Die nächste Nummer meines Wochenblattes wird ungeheuer interessant werden. Wünschen Sie darauf zu pränumeriren? fragte er seinen Nachbar.

— Danke gehorsamst, replicirte der Handschuhmacher. Ich lese nur das neue Testament und die Wetterprophezeiungen im Kalender.

— Auch mit einem Kalender kann ich aufwarten.

— Bin bereits versehen, entgegnete der Nachbar, dem der Angstschweiß auf die Stirne trat.

Nun kam das Gemüse: Grünkohl und gebratene Kalbsleder. Der weibliche Oberkellner präsentirte es zuerst dem Herzog von Bordeaux.

— Danke, liebes Kind, ich bin schon satt, sagte er und warf einen musternden Blick auf die niedliche Taille des weiblichen Oberkellners. — Das Mädchen wurde wo möglich noch röther, ihr Vater noch glücklicher und der Bürgermeister noch weit neidischer.

Der hohe Reisende zog jetzt seine Uhr hervor, ließ sie repetiren, warf dabei einen Blick auf die Wanduhr, wischte sich den Mund ab, erhob sich von der Tafel, warf der ganzen Gesellschaft einen vornehm-kalten Gruß zu und entfernte sich.

Die Table d'hôte schien darüber erstaunt und nebenbei nicht wenig pikirt zu sein. Der Herr Bürgermeister, der sich dadurch am meisten beleidigt fühlte, leerte erst seinen Schoppen Grüneberger und stand dann gleichfalls von der Tafel auf, ein Beispiel, das auch die andern Honoratioren alsogleich befolgten. Nur der Zeitungsschreiber, der Handschuhmacher und der Post-Sekretair, der einzige Stammgast des grünen Ochsen, warteten mit der größten Gemüthsruhe das Erscheinen des spießbürgerlichen Nachtisches ab, der aus Butter und Kuhkäse bestand, und enthielten sich, wegen des raschen Aufbruchs des Herzogs aus Weltklugheit aller Randbemerkungen.

Als der Abend hereinbrach, beschloß der Fremde aus Langeweile das National-Theater der Stadt P*** zu besuchen. Der Wirth vom grünen Ochsen mußte für ihn eine Loge bestellen. Auch diese Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt, und also kam es, daß das halbe Städtchen in's Theater strömte, um sich an dem seltenen Gaste so recht nach Herzenslust satt zu sehen. Die Frauen warfen sich in ihren Hochzeitsstaat, die Männer in ihre Sonntagshabits, die Mädchen in ihre schwarzseidenen Einsegnungskleider.

Die Wirthin vom grünen Ochsen und ihre Tochter gingen auch in's Theater und zwar nur darum, um Allen ihren hohen Gast zu zeigen. Mehr als Einer wollte die Bemerkung machen, daß die Frau Wirthin seit 24 Stunden noch einmal so dick geworden sei. Auch das schöne Gretchen schien heute viel stolzer als je, nicht

Digitized by Google

etwa auf ihre knallrothe, vollrunde, kleinstädtisch-gesunde Backen, sondern auf ihre goldene Erbsenkette und den neuen Schildkrötenkamm und die hohe Auszeichnung, die ihr heute bei Tische widerfahren war. Das gute Kind glaubte, Jeder müsse es ihr ansehen, daß der Herzog von Bordeaux geruht habe, ihre Wange zu kneifen.

Als der hohe Gast in seiner Loge erschien, stimmte das Orchester, bestehend aus den fünf Stadtmusikanten, die ihm am Morgen ein Ständchen gebracht, einen großartigen Tusch an, der nicht enden wollte; das ganze Auditorium schrie Hurrah und Vivat hoch und schwenkte die Hüte.

Verwundert fragte der Reisende einen Mann in der Nebenloge:

— Können Sie mir sagen, warum diese Leute Hurrah schreien?

— Ich bedaure, Ihnen keine Auskunft geben zu können, denn auch ich bin ein Fremder.

— Die Leute scheinen närreisch zu sein, sprach der Reisende, u. verließ schon nach dem ersten Acte das Schauspielhaus.

Als er nach Hause kam, verfügte er sich in die Gaststube. Der Wirth machte eine Unzahl von Bücklingen und sprach:

— Wenn Sie, Herr Herzog, einen alten Mann, und seine ganze Familie glücklich machen wollen, so erweisen Sie ihm eine Gnade...,

— Und welche, wenn ich fragen darf?...

— Erlauben wohl der Herr Herzog, daß ich so frei sein darf...

— Ich bitte, fahren Sie fort.

— Daß ich so frei sein darf, mein Schild, den grünen Ochsen, in den Herzog von Bordeaux umtaufen zu dürfen?

— Meinetwegen! Ich habe nichts dagegen. Sie lieben vermuthlich den Bordeaux?

— Wie mich selbst.

— Nun denn, ich kann Ihnen ein Fäßchen davon verkaufen.

— Sie mir verkaufen?!

— Ich, ja freilich ich!

— Ei, mein Gott, wer sind Sie denn?

— Ich bin Weinreisender, heiße Herzog und komme von Bordeaux.

— O ich Hornvieh, rief der Wirth vom grünen Ochsen, kehrte dem Reisenden den Rücken zu und gab sich ganz im Stillen ein Paar starke Nasenstüber.

Seit diesem Tage heißt das Gasthaus zum grünen Ochsen auch Hotel zum „Herzog von Bordeaux."

Der Schmuggler.

Erzählung von Fr. Herrmann Langguth.

(Fortsetzung.)

IV.

Franks Rückkehr.

Der Schmuggler hatte sich um keinen Tag verrechnet. Drei Wochen nach dieser letzten Zusammenkunft landete sein mit reicher Fracht beladener Kutter in der Nähe des Gestades an. Von dichtem Nebel begünstigt und bei niedrigem Wasserstande war dies der beste Augenblick zu landen. Ein Signal, das von dem Ufer herüber tönte, unterrichtete die Schiffsmannschaft, daß man dort voll Ungeduld sie erwarte.

In diesem Augenblicke der Gefahr, die immer etwas Anziehendes für ihn gehabt und noch hatte, mochte Frank zum ersten Male seine geliebte Agnes vergessen haben, wenigstens wollte dies seine Umgebung aus allen seinen Mienen und Gebehrden schließen. Der vom Lande her wehende Windzug trieb den Kutter südwestwärts und verbarg ihn hinter den das Ufer umgebenden hohen Felsen den an dem Ufer angebauten Häusern. Alles dies waren günstige Umstände, welche diese letzte Fahrt zu der glücklichsten und gelungensten, wie man sie seit langer Zeit nicht vollendet hatte, zu machen schienen. Doch die einmal bis hierher glückliche Unternehmung zu vollenden, d. h. die Waaren an's Land zu schaffen, dazu war es noch nicht dunkel genug, man mußte also noch bis zu einbrechender Nacht warten, um Alles mit Glück zu vollenden. Jetzt fingen die Wellen an, sich höher zu heben, die See wurde bewegter.

„Nach dem Winde hin, Steuermann!" rief Frank, als das Schiff sich hinter den Schatten der Felsen verbarg. „Nach dem Winde hin! Seht Ihr denn nicht unsere Laternen am Ufer?"

„Das schon, Herr Hauptmann," — rief der Steuermann — „aber ich dachte so bei mir selbst... Halt, sehen Sie einmal in die Höhe! Das kann doch unmöglich der bloße Schatten eines Baumes sein! Dort oben, fast am Gipfel des Berges! Auch scheint ja der Mond gar nicht. Woher sollte denn also der Schatten kommen. Sehen Sie, wie er sich bewegt, vervielfältigt, bald rückwärts, bald vorwärts schaukelt! Unsere Kameraden sind es auch nicht; diese stehen alle am Ufer. Beim heiligen Georg! wir gehen dem Schatten jetzt schnurstracks entgegen! Ich will vier Wochen lang Seewasser saufen, wenn das nicht die Spürhunde der Regierung sind!"

„Ja, ja! das ist wahr," — sagte Frank nach kurzem Dahinbrüten. „Doch es kann nur Einer, höchstens

Digitized by Google

können es Drei sein; und gesetzt, es wären unsere Feinde, was schadet's? Unsere Ladung ist vollkommen gerettet, wenn wir schnurstracks nach dem Ufer hinfahren. Also vorwärts nach dem Ufer hin!"

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Mordthat.) Die Zeitungen berichten von Berlin: „Wieder ist in den letzten Tagen ein Mord begangen worden. Der Mörder ist ein Böttchermeister. Das unglückliche Opfer ist ein Lehrbursche, der mit einer Rechnung zu ihm gesendet worden war und die Zahlung verlangte. Der Gemahnte ergriff das Böttcherbeil, mit dem er arbeitete, und spaltete damit dem armen Knaben den Schädel. Es entstand ein furchtbarer Auflauf, und der Polizeirath Dunker hatte seine ganze Autorität nöthig, um den Verbrecher wohlbehalten durch die Menge zu führen, die nicht übel Miene machte, auf der Stelle an ihm Gerechtigkeit zu üben. Se. Majestät der König soll über die Menge dieser fürchterlichen Verbrechen, die sich hier in so kurzer Zeit ereignet haben, ganz empört sein, wie denn allgemein Schrecken und Bestürzung darüber herrscht."

(Durchschnittlich.) Auf die vielen Klagen über theilweise so außerordentlich schlechte Stellung preußischer Volksschullehrer hören wir die tröstliche Versicherung, daß in den meisten Regierungsbezirken die Lehrer durchschnittlich 107 Thaler jährlich beziehen. Unter diesen Durchschnittlichen sind indeß noch Lehrer genug, die einen Jahresgehalt von 20, sage zwanzig Thalern (mit Wandeltisch!) genießen. Ueber den Werth dieser Durchschnittszahlen gibt die Vossische Zeitung ein hübsches Beispiel: Zwei Wanderer, der eine mit, der andere ohne Geld, treten in ein Wirthshaus. Der eine speist zwei Portionen, der zweite fastet nothgedrungen, folglich hat jeder durchschnittlich eine Portion genossen.

— In Dortrecht zeigt ein Arzt an, daß er täglich in den Mittagsstunden den Armen ordinire, mit Ausnahme der Wochentage, da sei er zu sehr beschäftigt, und mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, da speise er nicht zu Hause.

— In mehren englischen Städten hat man eine neue Art von Vereinen gestiftet, welche gewiß den Beifall der Frauen finden. Es trat nämlich eine Anzahl junger und unverheirather Männer zusammen, die sich verbindlich machten, wöchentlich 1 Shilling (10 Ngr.) zu zahlen. Die auf diese Weise eingehende Summe wird in der Sparcasse niedergelegt und der erste aus dem Vereine, der heirathet, erhält den Betrag sammt den Zinsen an seinem Hochzeitstage.

(Todtentanz.) Die Japanesen haben eine eigenthümliche entsetzliche Strafe für Verbrecher; es wird nämlich dem Verurtheilten ein Hemd von Riedgras angezogen, das man sodann in Brand steckt. Wegen der verzweifelten Sprünge nun, zu welchen der Unglückliche vor seinem Hinscheiden durch dieses raffinirte Autodafé gezwungen wird, hat man der Strafe den humoristischen Namen „Todtentanz" gegeben.

(Das Briefchen.) Ein junger Elegant, der ein Haus mit einer Terrasse bewohnt, welche er im Sommer mit Blumen zu schmücken pflegt, läßt sich im Winter von dem Gärtner Blumensträuße liefern, wofür er ihm seine abgelegten Kleidungsstücke zu überlassen pflegt. Vor Kurzem erhielt der junge Mann einen prachtvollen Strauß bengalischer Rosen, den er sogleich einer Dame sandte, welche weder schön noch häßlich war und das Alter der Koketterie noch nicht überschritten hatte. Abends machte er einen Besuch in dem Hause und erwartete die freundlichste Aufnahme. Sein Unglück wollte aber, daß er den Mann traf, der ihn mit ernster Miene bei Seite nahm und sagte:

„Sie schicken den Damen Blumensträuße."

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich mir die Freiheit nahm, Ihrer Frau Gemahlin Blumen zu senden, und ich glaubte..."

„Sie stecken aber Briefchen unter die Blumen..."

„Briefchen! Ich habe keine Briefchen geschrieben..."

Der arme Blumenspender, der seiner Unschuld sich bewußt war, erschöpfte sich in Betheuerungen, bis die Dame selbst erschien, zu den Vorwürfen ihres Mannes bitteren Spott hinzufügte, unter den Rosen hervor ein kleines Briefchen zog und sagte: „Da, sehen Sie selbst, wollen Sie noch läugnen?" Dann las sie mit triumphirenden Blicken: „Vergessen Sie die alten Stiefeln und Pantalons nicht, die Sie mir versprochen haben." — Der Gärtner, der dem jungen Herrn die Blumen lieferte, hatte ihn auf diese zarte Weise an die Erfüllung des Contractes erinnert.

Ehelicher Liebesblick.

Könnt' er durch einen Blick auf ewig sie verlieren,
Wie Orpheus einst Euridicen,
So ließ' er sich vielleicht verführen,
Sich Einmal nach ihr umzusehn.

— Man rechnet auf jeden Engländer 225 Rthlr. von der Nationalschuld. Auf jeden Holländer kommen 135 Rthlr., auf jeden Spanier 40 Rthlr., auf jeden Dänen 33 Rthlr., auf jeden Franzosen 29 Rthlr., auf jeden Preußen 9 Rthlr., auf jeden Oesterreicher 8 Rthlr., auf jeden Russen 5 Rthlr. und auf jeden Schweden 2½ Rthlr.

(Trauriger Scherz.) Man berichtet jetzt aus Paris Folgendes: Ein unverzeihlicher Scherz von Seiten eines Studenten der Medicin, dessen Namen wir verschweigen wollen, führte zu einem sehr traurigen Resultate. Nachdem er schon zu allen möglichen Mitteln seine Zuflucht genommen, um von seinem zu leichtgläubigen Vater Geld zu erhalten, gab jener junge Mann den Rathschlägen eines Freundes nach, welcher ihn auf die Idee brachte, ein Testament zu schreiben, in welchem er ihn zu seinem Testamentsvollstrecker machen sollte, hinzufügend, daß vermittelst dieser, mit der Todesnachricht seines Sohnes dem Vater geschickten Acten man eine Summe Geldes für die angeblich ausgelegten Begräbnißkosten erhalten würde. Dieser

Digitized by Google

Rath ward befolgt; allein was nicht vorauszusehen war, der Vater kam in aller Eile nach Paris, säumte nicht, sich sogleich nach der Wohnung seines Sohnes zu begeben und fand diesen in Fülle der Gesundheit. Beim Anblick seines todtgeglaubten Sohnes war das Entsetzen des unglücklichen Vaters so groß, daß er kein Wort hervorzubringen wußte; er erbleichte, das Blut stockte in seinen Adern, dann schwankte er und fiel mit dem Angesicht zur Erde. Sogleich eilten die beiden jungen Leute ihm beizustehen; man öffnete ihm die Ader, allein der Unglückliche war todt! Vor einigen Tagen sah man einen jungen Mann in den Ausbrüchen der heftigsten Verzweiflung einem stattlichen Leichenzuge folgen, welcher seine Richtung nach dem Gottesacker Mont-Parnasse nahm. Der junge Mann war derselbe Student, dessen Thorheit jenes bejammernswerthe Ereigniß herbeigeführt hatte.

(Die Räuber in Frauenkleidern.) Eine Räuberbande, in der englischen Provinz Wales macht viel Redens. Sie soll an 600 Köpfe zählen und ihr Oberhaupt heißt — Rebecca. Alle tragen, — so lauten die Berichte, — Frauenkleider, reiten gut, und man weiß nicht recht, sind's emancipirte Frauen oder Männer, fürchtet sich aber gewaltig vor ihnen, so daß sie den Buchstaben des siebenten Gebots nicht zu verletzen brauchen, weil man ihnen gleich giebt, was sie haben wollen. Das ist ihnen dann auch ganz willkommen.

— Ein armer Schriftsteller in einer deutschen Hauptstadt verfaßte nach mehreren unglücklichen Speculationen einen sogenannten „Wegweiser" seiner Geburtsstadt, da solche Cieeroni und Guides immerhin eine „gangbare Waare" sind. Er fand diesmal ohne große Schwierigkeiten einen großen Verleger, und als er sein Honorar bezog, eilte er damit in das Weinhaus, um sich nach langer Zeit wieder einmal gütlich zu thun und für einen neuen Wegweiser zum Mammon zu begeistern. Aber er that sich etwas zu gütlich, denn als er aus der Schenke trat, glaubte er in einer ganz fremden Stadt zu sein und fragte nach der nächsten Buchhandlung, um sich einen Wegweiser dieser Stadt anzuschaffen. Man gab ihm lächelnd sein eignes Werk; doch irrte er mit demselben lange herum, bis er sich genöthigt sah, einen — Nachtwächter als Wegweiser anzunehmen.

(Sehr lang.) Ein Dorfschulmeister bemerkte, daß einige Knaben, welche in der Schule beim Ofen saßen, sich die Hände vor den Mund hielten, um so unbemerkt plaudern zu können. Ganz erbost rief er ihnen zu: Glaubt ihr Hallunken, ich wisse nicht, daß Ihr schwatzt? Meine Ohren reichen bis zum Ofen!

— Ein Dessauer Jude, der in der Leipziger Brandcasse versichert hat, hat vor einiger Zeit Schadenersatz für seinen Ueberrock gefordert, den er mit seiner Cigarre verbrannt habe. Es steht zu erwarten, daß man ihm als vorsetzlichen oder muthwilligen Brandstifter den Proceß machen werde.

— Ein König hatte gern lange Soldaten, aber er liebte keine Franzosen. Einst hatte doch ein Oberst einen Franzosen, der außerordentlich groß und wohl gewachsen war, angenommen. Gegen die Revue lehrte er den Kerl drei kurze deutsche Antworten auf die drei gewöhnlichen Fragen des Königs: Wie alt bist Du? Wie lange dienst Du? Wie bekommst Du Deine Löhnung? Unglücklicherweise fragte diesmal der König außer der Ordnung, daß die Antworten folgendermaßen ausfielen: Wie lange dienst Du? 20 Jahre. Wie alt bist Du? 1 Jahr. Kerl, bist Du verrückt? Richtig.

— In Florenz ist ein Mädchen mit zwei Zungen geboren worden. Der Vater soll aber aus Rücksicht für den einstigen Schwiegersohn nur eine haben lösen lassen.

— Ein Bauer wurde von seinen Nachbarn der Hexerei angeklagt. Der Actuarius, welchem die Sache übergeben wurde, gedachte sich mit dem Beklagten einen Spaß zu machen. Er ließ ihn citiren. Mein lieber guter Mann, redete er ihn an, mir ist etwas von Ihm gesagt worden, er soll ein Hexenmeister sein. Mir ist auch etwas von Ihnen gesagt worden, entgegnete der Bauer, Sie sollen ma ka Hexenmeister sei!

— Als ein berühmter Henker einen berüchtigten Mörder am Galgen in die Höhe ziehen wollte, riß der ganz neue und sehr starke Strick. Ein andrer Henker hatte aus Neid den Strick mit Scheidewasser bestrichen. Schwere Noth, rief der Henker, so etwas ist mir doch in meinem Leben noch nicht passiet! Mir auch noch nicht, entgegnete der Herabgefallene.

— Ein Mann zankte sich mit seiner Frau und sagte endlich im Zorne: Du bist nicht werth, daß Dich der Kukuk hole! Was, rief die Frau und stemmte die Arme in beide Seiten, ich nicht werth, daß mich der Kukuk hole? Nun ja! ja! rief der Mann, Du bist werth, daß Dich der Kukuk hole.

— Einem Lohnkutscher passirte ein merkwürdiges Schicksal: sein Pferd stach der Hafer und es ging durch. Ohne die Zügel anzurühren, saß er erstaunt da. Die Dame, die sich in der Droschke befand, wurde ängstlich und rief: Um Himmelswillen lassen Sie mich heraus! — Bleiben Sie ruhig sitzen, ich kenne mein Pferd besser! Dos is nischt als Verstellung.

Ein Teplitzer Liedel.

Nimmt man einen Fidelen, so hat man sein Kreuz,
Kaum is er verheirath', so sagt er: mich reuts!
Und fliegt in's Kaffeehaus, auf's Land, auf'n Ball,
Und d' Frau laßt er sitzen, der holde Gemahl.
Thut reiten und fahr'n, sitzt fleißig beim Spiel,
Drum nur keinen Fidelen, der fliegt immer z'viel.

Nimmt man einen Schwärmer, da hat man's erfragt,
Der kann ein nit küssen, wenn kein' Nachtigall schlagt.
Anstatt daß er lebt nach der Frau ihren Will'n,
So sitzt er im Gras wo und fangt a Paar Grill'n
Und thut dabei z'fließen vor lauter Gefühl,
Drum nur keinen Schwärmer, der seufzt mer z'viel.

Nimmt man einen Alten, dos is erst a Tour,
Der kekezt und hust einen den ganzen Tag vur,
Will er seine Frau sehn, so braucht er 'n Glas
Und wenn man diskrirt mit ihm, hört er nit was.
Kein Haar auf'n Kopf und kein Zahn im Prufil,
Drum nur keinen Alten, die husten mer z'viel.

Digitized by Google

Drum hab'ns die Frau'nzimmer schwer in der Welt;
Es ist mit den Mannsbildern meistens g'fehlt:
Der Eine hat dies und der Andere das,
Ein Jeder was anders, ab'r Jeder hat was.
Drum gibt's nur a Mittel, hat man sie auf'm Hals,
Man druckt halt ein Aug' zu, so sieht man nit All's.

(Geschichtliche Miscelle.) In alten Zeiten wurden in verschiedenen deutschen Provinzen allerlei Verbrechen, besonders der Ehebruch, so bestraft, daß derjenige, der dessen überwiesen war, ein öffentliches Gebäude oder einen Theil desselben auf eigene Kosten bauen lassen mußte. In Strehla wurde einem Töpfer, der das sechste Gebot übertreten hatte, die Strafe auferlegt, eine neue Kanzel zu bauen. Er verfertigte sie sehr künstlich aus lauter Kacheln und brachte viele Figuren, darunter auch den ersten Sündenfall, an. Um eben diese Zeit mußten in Zeitz zwei Schuhmacher, die das Pech hatten, desselben Vergehens überführt zu werden, den Thurm auf dem dortigen Kaufhause bauen lassen. — Wäre nicht ein großer Theil der Berlin-Hamburger Eisenbahn auf diese wohlfeile Art herzustellen?

— Einige Marodeurs riefen im Vorbeireiten einem Bauer zu, der auf seinem Acker mit Säen beschäftigt war, und fragten ihn nach dem rechten Wege. Als er ihnen solchen gewiesen, sagte Einer: „Guter Freund, es ist recht, daß Du so fleißig bist; aber die Früchte Deiner Arbeit werden wir wohl genießen." — „Das ist leicht möglich," versetzte der Bauer, „denn ich säe Hanf."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Etwas ganz Neues in den Moden ist nicht erschienen. Man gibt den Kleidern häufig sogenannte Nonnenärmel, die nur bis an den Ellbogen reichen und unter denen sich ein Unterärmel von Muslin befindet. Um die Achseln zu schützen, gibt man diesen schon fast ganz hoch hinaufgehenden Kleidern eine Pelerine von demselben Stoffe, wie das Kleid, die auf dem Rücken rundgeschnitten ist, vorn aber in dem Gürtel sich in einer scharfen Spitze endigt. Das Leibchen ist fast immer gesteift. Der Rock unten wird sehr häufig mit einer Filigran-Posamentirarbeit besetzt und ein gleicher Ausputz findet sich dann meist auch an den Aermeln und an der Pelerine. Ebenso macht man, aber mit ganz hoch hinaufgehenden Leibchen, Kleider von Casimir, deren Aermel auch nur bis an den Ellbogen reichen. Die Unterärmel werden, wie erwähnt, von Muslin, ja sogar von Tarlatan gemacht, manche Damen aber haben dergleichen Unterärmel von bauschigem Atlas, was sehr gut aussieht.

Die Kopfputze, die eben so verschiedenartig sind, wie die Anzüge, sind im Allgemeinen etwas höher, erreichen aber den Wirbel des Kopfes nicht.

Einer der fashionabelsten und hübschesten Stoffe in den jetzigen Tagen ist Atlas mit Sammetstreifen; man hat ihn schwarz auf schwarz und in jeder anderen Farbe, und man muß gestehen, daß zu Abendanzügen nichts eleganter sein kann. Man siehe diesen Stoff aber auch in zwei verschiedenen Farbennüancen, den Sammet in Blaßgrün z. B. und den Atlasstreifen in dunklerem Grün. Man benutzt diesen Atlas auch zu Mäntelchen, die man mit Spitzen garnirt. Das Kleid muß dann von der Farbe des Atlasstreifens sein.

In dem Schnitte der Kleider ist keine Veränderung eingetreten; das Leibchen mit langer Schneppe bleibt beliebt bei vollem Staatsanzuge, das runde Leibchen mit Gürtel dagegen bei Halbtoilette. Eine neue Besetzung besteht in Rollen von Marabouts in Rosa, Blau oder Hellgrün, hauptsächlich sieht man sie auf den doppelten oder dreifachen Röcken von weißem oder rosa Tülle. Etwas Neues sind die dreifachen Röcke von Tülle in drei verschiedenen Farbenschattirungen von Rosa zu Kirschroth ꝛc., die man häufig auf Bällen sieht.

Die Burnuß, die armenischen Aermel, die Langshawls und Camails sieht man in endloser Mannigfaltigkeit.

Capoten von gestepptem Atlas sind, obgleich beliebt, doch keineswegs sehr zahlreich.

Was die Hüte betrifft, so ist die horizontale Form noch immer gesucht; die Schirme sind von mittlerer Größe und werden, bis eine neue Bestimmung eintritt, etwas geschlossen bleiben, ohne daß das Gesicht ganz verhüllt oder zu frei gelassen wird.

In den großen Modehandlungen bemerkt man bereits einige der Stoffe, welche mit den ersten Frühlingstagen erscheinen werden. In der ganzen eleganten Welt spricht man namentlich von Sommer-Pekins, die sehr frische Muster und Farben haben; von Cashmir-Reps, die sehr schöne Promenadenkleider versprechen, und von einem Brocadell-Muslin, der mit seidenen Fäden untermischt ist und zu Abend-Negligees wie zu Reisekleidern vortrefflich geeignet sein dürfte.

Während an den Ballkleidern die Leibchen fast zu tief ausgeschnitten sind, stehen zu andern Anzügen die hoch hinaufgehenden gesteiften Leibchen sehr in Gunst. Die Montespanleibchen heben die Taille ganz vortrefflich hervor, aber sie sind lästig, weil sie vorn und hinten sehr steif sind und die Hüften mit einpressen, und wir glauben nicht, daß man sie allgemein annehmen wird. So viel indeß ist gewiß, daß die Taillen ziemlich auffallend länger sind als im vorigen Jahre.

Herren-Mode. Auf den Bällen in den letzten Wochen haben wir bemerkt, daß die Herren im Allgemeinen weiße Cravaten, Piquéwesten und schwarze oder bronzenfarbige Fracks mit seidenem Kragen und sehr breiten Revers trugen. Einige erschienen auch in kurzen Beinkleidern und weißen seidenen Strümpfen, die meisten dagegen in anliegenden Pantalons von weißem Casimir, die über den Knöchel zugeknöpft waren. Man trägt viele elastische Hüte, die sich zusammendrücken und wieder aufrichten lassen. Sie heißen Incomparables. Diese Hüte können auf jede Weise gedrückt werden, ohne daß sie Schaden leiden.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 12. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/38. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andreä in Leipzig.

Digitized by Google

No. 13. (Sonnabend, den 25. März.) 1843.

Gutenberg.
Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der Schmuggler.

Erzählung von Fr. Herrmann Langguth.

(Beschluß.)

Durch des Steuermannes Vorsicht und durch den günstigen Wind wurde nun der Lauf des Kutter ungemein begünstigt. In dem kurzen Zeitraume von nur zwanzig Minuten waren nicht nur alle Waaren den an dem Ufer Harrenden in die Hände gespielt, sondern sie waren auch alle in den verborgenen Höhlen des Felsen, von wo aus man sie bei passender Gelegenheit weiter brachte, glücklich geborgen.

Es war völlig Nacht geworden. Dumpf brüllte die See, als solle noch Großes geschehen. Frank, kaltblütig und kühn, befahl, alle Lichter auszulöschen. Bei der Heftigkeit des Windes hatten die Matrosen einen gefährlichen Dienst. Im Augenblick, als man das Letzte landen wollte, befahl Frank wieder, die Lichter am Ufer und auf dem Schiffe anzuzünden. Der Anblick, den diese sich in den schäumenden Wellen brechenden Lichtstrahlen gewährten, war gräßlich schön. Der Wind heulte unaufhaltsam und vollendete das Grauenhafte der ganzen Scene.

Mitten in diesem wirren Getöse ertönte die Stimme des kühnen Kapitäns: „Hört!“ — durch welches Wort er kund gab, daß er Etwas vernehme — „Hört! nieder mit den Lichtern!“

Plötzlich fielen alle Lichter und Fackeln in's Wasser, und durch die Finsterniß der Nacht wurde die Scene noch um Vieles gräßlicher. Man hörte nichts, als das pfeifende Geheul des Sturmwindes und die sich brandenden Wellen. Endlich wird in einiger Entfernung ein Geräusch von nahenden Fußtritten und das Gemurmel einiger Stimmen vernehmbar.

Der zur Verhaftung der Schmuggler und zur Bewachung der Ufer hierher commandirte Lieutenant rief, indem er schnell von der Erde, auf welche er am Ufer sein Ohr gelegt hatte, aufsprang:

„God dam! Es sind nicht einmal zwölf Mann! wir brauchen uns nicht zu fürchten. Vorwärts Leute! Haltet Euch tapfer! Zieht die Säbel!“

„Wer wagt es dort Befehle auszutheilen?“ rief Frank, sprang leicht über das Ufer hinweg und hielt dem erschrockenen Lieutenant das Pistol vor die Stirn. „Bei Allem, was mir heilig ist, soll kein Blut fließen, so entfernet Euch und überlaßt mir, dem Besitzer desselben, dieses Fahrzeug.“

Der Lieutenant fiel zu Boden und bat scheinbar flehentlich um sein Leben. In demselben Augenblicke kam seine Mannschaft an. Frank konnte bei der Dunkelheit der Nacht die Feinde nicht überzählen; doch war Alles gerettet und der Kutter erwartete nur den Befehl des Kapitäns, um in See zu gehen. — „Im Namen des Königs!“ rief der Lieutenant jetzt und versetzte dem

Digitized by Google

Schmuggler einen so derben Schlag, daß er, hätte er sich nicht noch an seinem Fahrzeuge erhalten, in's Meer gefallen wäre. Doch Frank, nicht darauf bedacht, Rache zu nehmen, schwang sich auf sein Fahrzeug, indem er sagte: „Diese Nacht fließe kein Blut!"

Aber mit großer Schnelligkeit folgte der Lieutenant ihm und drückte ihn fest an die Plattform des Schiffes an, so daß Frank ganz betäubt wurde. Endlich ermannt sich der Kühne, würgt den Lieutenant an der Kehle und ein schwerer Fall in's Wasser ließ das schreckliche Ereigniß ahnen! In diesem Augenblick entfloh das Fahrzeug mit vollen Segeln.

Dumpf brütete Frank vor sich hin, endlich rief er, aus seiner Betäubung erwacht: „An's Land! wo es auch sei! Nur schnell an's Land!" Man segelte an einen Landungsplatz und Frank schwang sich schnell aus dem Fahrzeuge wie ein Adler auf die Felsen und rief aus der Ferne: „Kinder! alle Güter am Borde gehören Euch; macht damit, was Ihr wollt! Meine letzte Fahrt ist vollendet, lebt Alle wohl!" Unbekümmert um die Verwirrung, die seine Worte angerichtet, verschwand er auf die Felsen.

V.

Agnes.

„Sein Kommando war bei ihm" — sagte Frank zu sich selbst, wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn und verdoppelte seine Schritte. — „Ja, und gewiß war auch die Hilfsmannschaft nicht weit entfernt. Warum er auch nur mich packte! Ich mußte mich vertheidigen. Hätte er gerechte Sache gehabt, gewiß, er wäre nicht unterlegen. Ja gewiß, meine Vertheidigung war gerecht; ich bin unschuldig, ich habe Recht!"

Eine schwere Last, welche sich auf seine Brust wälzte und ihm beinahe den Athem benahm, strafte ihn bei diesen Worten Lügen. Er stieg, in seinem Innern wegen jener letzten That gerechtfertiget, von dem Felsen herab und lenkte die Schritte nach der Wohnung seiner geliebten Agnes, welche fast einem tödtenden Angstgefühle erlag.

Als er dort eintreten will, packt ihn Jemand derb am Arme. Erschrocken wendet er sich um und ruft: „Wer da!" Aber statt aller Antwort fällt ihm der alte, wieder gesund gewordene Kapitän, sein Vater, um den Hals und erwürgt ihn bald vor Dankbarkeit.

„Also bin ich nicht das einzige Ziel Deiner Wünsche?" — ruft ihm der alte Mann in's Ohr. Frank, voll Begierde, nur seine Agnes bald möglichst zu sehen, that einen Schritt vorwärts, indem er sagte: „Morgen, guter Vater, morgen!"

„Es ist schon gut! Also soll ich bis morgen warten, um zu erfahren, ob unsere Waaren gerettet sind? Ich würde diese Nacht nicht schlafen können, wenn ich nicht Alles wüßte; ich würde aber auch nicht ruhen können, wenn ich Dir nicht innig gedankt hätte für Deine Liebe und Aufopferung, für Deine glücklich vollendete Fahrt. O! was Du mir gebracht, kommt Dir theuer zu stehen, doch es ist vorbei."

Frank konnte ein inneres Erbeben nicht unterdrücken. Er schüttelte die Hand des alten Schmugglers heftig und sagte mit erstickter Stimme:

„Nicht einen Heller für diese letzte Fahrt, mein Vater! Gott allein weiß den Preis, um den ich es that! Morgen mehr davon." Schnell entfernte er sich von dem Greise.

Ziemlich spät kam er zu Agnes. Doch wie, das ihm so theure, so bekannte Haus kam ihm ganz verändert vor. Nirgends ein Licht zu erspähen! Fast vermochte er dieses Räthsel nicht zu lösen. Endlich tritt er ein, findet, da der alte Tory wieder abwesend war, Agnes allein. Doch traute er seinen Augen kaum, als er sie heute mehr, als gewöhnlich geputzt sah. War Jemand angekommen? Erwartete sie so spät noch Jemand? Es kreiselte Alles vor seinen Augen.

Stumm blieben Beide einander gegenüber. Wie hatte sich Agnes verändert! Ihr Blick war verwirrt, verrieth eine innere Angst, die Rosen waren von ihren Wangen verschwunden, sie zitterte und glich einer aus dem Grabe erstandenen Todten.

„Du bist sehr traurig" sagte Frank und zog sie an sein klopfendes Herz. „Aber ruhig, liebes Kind, wir werden glücklich sein! Die letzte Fahrt ist vollendet!" setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu. Ein tiefes Schweigen trat wieder ein.

„Sei heiter!" sagte er hierauf wieder mit erzwungener Lustigkeit. „Ein kleiner Unfall ist uns begegnet; am Gestade wurden wir angegriffen."

„Doch kein Blut, Frank, auf Dein Wort, kein Blut?" fragte mit matter Stimme Agnes und untersuchte mit Furcht und Zittern die Hände ihres Geliebten.

„Nein Agnes, kein Blut! tröstete Frank — „meine Hände sind rein von Blut." Dann fuhr er mit gesteigerter Zärtlichkeit fort: „Nichts Neues, mein Engel? Sprich doch, erzähle mir doch recht viel! Du schweigst? Was soll das bedeuten?"

„Ja!" rief plötzlich Agnes in kindlichem Tone und

Digitized by Google

unter freudigem Lächeln, „ja, ich bin die glücklichste der Frauen. Mein ganzer Muth kehrt mit Dir zurück. Wüßtest Du, was ich um Deinetwillen gelitten! O grausames Schicksal! Doch es ist vorbei. Der liebevolle Vater im Himmel hat seinen ganzen Segen über Dich ausgegossen! Glücklich, sehr glücklich werden wir sein! Darum keine Angst mehr!" Sie lächelte, ihre Thränen, die im Auge standen, zu verbergen.

„Und denke Dir meine Angst" — fuhr sie liebreich fort — „mein Bruder ist zum Dienste am Ufer commandirt! Ach Frank! wären Deine Hände mit Blut befleckt!"

Frank wurde blaß und zitterte.

„Ich erwarte ihn jeden Augenblick mit meinem Vater, der keinen Abend ohne ihn zurückkehrt. Er liebt den Bruder so sehr, wie mich. Wie gut, wie brav, wie rechtschaffen mein Bruder ist. Und Du solltest wissen, Frank, wie sehr er Dich liebt; noch ebenso, wie in seiner Kindheit. Man weiß Deine letzte Fahrt nicht. Ich habe sie sorgfältig vor Jedermann verschwiegen. Ich habe gesagt, Du wärest in andern Geschäften abwesend. Hörst Du, verrathe mich nicht! Eben muß er kommen, mein innigstgeliebter Bruder!"

In demselben Augenblicke war ein Geräusch zu vernehmen, das aus einem anstoßenden Zimmer herüber kam. Mehrere Personen trugen eben einen schweren, nassen Gegenstand herein.

„Wie zahlreich kommen sie heute!" rief noch lächelnd Agnes. Da eilte eine bestürzte Magd mit den Worten herein: „Ein Mensch ist am Ufer ermordet worden!" Agnes war starr vor Schreck. Sie heftete ihre Augen auf die ihres Geliebten, der schwach und zerknirscht auf einen Lehnstuhl niedersank.

„Dieses Todesurtheil ist an Deiner Stirn zu lesen!" sagte sie bebend und setzte sich vor ihm nieder. „Frank! um Deine Gestalt schwebt ein Mordgespenst! Dein Schicksal war so vom Himmel aufgezeichnet. Ich bin Deine Mitschuldige!"

Sodann nahm Agnes ihre ganze Kraft zusammen, bahnte sich mit Gewalt einen Weg durch die gaffende Menge und eilte auf den am Boden liegenden Leichnam zu. Lautlos blickte sie um sich herum, gab ihrem Geliebten ein Zeichen, er eilte zu ihr und nahm sie in seine zitternden Arme auf. Noch einmal sieht er in ihre Augen, die sich zum letzten Male öffneten und ihn noch einen Blick voll Mitleid und Verzweiflung gewahren ließen.... und läßt den Leichnam seiner geliebten Agnes neben den ihres Bruders gleiten.

Spurlos verschwand er aus der bestürzten Menge. Niemand weiß, wohin der unglückliche Schmuggler gekommen.

Bruchstück aus Georg Schirges „Klein- und Großstädter."

Ein Kleinstädter wird unter ganz anderen Verhältnissen groß als ein Großstädter, der in vielen Dingen klein ist und bleibt. Ein Kleinstädter wird noch einmal so stark, so alt, noch einmal so weise als ein Großstädter, der mit spöttischer Verachtung und mit geheimem Neide vom kleinstädtischen Leben und Treiben redet. Die Kleinstädter sind meist Naturmenschen, vom Bürgermeister herab bis zum letzten Ladenjungen; Gesellschaftmenschen, von der Frau Senatorin bis zur Jungfer Nix; Gemüthsmenschen, vom Herrn Pastor bis zum Unterküster. Welche Frische der Empfänglichkeit — in der Seele eines Kleinstädters, — welche Empfänglichkeit für alles Große, Schöne; welcher Respect vor der Municipalbehörde; welche Demuth und Bescheidenheit vor dem lieben Herr Gott! Und welch' edler Stoicismus, welches Phlegma den verführerischen Lockungen des Lebens gegenüber.

Die Kleinstädter leben unter sich ein wahres Familienleben, sie kennen sich Alle, — wer kennt sich in großen Städten? Es geschieht nichts an einem Ende der Stadt, was nicht am andern desselben Tages bekannt, besprochen, miterlebt würde.

Ist es nicht wahrhaft rührend, es mit anzusehen, wie die kleinste Veranlassung äußerlicher Dinge für den Kleinstädter Bedeutung erhält? Gesetzt, Doctors Hausthüre geht noch spät Abends auf; die ganze Straße links und rechts horcht. Wer kennte nicht diesen nervenerschütternden, grellen Klang der Hausthürglocke? Sie tönt beinahe über die ganze Stadt hinaus. Es ist schon zehn Uhr. „War das nicht Doctors Thür?" fragt der Papa im Schlafrock. „Wo mag der Doctor noch so spät hin müssen?" spricht die Mama in der Nachtjacke. „Es ist auch möglich," sagt die Tochter, daß er nicht ausgeht, sondern nach Hause kommt." — Obwohl der Doctor zur Conrectorin gehen mag? Gott gebe, daß sie glücklich entbunden werde!" heißt es in einem andern Hause, die Gardinen werden zurückgeschlagen und ein nachthaubiger lockengewickelter Kopf späht auf die Gasse. Zwanzig Fa-

Digitized by Google

milien reden an diesem Abend von dem Doctor und seinen Kranken; eine kleine Glockenzunge hat hundert Menschenzungen in die lebhafteste Bewegung gesetzt, tausend Combinationen hervorgerufen. Ich frage: ist das nicht rührend? Wo fände sich eine ähnliche Theilnahme in großen Städten, in denen oft selbst die größte Thurmglocke donnernd in die Lüfte schallen kann, ohne einen Gedanken, geschweige denn eine ganze Kette von Vorstellungen, Wünschen, Wort und Rede oder Gebet hervorzurufen. Harmloses Dasein des Kleinstädters von der Wiege bis zum Grabe, vom Morgen bis zum Abend. Das Wichtigste für den Kleinstädter ist, jeden Morgen den Augenblick wahrzunehmen, in welchem der Ausrufer, dieses ambulante Bülletin der kleinstädtischen Tageschronik, dieser wichtige Pranco, seine Stentorstimme erhebt, um der andächtig aufhorchenden Schaar, die aus den Fenstern herniederschauet oder ihn umdrängt, zu verkünden, welche Loose heiterer und schwarzer Art dem Leben gefallen sind. Der Ausrufer entscheidet über das Schicksal des ganzen Tages, er weckt die angenehmsten Gefühle und erregt die größte Betrübniß. Wenn er die Lippe schließt, ziehen sich die Lauschenden vom Fenster zurück und rathschlagen dann am häuslichen Heerd über Einkauf und Küchenzettel. „Die Mama will Fisch, der Papa hätte lieber frisches Fleisch; — wer wohl den Regenschirm mag verloren haben! — bei Feldscheers ist morgen Auction!" Das ersetzt die Lectüre eines ganzen Journalzirkels. Dazu kommt eine Reihe Neuigkeiten. Der Höker verkauft den Käse um zwei Pfennige billiger; der Kaffee ist um einen Dreier gestiegen und der geizige Krämer soll — erzählt die Köchin — so genau wägen, daß er, um nicht zu viel und zu wenig zu geben, eine Kaffeebohne durchbeißt. — Wie viel Stoff zum Morgengespräch.

Es ist demnach nicht blos angenehm, sein Leben unter Kleinstädtern zuzubringen, sondern auch klug, die großen Städte zu meiden und die kleinen zu suchen, klug für Jeden, den ein großer Mann zu werden gelüstet. Selbst für Naturen, denen heftige Eindrücke und erschütternde Empfindungen Noth thun, fehlt es unter Kleinstädtern nicht an Nahrung.

Dennoch sind die Großstädter eine der schwierigsten Aufgaben der physiognomischen Studien, weil in ihrem Charakter die Spuren innigster offener Natur verwischt sind. Der Kleinstädter legt die Maske nie ab und mag nimmer sein und scheinen, wie er ist, den Kleinstädter bewältigt die Zeit, der Großstädter hat gelernt, aus dem Kampf mit ihr als Sieger hervorzugehen, sie selbst zu überflügeln. Das ist natürlich und daher darf man nicht in großen Städten nach Naturmenschen suchen; eben so wenig nach Gesellschaftsmenschen, denn der Großstädter beachtet immer erst sich selbst Andern gegenüber und trägt daher ein Princip des Egoismus in sich, das die Geselligkeit ertödtet; der Großstädter ist aus demselben Grunde auch kein Gemüthsmensch, denn Gemüth ist eben nach dem Ausspruch eines großen Physiognomikers die objective Subjectivität in ihrer reinsten und reichsten Form. Der Großstädter lebt ferner weit mehr nach Plänen als nach Maximen; sein Leben ist daher genußreicher, aber nicht so rein wie das des Kleinstädters, zu dem er so noch im schneidensten Gegensatz steht.

Ein reicher Großstädter beklagte sich jüngst, daß er von Pferd und Wagen, von Kutscher und Stiefelputzer abhängig sei, sein ganzes Leben unter ihre Controle begeben müßte, keinen Schritt thun könne ohne sie. Ein moderner Hedonismus hier, dort eine oft rührende Askese, wie sie das Leben mit sich bringt für Jeden, dessen Auge über das Weichbild irdischer Existenz hinausschaut. Noble Passionen, die höchsten Tugenden des Großstädters, Verachtung des kathegorischen Imperativs seine Stärke. Armer reicher Mann. Er kann keiner Dame den Hof machen, in seiner Bedientenstube wird dem ganzen Roman seiner Liebe die Poesie genommen; er kann keinen Besuch empfangen, seine Söldlinge sind die Ersten, die Stand, Namen und Rang des Kommenden erspähen. Sein Reichthum ist zu einer unversiegbaren Quelle täglichen Verdrusses geworden. Und neben ihm, neben diesem Reichthum, der schneidende Gegensatz bitterster Armuth, die er täglich vor Augen haben muß, ohne sie lindern zu können, oft ohne zu mögen. — Ich sah in einer belebten Straße der großen Stadt, in welcher ich diese Worte zu Papier brachte, allabendlich ein Weib mit einem Kinde seitwärts des Einganges eines Kellers sitzen. Neben ihr lag ein großer Haufen leerer Austerschaalen und aus der Tiefe klangen die Töne entkorkter Weinflaschen; an ihr vorüber rollten die glänzenden Carossen und der Huf der Rosse spritzte den Koth auf ihr lumpig Gewand. Dann und wann reckte sie die magere Hand aus, wenn die Physiognomie eines Großstädters ihr kleinstädtisch genug vorkommen mochte, Mitleid zu haben. Als es anfing zu frieren, sah ich dies Weib nicht mehr; was mag aus ihr geworden sein? Contrast, das ist's, was der Großstädter will und liebt.

Es war in einer der größten Städte der Welt, wo ich einmal las, was man in kleinen Städten nicht nöthig hat anzuschreiben, und was ich mich nicht entschließen kann, anders als mit Initialen hier wiederzugeben; an der Mauer eines Hauses stand mit Lettern, wie sie der

Digitized by Google

verewigte Reisende der sächsischen Schweiz, — Kieselack, — nicht schwärzer und größer malte: „O. n. p. p. i.“ Und was thaten die Großstädter? Wer die Buchstaben entziffert, wird es sich selbst sagen können, jedenfalls geschah nicht, was ein Kleinstädter erwarten wird.

Worauf ist der Großstädter so stolz? was blähet ihn so gewaltig auf? Etwa die Freude über das Glück seines Nachbars? Er kennt ihn nicht, kümmert sich nicht um ihn. Womit prunkt er so gewaltig? mit dem Elend etwa in seinen Lupanarien und Mansarden?

Ach, es gibt wenig Großes in großen Städten; das größte ist Jammer und Elend. Darum fand einer unserer größten Physiognomiker der Gegenwart es jüngst so schwer, in Paris — heiterer Laune zu sein.

Etwas über das Stricken.

Sagt mir nur, Lyriker, Romantiker, Poetiker, wie konnte es Euch nur einen Augenblick einfallen, das weibliche Geschlecht das „empfindsame“ zu nennen!!! Stechen die Frauenzimmer nicht aller Romantik mit den fünf Stricknadeln die Augen aus? Erdrosseln sie nicht alle Poesie mit den Strickfaden?

Wenn ich so im Freien sitze, und in Gottes großem Bilderbuche lese, und die geheiligte Offenbarung des Daseins mir aus Berg und Thal und Wäldern, und aus dem grünen Jaspisboden, und aus tausend Farben und Tönen entgegenleuchtet, und die Frauen, diese Meisterstücke der Schöpfung, diese zarteste Blüthe des Daseins, diese verkörperte Poesie, sitzen da, und öffnen das große Vorrathsmagazin aller Prosa, den Strickbeutel, und ziehen hervor das Metall aller häuslichen Langeweile, den Strickstrumpf, und beginnen das brotmehlige, grieskörnige, sandige Geschäft der Geistestödtung und Gefühlabstumpfung: das Stricken, so läuft mir ein kalter Schauer über den Rücken, es ist mir gerade, als ob sie der Schöpfung Eselohren machen wollten, als ob sie zu der Natur sagten: „Du bist Erde!“ und zu der Gesellschaft: „Du bist nicht werth, daß man die Zeit an Dir verliert!“ und ich denke immer, es wäre denn doch besser gewesen, wenn der Mensch allein geblieben wäre, als ihm eine Gehilfin zu geben, die ihm das Leben wie einen Strumpf abstrickt!

Man glaube hier ja nicht, daß ich etwas gegen das Stricken habe. Stricken ist die Staatskunst der Frauen, aber die Staatskunst der Frauen muß im Geheimen betrieben werden! Es gibt nicht vielleicht einen Menschen, der größeren Respect vor Strümpfen hat, als ich, aber es muß ein fertiger Strumpf sein; nur kein werdender; ein Strumpf ist eine große Sache,

> „Ja, wer auch nur einen Socken
> Sein nennt auf dem Erdenrund!“

Aber das Werden, das Entstehen muß ein süßes Geheimniß bleiben, dem Mann ein Räthsel; sieht er, wie der Strumpf wird, dann ist die Ehrfurcht beim Teufel, das Geheimniß ist entschleiert, und der Reiz, den ein fertiger, ganzer Strumpf für uns Männer hat, ist dahin!!!

Mit den Strümpfen verhält es sich umgekehrt, wie mit dem Menschen. Bei dem Menschen ist der Fertige nicht mehr interessant; der werdende, das Kind, der ist interessant. Der fertige Strumpf hingegen ist aller Ehren werth; aber der werdende, das Stricken, das ist ein Verstands-, Witz- und Geistesvertilgungsmittel. Meine lieben Frauen und Mädchen, strickt zu Hause, in Eurem stillen Kämmerlein; spart Euch was ab am Zank mit dem Manne, mit der Köchin, am Spiegel, am Modejournal; strickt incognito, aber nur öffentlich nicht; wir wissen ja doch, je mehr ihr öffentlich strickt, je weniger bringt ihr heimlich einen Strumpf zusammen! Ihr foppt uns nicht mehr; ich weiß es aus Erfahrung, die Männer, Kinder und Geschwister aller jener Frauenzimmer, die immer an öffentlichen Orten stricken, haben nie das warme Gefühl eines ganzen Strumpfes kennen gelernt! Die Frauen können mich deshalb beim Stadtgerichte belangen, ich kann es beim Weltgerichte beweisen! Erfahrung ist die Mutter alles Wissens; ich hatte zwei Freunde, die Geliebte des Einen strickte ewig und immer und hatte nie einen ganzen Strumpf; die Geliebte des Anderen strickte nie öffentlich, und er hatte immer einen Schrank voll ganzer Strümpfe.

Miscellen und Anecdoten.

(Alles wiederholt sich nur im Leben.) Madame Dudevant (Georges Sand) ist nicht die Erste, welche für die sogenannte Emancipation der Frauen kämpft; zu Ende des vorigen Jahrhunderts machte eine Engländerin großes Aufsehen, Mary Wollstonecraft Godwin, welche die Fahne der weiblichen Unabhängigkeit aufpflanzte, die sogenannten „Rechte der Frauen“ in einer berühmt gewordenen Schrift für ihr Geschlecht in Anspruch nahm und persönlich manchen socialen „Vorurtheilen“ Trotz bot. — Auch ist es nichts Neues, daß

Digitized by Google

die Frauen öffentliche Zusammenkünfte halten, was, wie die Leserinnen aus den Berichten in den Zeitungen wissen werden, seit einiger Zeit jetzt häufig in England geschieht. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestand in London ein großer „Frauen-Disputir-Club," in welchem gewaltige Reden gehalten wurden. Unter anderen wurde dort ein Mal sehr hitzig eine Petition an das Parlament um Besteuerung der Hagestolzen berathen und durchgesetzt. Ein anderes Mal disputirte die Gesellschaft sehr ernsthaft über die wichtige Frage, ob Adam oder Eva im Paradiese die größte Schuld auf sich geladen habe. Adam fand heftige Anklägerinnen, aber auch sehr warme Vertheidigerinnen und als es endlich zur Abstimmung kam, erklärte die Gesellschaft durch eine geringe Majorität Adam für den schuldigsten Theil.

— In einer englischen Stadt erlaubten sich kürzlich zwei junge Männer einen wohl noch nicht vorgekommenen schlechten Streich. Sie nahmen nämlich die erstarrten Bienen aus einem Bienenkorbe, trugen sie in einem Taschentuche unbemerkt in einen Ballsaal und versteckten sie dort. Als die Wärme in dem Saale sehr bedeutend wurde, lebten die Bienen auf, flogen herum und stachen Tänzer und Tänzerinnen, die laut schreiend entflohen. Erst mehrere Tage nachher verriethen sich die beiden Schuldigen, gegen die eine Klage angestellt worden ist.

— Die meisten Ehescheidungen kommen in Nordamerika und namentlich in dem Staate New-Jersey vor. Bei der letzten Eröffnung der Legislatur wurde dieselbe von so vielen Ehepaaren bestürmt, die geschieden sein wollten, daß sie sich genöthigt sah, die Thüren zu schließen, um vor dem Andrange nur einigermaßen sicher zu sein.

— Dem Parlamente in London ist vor Kurzem ein Bericht vorgelegt worden, der gewiß auch unsere Leserinnen in hohem Grade interessirt; denn er zeigt im grellsten Licht, wie viele Opfer die Mode erfordert und wie viele blühende Leben zu Grunde gehen mussen, damit die vornehmen Damen immer schnell den Vorschriften der Fashion folgen können. Es gibt in London **15000** Putzmacherinnen, und der erwähnte Bericht weiset nach, daß sich dieselben in weit schrecklicherer Lage befinden, als die Negersclaven. Während der Saison, d. h. vom April bis August, müssen diese Mädchen täglich 18 Stunden arbeiten; oftmals befinden sich 50 in einem Zimmer. Sie wohnen meist bei ihren Arbeitgebern. In einem Hause mußten fünf in einem Bette schlafen. Ihre Nahrung besteht meist in Thee, Brod und Butter. Nicht selten kommt es vor, daß diese armen Mädchen die ganze Nacht hindurch arbeiten müssen; eine erzählte, daß sie bei dem Beginn der Landestrauer um Wilhelm IV. vom Donnerstag früh bis Sonntag Abend unausgesetzt gearbeitet und nicht geschlafen hätte. Als sie Sonntags endlich zu Bette ging, konnte sie vor großer Aufregung nicht schlafen. Eine Andere erzählte, daß sie 3 Monate lang täglich 20 Stunden gearbeitet habe und gab an, daß, wenn die Königin ein großes Fest gebe, oder bei ähnlichen Gelegenheiten solche Fälle häufig vorkämen. So erklärt denn auch ein Arzt, daß nirgends Menschen so viel und so angestrengt arbeiten, als Putzmacherinnen und Näherinnen, und er setzt hinzu, kein Thier würde eine solche Anstrengung ertragen. In den Handlungen, welche nur Trauerkleider &c. liefern, kommt überdies sehr häufig Erblindung der Arbeiterinnen vor. Eine dieser Unglücklichen erzählte, sie habe 9 Tage und 9 Nächte hintereinander, ohne ihren Anzug wechseln zu dürfen, arbeiten müssen und nur gelegentlich 2 Stunden auf einer Matratze ausruhen können. Nach dieser Zeit war sie erblindet. Am gefährlichsten für die Augen ist das Sticken auf Schwarz. Eine Hoftrauer kostet jedes Mal wenigstens 30 solcher unglücklichen Mädchen die Sehkraft. Die fashionable Welt, fügt ein Arzt hinzu, weiß nicht, wie viele Tausende von Mädchen in jeder Saison dadurch geopfert werden, daß alle Damen schnell den modischen Putz haben wollen. — Noch schauerlicher lauten die Angaben jenes Berichtes über die Spitzenarbeiterinnen in Nottingham. Alle Spitzen werden dort durch Maschinen geliefert, welche durch ganz kleine Kinder, durch Mädchen von 2 oder 3 Jahren, bedient werden, welche des Tages 16—20 Stunden arbeiten müssen. Die Frauen, welche in diesen Fabriken beschäftigt sind und kleine Kinder haben, auf die sie natürlich nicht achten können, geben den armen kleinen Geschöpfen offen und ungescheut Opium, damit sie schlafen. Amtliche Aussagen bestätigen, daß sehr häufig solche Kinder in Folge des Opiumgenusses sterben und die meisten lebenslänglich siech bleiben.

(Saphir über den Carneval.) Der Carneval (sagt jetzt Saphir) ist nicht nur vor der Thür, sondern er ist schon mit der Thür in's Haus gefallen. Sie sind schon alle da, die Carnevalsgäste! Die große Drehkrankheit, die nicht nur jene Schafe befällt, die in der Wolle sitzen, sondern auch jene Schäfchen, die in Mieder und Crinolins sitzen; das „Tanzen," dieses moderne Gliederreißen; die „Bälle," diese modernen russischen Bäder; die „Hausbälle," diese Privattöchtermärkte; die „Picknicks," diese Armenbüchsen, in die Jedes etwas Kleines hineinwirft und etwas Großes herausnehmen will; die „Soirées dansantes," diese Unterhaltungen, wo der Wirth das Fleisch für sich behält und die Beine springen läßt; die „Familienkränzchen," in welchen sieben Familien an zwei Mandelkränzchen ihren frugalen Familiensinn einüben, und noch eine Menge Arten und Weisen, einen schmalen Raum, eine lange Zeit, ein enges Herz, einen weiten Magen, alte Basen, junge Laffen, dicke Schädel und dünne Waden auszufüllen mit schlechten Walzern und noch schlechtern „Gugelhopfen," mit altem Trillschtratsch und mit neuer Watte! die Zeit, in welcher der Himmel voller Geigen und die Erde voll Versatzzettel hängt, ist da.

(Der Arzt wider Willen.) Köln, vom 18. Februar. Wie sehr leicht der Glaube an übernatürliche Kräfte Wurzel faßt, beweiset abermals ein Fall, der sich vor wenigen Tagen in einem Dorfe bei Mühlheim am Rhein ereignete. Ein Feldmesser nämlich, der wegen des schlechten Wetters im Gasthause eingekehrt war, wurde von einigen anwesenden Bauern wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Wunderdoctor Mohr in Niederempt für diesen gehalten. Alsbald verbreitete sich durch das ganze Dorf das Gerücht von des Letzteren unerwarteter Ankunft; alle Kranke und Krüppel wurden herbeigeschafft; das Betheuern des Fremden, daß er durchaus nicht der Wunderdoctor sei, ja ihn nicht einmal persönlich kenne, half nichts; er mußte sich an's Kuriren begeben, er mochte dies wollen oder nicht, und vollführte dies nach des Schäfers bekannter Methode so geschickt, daß drei Kranke sofort völlig geheilt zu sein vor der staunen-

Digitized by Google

den Menge laut erklärten. Diesmal hatte der Gastwirth den besten Nutzen, denn dem größten Theile der Anwesenden bot die unerwartete Ankunft des vermeinten Wunderdoctors eine erwünschte Gelegenheit dar zu einem Gelage, das bis spät in die Nacht dauerte. Dies benutzte der Feldmesser, der ihm peinlichen Lage zu entgehen, indem er sich entfernte. Die Bauern wollen sich aber noch nicht ausreden lassen, daß der Schäfer von Niederempt sie durch einen Besuch ausgezeichnet habe.

— Man erzählt sich, daß kürzlich ein Mann, der nach Hause kommt und Kisten und Schränke erbrochen und Alles entwendet findet, zu seiner Verwunderung im Spiegel eine Karte stecken sieht, welche die Worte enthält: „Fritz Kühlmeier, Dieb." Wenn dies auch nur leere Erfindung ist, so setzt doch die Frechheit, womit jetzt so häufig Räubereien verübt werden, außer Zweifel, daß wir auch noch so weit in der Civilisation kommen werden, Diebe ihre Karten bei uns abgeben zu sehen.

— Ein östereichischer Landjunker ging auf die Jagd. Sein Begleiter schoß einen großen Vogel. Neugierig eilte Jener hinzu und fragte: „Was ist das für ein Thier?" — Antwort: „Ein Adler." — „I, bewahre, er hat ja nur einen Kopf." — „Haltens zu Gnaden, er ist wahrscheinlich aus dem Preußischen herübergekommen."

(Bannstrahl gegen den Frack.) Im Allg. Anzeiger der Deutschen schleudert ein Herr W. von W. einen Bannstrahl gegen den Frack: „Ein Kleidungsstück, welches deutscher Sittlichkeit von jeher wenig zugesagt hat," bemerkt er, „scheint jetzt durch die Anordnung eines hochherzigen deutschen Fürsten in wenig Jahren über den Rhein verdrängt werden zu sollen, woher es uns mit vielem Andern gekommen ist. Die schöne, aber unverschämte du Barri, die Buhlerin Ludwigs, führte den Frack am französischen Hofe ein. Früher wurden die Rockschößen unten zusammengehäkelt. Friedrich Wilhelm IV. hat einen Theil seines Heeres jetzt nicht nur malerisch, sondern auch züchtig bekleidet und die bürgerliche Gesellschaft durch sein Beispiel ermuthigt, der Pariser Mode durch Einführung eines deutschen passenden Festkleides zu entsagen. Mögen unsere Frauen, die holden Sittenwächter der Gesellschaft, nun auch ihre Stimme erheben. Wenn kein Mädchen mehr mit einem Herrn im Frack tanzen wollte, würde dieses Kleid bald aus dem Tanzsaale und dann auch aus der Kleiderkammer für immer verschwinden." — Hierzu ist aber noch wenig Hoffnung!"

(Curiosum.) Wir haben bis jetzt geglaubt, nur in Spanien sei das Betteln unter den Studenten gebräuchlich. Nun erfährt man durch eine baiersche Verordnung, daß auch die Münchener Studenten das Handwerk begrüßen. Den über dem Betteln auf dem Lande Betroffenen haben die Behörden das Vergehen in ihre Zeugnisse einzutragen und bei zu häufigen Wiederholungen tritt Dimission ein. Auch das Herumziehen der Studenten von Haus zu Haus in München, um die Mildthätigkeit der Bewohner in Anspruch zu nehmen, soll ebenfalls noch mehr beschränkt werden.

(Historische Miscelle.) Im Jahr 1515 ließ der Erzbischof von Mainz in Halle eine Menge Heiligthümer, Reliquien und kostbare Silberwerke aus Klöstern einsammeln und von Privaten einkaufen. So z. B. unter andern auch aus dem Kloster Gottesgnade zu Calbe des St. Victors Haupt, des Patrons des Klosters. Kurz darauf (1516) ließ der Erzbischof einen Bürger aus Halle Namens Balten Pepen auf Zulassung des Rathes zu Magdeburg greifen und nach Calbe in's Gefängniß bringen, der hatte einen Kalbskopf anstatt St. Victors Heiligthum verkauft, der starb also im Gefängniß 1518, wurde nicht überführet.

(Die Frauen.) Die Frauen fangen jetzt an, immer mächtiger in die Zeit oder, besser gesagt, in das große Rad der Zeit einzugreifen. Drei Frauen tragen jetzt die Königskrone; sie stützen in England den Chartismus, in Barcelona machen sie Revolution und bewaffnen sich mit Lanzen und Schwerdt, in Deutschland beherrschen sie die Literatur und überall fangen sie an, Cigarren zu rauchen und Männerkleidung zu tragen. Wer weiß, wie viele Anhänger sie unter den Männern zählen, und wie viel heimliche Frauen es unter den deutschen Gelehrten gibt. Neuerdings ist der belgische General Vandersmissen in Gestalt, d. h. im Unterrock, seiner Frau glücklich aus dem Gefängniß entflohen. Ob seine Frau statt seiner Generalin wird? Talent und Kriegslist hat die Rettung ihres Mannes bewiesen.

— Der überall verbreitete Name Bursch statt Student kommt aus dem Lateinischen her. Im Mittelalter hießen nämlich bursarii jene Studenten, welche auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten wurden. — Kaiser Maximilian II. erlaubte der Universität zu Helmstedt im Jahr 1575, den Simson, wie er mit gewaltiger Hand den Löwen zerreißt, im Wappen zu führen; daher kam es, daß die Studenten jene Bürger, welche ihnen zuwider waren, mit dem Spottnamen Philister belegten. — Der Rector zu Naumburg, Justus Ludwig Bursmann, wurde im Jahr 1573 zum Professor der griechischen Sprache in Jena ernannt, und da er einen mit Fuchspelz gefütterten Mantel trug, so gab das zugleich den Studenten die Veranlassung zu dem Spottnamen Schulfuchs.

— Ein thüringischer Bauer brachte sein neugebornes Söhnlein zur Taufe. „Wie soll das Kind heißen?" fragte der Pfarrer. „Daß weß ich nich." — „Wißt Ihr denn gar keinen Namen?" — „Ne." — „Wie heißt Ihr denn?" — „Hans Görge." — „Nun, da wollen wir ihm Euren Namen geben." — „Nun meinethalben, ich muß mich derweilen ohne Namen behelfen."

— Die „Signale" erzählen: Gluck zerbrach einmal in der Straße Saint-Honoré in Paris die Fensterscheibe eines Gewölbes im Werth von 30 Sous. Er gab einen Thaler hin, und da ihm der Gewölbinhaber nicht herausgeben konnte, sagte Gluck: „behalten Sie den ganzen Thaler," und zerschlug auch die zweite Scheibe.

— Damit die Damen in England nicht zu leicht Feuer fangen, hat man ein Mittel erfunden, ihre Kleidung unverbrennlich zu machen. Man verfertigt nämlich einen sehr eleganten Mousselin, der im Feuer verkohlt, aber nicht zündet, und welcher zu Ueberzügen angewendet wird.

Digitized by Google

— In den Rheinprovinzen haben die Richter ihre alterthümliche kleidsame Amtstracht wieder erhalten, die aus einem blutrothen Rocke besteht, und soll Mündlichkeit und Oeffentlichkeit im Gerichtsverfahren mit angemessenen Modificationen allgemein eingeführt werden.

(Geburten in Europa.) In Europa rechnet man auf 25 Seelen einen Neugebornen; in einem Jahre werden in ganz Europa ungefähr 9 Millionen geboren, auf einen Tag kommen also 24,600 und auf eine Stunde 1025 Geburten.

(Amüsantes.) „Ich kann nicht begreifen," sagte ein Ehemann, „warum mein Weib sich so sehr vor dem Gewitter fürchtet." — „Das ist in der Natur begründet," antwortete sein Freund, „ein Donnerwetter fürchtet das andere."

— Eine junge Frau, schon im Besitz eines niedlichen Knabens, war abermals guter Hoffnung. Das Kind, um Vater und Mutter herumtändelnd wurde von Ersterem gefragt: „Nun, Fritzchen, was willst Du, daß Dir die Mutter zur Gesellschaft bringe, ein kleines Brüderchen oder Schwesterchen? Bitte nur die Mutter darum."

Da sagte Fritzchen; „Ach liebe Mutter, bitte, bitte — um ein kleines Pferd."

— Ein armer polnischer Jude ging durch einen Wald. Ein Wolf stürzte auf ihn los. Verdutzt, erschrocken hält der arme Jude seinen Wanderstock ihm entgegen, und glücklicher Weise schoß ein lauernder Jäger hinter ihm nach dem Wolfe, der getroffen, todt hinfiel. — „Gotts Wunder!" schrie der arme Jude, der den Jäger nicht sah, „hob ech doch schaun den Stock zwanzig Jahr und hob nit gewußt, daß er geloden is!"

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Aermel sind noch fortwährend ein Gegenstand des Streites; wir würden nicht fertig werden, wollten wir jede Aermelart aufzählen, die man anpreist; die vorzüglichsten sind die Halb-Gigot-Aermel, die ganz engen mit einer einzigen Naht, die griechischen und die Nonnenärmel. Die ersten können nur als Reminiscenz gelten; die zweiten sehen bei einem vollen Arme sehr schön aus; die dritte und vierte Art erfordert Unterärmel von Muslin oder Tarlatan.

Die Kleider zum Ausgehen sind sehr lang, indeß nicht mehr ganz so sehr weit, wie bisher; sie haben keine Garnirung, sondern blos eine Besetzung von Sammet, von Posamentirarbeit rc. Die Leibchen sind glatt, hoch hinaufgehend und mit Schnürchen besetzt, oder leicht von oben nach unten gefalten. Die Kragen sind sehr klein und viereckig, oder sie haben, was noch besser ist, zwei oder drei Spitzenreihen; die Manschetten, die ebenfalls von Spitzen sind, werden auf der Hand zurückgeschlagen.

Die Kleider, die man auf der Promenade sieht, sind meist von Pekin, von Caschmir u. s. w.; das Leibchen geht an ihnen hoch hinauf und ist ein wenig in Falten gelegt; die Aermel sind eng und meist mit Ueberärmeln versehen. Noch immer liebt man die stickereiähnliche Besetzung mit Schnürchen, namentlich mit Sammetschnürchen.

Die Capoten, die man für gewöhnlich trägt, sind sehr einfach, ohne Federn und ohne Blumen; auf Staatshüte macht man hängende Marabouts, geknüpfte Federn rc.

Im Allgemeinen ist der Ausputz der Kleider sehr einfach, dagegen sind die Stoffe sehr reich.

Herren-Mode. Auf den Phantasiefracks wird man dieses Jahr, wie es scheint, große Metallknöpfe machen. Sonst macht man sie noch mit breiten Schößen, engen Aermeln, niedrigem Kragen, sehr breiten Klappen und goldenen Knöpfen.

Auf den Westen sind die Knöpfe von guten Steinen sehr beliebt.

Die Fracks und Staatsröcke haben zwei Reihen Knöpfe, aber sie sind so knapp, daß sie nicht wohl zugeknöpft werden können, wenn man sie nicht verderben will; trotz dem verlangt die Mode, daß die Röcke zugeknöpft werden, und man hat deshalb eine eigene Vorrichtung erfunden, um dieses Zuknöpfen leicht bewirken zu können.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal, und wird von künftiger Nummer an der Gutenberg unter dem veränderten Titel: **Leipziger Moden-Journal**, Zeitschrift für die elegante Welt, erscheinen und ohne Erhöhung des Preises, der wie bisher **15 Ngr.** vierteljährlich bleibt, **wöchentlich** ein **brillantes Modenkupfer** bringen.

Zu beziehen durch alle Wohllöblichen Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes, hier in der betreffenden

Leipzig im März 1843. Expedition, Petersstraße No. 31/58, 1. Etage.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 13. (5. Jahrgang. I. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

7 Bde

Digitized by Google







Buchbinderei
KARL HOFFMANN
Wien XII.,
Gatterholzgasse 17
Tel. 83-10-922

Digitized by Google



Digitized by Google